Der patriotische Landprediger.

Zweites Stück.



Leipzig,
in der Weygandschen Buchhandlung,
1780.

Vorrede.

Es sind nur ein Paar Entschuldigungen, die ich der Fortsetzung des patriotischen Landpredigers vorsetzen muß. Die erste: Ich habe von dem Verdienste um den Wohlstand seiner Familie eher, als von dem um den Wohlstand seines Dorfs geredt, und in dem Verzeichnisse der Capitel war die Ordnung umgekehrt. Es ist geschehen, weil sich bey der Ausarbeitung fand, daß die Materien besser folgten, wenn sie so, wie ich nun gethan habe, geordnet würden. Man wird, hoffe ich, diese unbedeutende Veränderung gern übersehen.

Mehr Entschuldigung werde ich gegen einen andern Vorwurf, den Vorwurf unnützer Weitläuftigkeit, nöthig haben. Er mag mir von einem der verdientesten Landprediger, und von einem andern Richter meines Buchs, der nicht Prediger ist, gemacht werden, ich muß beyden antworten, und thue vermuthlich wohl, sie zu unterscheiden. Mit jenem hoffe ich mich bald zu vergleichen. Er kann sagen, es wäre für ihn wenig oder gar nichts Neues auf allen diesen Blättern, weil ihm sein Gewissen sagt, (sein Mund wirds nicht sagen,) daß er allen diesen Verdiensten und noch grössern längst nachgegangen sey. Ich brauchte gar hierauf

nicht zu antworten, weil ich in der Einleitung mich bereits erklärt, daß ich diesen würdigen Männern mein Buch gar nicht bestimmt, und in Ansehung ihrer keine andere Absicht damit habe, als sie zu ermuntern, daß sie meine eigentliche Absicht mit ihren weitern Erfahrungen befördern möchten. Sollten sie aber von sich auf alle ihre Brüder schliessen: so muß ich bekennen, zu glauben, daß ich die Reihe der Männer noch ziemlich lang halte, für welche meine Ausführung nicht zu weitläuftig, nicht zu bekannt, nicht zu unnöthig ist. Ich werde die Gegend glücklich preisen, aus welcher man sagen kann: hier ist alles, was ihr vorgebracht, schon im Ganzen, hier brauchte man wenigstens keine Weitläuftigkeit, wenn ja Ermunterung, deren der Mensch selten ganz entrathen kann, nicht unnöthig war. Es giebt aber Gegenden, wo es nicht ganz so ist.

Wie werde ich indeß meine Weitläuftigkeit bey dem entschuldigen, der da meynt, ein Stand bedürfe so umständlicher Erinnerungen nicht; dieser bedürfe sie weniger als andere; empfinge er sie, so könnten sie andere auch erwarten, und dann würde zu viel geschrieben werden müssen — wie werde ich mich gegen ihn, wenn er sogar Verächter wäre, entschuldigen? Ich werde bloß antworten: das Verdienst, welches sich der Prediger auf dem Lande erwirbt, bleibt nicht bey seiner Wohlfahrt stehen, geht größtentheils auf die Wohlfahrt des gemeinen Landmannes, des zahlreichsten und arbeitsamsten Standes im gemeinen Wesen. Der Lehrer

rer

rer ist der weitste Canal, durch welchen Ruhe und Wohlstand dem Bauer zufließt. Wer ihn zu Verdiensten erweckt, dient hauptsächlich dem Landmanne, und sehr beträchtliche Dienste können diesem, wie die Sachen itzt stehen, kaum anders als durch seinen Lehrer erwiesen werden. Man schreibe so viele und so schöne Bücher für ihn, als man will, befördert der Lehrer ihre Bekanntmachung nicht, so werden sie auf dem Dorfe gewiß ungelesen bleiben. Ist der Prediger nicht das Licht seines Orts, so wird er von den Fackeln, die andere in der Ferne um ihn herumtragen, schwerlich helle werden; für Irrwische möchte der Bauer diese Lichter in der Ferne leichter halten, und fliehen. Was in der Erziehung und Bildung des Landmannes gebessert werden soll, das trage man ja dem Prediger auf. Alle Mühe und alles Schmälen grosser und kleiner Schriftsteller hilft sicher nichts, wenn der Prediger nicht weiter gehen wollte; die Befehle der Landesregierung schaffen sogar wenig, wenn der, welcher sie ausführen soll, lieber ein Ding ein Ding seyn läßt; wer kann ihm auf die Finger sehen, und alle seine Ausflüchte hemmen? Ich weiß nicht, ob man immer genung darauf sieht, wie viel auf die, welche unsern Willen ausrichten sollen, ankomme; zuweilen scheints, als wenn man den Befehl und Vorschlag für einerley mit der Ausführung hielte Ich sehe hauptsächlich auf die, durch welche etwas geschehen soll; wollen oder können die nicht, so bleibts wie es war, oder es ist nicht verbessert, was verändert wird. So viele und zum

Theil

Theil so trefliche ökonomische Schriften, und an den allermeisten Orten völlig die alte Wirthschaft? wie geht das zu? Der Bauer hört nichts davon, und der Prediger liebt sie nicht. Ohne ihn arbeiten diese Verbesserer vermuthlich noch lange umsonst. Des Predigers Hülfe zum sittlichen und zeitlichen Wohlstande der Dörfer ist ohne Zweifel die fruchtbarste, und sein Trost gegen die gänzliche Muthlosigkeit gewiß der stärkste, wo nicht oft der einzige, wie der sel. Abt schon bemerkt hat. Ich liebe den Landmann, und trete also zu den Männern, durch welche er am meisten aufblühen, am kräftigsten bey gutem Muthe erhalten werden kann, zeige ihnen die Verdienste, die sie sammlen können, und vielleicht nur nicht beachtet haben, und ermuntere sie, darnach zu greifen, und stille Wohlthäter zu werden. Daß ich hiemit auf dem rechten Wege bin, dem Landmanne zu dienen, das weiß ich gewiß, und hoffe eben so gewiß zu wissen, daß ich meinen Wunsch nicht verfehlen werde. Wer mit dieser Entschuldigung meiner Weitläuftigkeit nicht zufrieden ist, der beweise, daß man leichter, sicherer und wohlthätiger, als durch einen verdienstvollen Prediger, dem Landmanne nutzen könne, und ich will seinen Weg betreten. Wenn doch die Männer diesen Beweis versuchen möchten, in deren Augen der Landprediger ein so unwichtiger Mann ist! In dem einzigen Falle verbitte ich ihn aber, weil ich ihn nicht lesen werde, in dem Falle nämlich, wenn in ihren Augen auch der gemeine Landmann ein unbedeutendes Geschöpf wäre.

Der Verfasser.

Drittes Hauptstück.

Vom Verdienste eines Predigers auf dem Lande um den Wohlstand seiner eigenen Familie.

Es ist nicht, wie es scheinen möchte, gegen meinen Plan, auch dieses Verdienstes zu erwehnen, weil mit demselben die andern an sich, und besonders nach dem Urtheile des Landmanns, sehr zusammenhangen. Wir andern können Einsicht und Gebrauch von Einsicht feiner unterscheiden als der Bauer, der gleich platt behauptet: wer selbst kein Brodt zu haben versteht, kann mir auch keinen Rath zu meiner zeitlichen Wohlfahrt ertheilen; und wer den Weg, mit Ehren durch die Welt zu kommen, nicht weiß, mag den, in den Himmel zu kommen, auch kaum wissen. So viel ist wenigstens wahr, daß armselige häusliche Umstände den Landprediger an manchem Verdienste hindern. Er kann weder durch einen Vorschuß aus der Noth helfen, noch zu einer Verbesserung beförderlich seyn, kann von dem, was ihm gebührt, nicht gut abstehen, nicht gut etwas verschenken, nicht gut auf die Zeit warten, da der Bauer Geld hat, wird vielmehr aus Noth strenge fodern müssen. Wie er daher keine Zuflucht seiner Eingepfarrten seyn kann: so wird er dagegen leicht für einen harten, geitzigen Mann, der wol plagen, aber nicht dienen könne, gehalten. Sollte er unter diesen Umständen viel von dem Vertrauen haben, ohne welches

ches ihm der Bauer wenig Gelegenheit zu Verdiensten geben wird? Ist er gar so dürftig, daß er ohne Unterlaß Gefälligkeiten von seinen Eingepfarrten, ja gar ihr Mitleiden nöthig hat; so dürftig, daß er im Aeussern nicht den geringsten Vorzug vor dem gemeinen Reiheeinwohner des Dorfs behaupten kann, und so dürftig, daß er Kirchengelder angreift, und ihre Verwaltung verliehrt, oder sich andere Schulden zuzieht, woraus Proceß oder gar Sequestration einiger Pfarrgüter entsteht: so wird er der Mann nicht mehr seyn, der sich Verdienste erwerben kann. Wer dazu aufgelegt seyn will, muß nicht so ganz ohne eigenen Wohlstand, und wenigstens nicht in Umständen seyn, worüber ihn der Bauer verachtet. Um sich also den Weg zu Verdiensten nicht selbst zu sperren, muß die Anweisung dazu sich auch bis auf die Verdienste um den eigenen Wohlstand ausbreiten.

Ob die aber nöthig, und ob sie zu geben möglich ist, wird man ohne Zweifel noch vorher fragen. Die erste Frage: Bedarf ein junger Landprediger, der in der Stadt ohne Sorgen erwachsen ist, nur fodern durfte, was er auf der Schule und Universität brauchte, kein Dorf beynahe, als die, welche seiner Universität am nächsten, gesehen hat, und sich in einem vollen Hause bis zur Beförderung aufgehalten, bedarf der einiger Anweisung, wie man, ohne bald in Schulden zu gerathen, von den Producten weniger Grundstücke und von einigen ungewissen, bald guten, bald geringen und seltenen Einnahmen, leben, und gar vorwärts kommen könne? Diese Frage wird hoffentlich leicht mit ja beantwortet werden, wenn es auch nur aus der Erfahrung geschähe, daß es arme Landgeistliche giebt, die, wie es fast zum Sprüchworte geworden, nichts als Kinder und Bücher nachlassen.

Zugeben wird man wenigstens, daß ein Mann, der nicht einmal gehört hat, wie man auf dem Lande Brodt haben müsse, eine Anweisung hiezu ganz nöthig habe.

Wenn es aber nun weiter zu der Frage kommt, ob man einem Prediger auf dem Lande auch eine Anweisung, wie sich Wohlstand erlangen und bewahren lasse, geben könne? so versteht sich leicht, daß man allerdings einen allgemeinen Unterricht über häusliche Einrichtungen auf dem Lande ertheilen, aber durchaus nicht jedem Haushalte seine vortheilhafteste Verfassung anweisen könne. Die ist ohne Zweifel an jedem Orte anders, und man wird also jedem Hausvater überlassen müssen, wie er einige allgemeine Erinnerungen auf den an seinem Orte hergebrachten und möglichen Haushalt anwenden könne oder wolle. Es sind Erinnerungen, deren Gebrauch geprüft werden muß, und keine Regeln ehe, als bis sie die Prüfung dazu macht. Wem die gefällig ist, der wird sehen, was damit anzufangen sey; folgt er ohne Prüfung, wie sich das, was ich sagen will, an seinem Orte anbringen lasse, und leidet Schaden; so ist die Schuld sowol dann an ihm, als sie an ihm seyn wird, wenn er alles ohne Prüfung verwirft, und Schaden leidet.

Billig fange ich meine Erinnerungen mit der allgemeinen Bitte an, Landprediger nicht ohne Neigung zum Landleben zu werden. Ich sehe junge Männer mit Widerwillen gegen das Dorf auf das Dorf ziehen, und bedaure sie. Wer an dem, was das Landleben angenehmes hat, keinen Geschmack findet, und sich das, was es beschwerliches hat, unausstehlich vorstellt, wird nicht allein sehr mißvergnügt seine Zeit hinbringen, sondern bey Verachtung dessen, was

da

da durchaus geachtet werden muß, in Gefahr kommen, zu verarmen, wenn ihn anders eigene Mittel oder die Güte seiner Stelle nicht dafür bewahren. Diese zum Wohlstande mir so nöthig scheinende Neigung zum Landleben läßt sich, meiner Meynung nach, nicht gut mehr bey dem Manne erwecken, der ihr schon andere festgesetzte Neigungen und Gründe entgegenstellt, läßt sich aber überaus leicht bey dem Knaben, der den Apfel und den Kuchen und das Pferd liebt, erwecken, und wird bey ihm gewöhnlichermassen mit aller Gewalt zurückgehalten. Ich wills erzehlen, wie ichs sehe, und wie ichs gern sehen möchte. Der Hang zu den Freuden der Natur ist gewöhnlich in der Kindheit so stark, daß er, wenn die Sprachen und ersten Wissenschaften erlernt werden sollen, durch ein gewaltsames Entwöhnen von denselben etwas geschwächt werden muß. Natürlicher Weise geht der Knabe lieber in einem Garten voll Früchte und auf einem Anger voll Pferde, als in eine steinerne Classe, wo er größtentheils nur von eigensinniger Grammatik, von alten unwirksamen Kriegen, von abgekommenen Bürgerrechten, Syllogismen, Zahlen und Winkeln hört. Wir zwingen ihn zu gehen, versagen ihm die ländlichen Freuden, erheben und belohnen nur seine Sprachkenntnisse, bilden ihn zu städtischen Sitten, und, so viel wir können, zu den Feinheiten des Hofes, und ruhen nicht, bis wir ihm einen Geschmack an Gelehrsamkeit aufgedrungen haben. So sehe ichs; aber ich wünschte, daß mit demselben jener Hang zu ländlichen Freuden nicht untergetreten werden möchte, daß sie der Lehrer nicht als Merkmale des Buben brandmarken, nicht als den Weg zum Tode scheußlich machen, nicht als zu niedrige Erholungen verachten, sondern als ein gesunder Richter und verpflichteter Erzieher zu allerley Ständen sich auch in so viele Bekanntschaft mit ländlichen Dingen

gen Dingen setzen möchte, als er mit römischen Staats-alterthümern hat, da er nicht junge Römer, sondern junge Teutsche zu allerley Ständen erziehen soll. Ich wünschte, und ist das unbillig? daß der Schullehrer auch, nur auch den Orbis pictus, Langens Colloquia; den Julius Caesar, wo er von Land und Leuten spricht, den Tacitus de moribus Germanorum, Virgilii Georgica sachmäßig erklären, abwechselnd einige seiner Schüler zu seinen Spatziergängen mitnehmen, und ihnen in der Natur zeigen möchte, was ihr Buch beschrieb. Die Neigung zu ländlichen Dingen darf in der Jugend nicht überwiegend, nicht dem Studieren nachtheilig werden; aber deswegen braucht sie nicht so verfolgt, so verunehrt, so erstickt zu werden, daß der künftige Landprediger aus Verachtung der Wirthschaft ein Bettler, der künftige Rechtsgelehrte aus Verachtung des Landmanns sein Bedrücker, und der künftige Arzt aus Geringschätzung eines Bauern gleichgültiger, als er sollte, gegen sein Leben wird.

Auf der Akademie muß der Geschmack an Wissenschaften erweckt, genährt, gestärkt werden. Gewinnt ihn der junge Mann, so ist er gewöhnlich auch so jung, daß er damit Gleichgültigkeit, oder gar Verachtung gegen alle die Dinge annimmt, die nicht zu den höhern Wissenschaften gehören, wenn ihn auch sein Lehrer nicht darin stärkt. Es ist zwar nicht zu vermuthen, daß grosse Lehrer der Wissenschaften mich hören, oder auf mich achten werden; sollte ihnen aber meine bescheidene Bitte zu Ohren kommen, so sind sie so gütig, ihre fleißigsten und hoffnungsvollesten Zuhörer bey Gelegenheit zu erinnern, daß vornämlich die ehrlichen Leute, welche das Feld bauen, auch den Gelehrten ernähren; daß die Wissenschaften ein bischen gemißbraucht werden, wenn man ländliche Dinge als zu

klein darüber verachtet, und daß man eins thun könne ohne das andere zu lassen *), oder einen kleinen Landhaushalt zur Erholung besorgen, und dabey doch fortstudieren könne. Gemeiniglich sind die geschicktesten jungen Männer unglücklich auf dem Lande. Sie vernachläßigen, aus herzlicher Verachtung ländlicher Kleinigkeiten und aus überwiegender Freude an den Wissenschaften, die Dinge, welche unumgänglich zu ihrem Wohlstande gehören, so lange, bis sie den Mangel fühlen, sich grämen und sterben. Das wird ihre Lehrer dauren wie mich, und das können sie abwenden, wenn sie die Neigung zum Landleben, worauf ihr künftiger Wohlstand gutentheils beruhe, empfehlen, und als verträglich mit den Wissenschaften darstellen, besonders aber erinnern wollen, daß der Prediger auf dem Lande kein akademischer Gelehrter, wol aber ein

*) Die jungen Männer, welche ich gern so haushälterisch sehen möchte, als sie fleißig sind, erinnern sich hoffentlich hiebey, was ehemals Plinius der jüngere an den Tacitus schrieb; es ist der 6ste Brief im 1sten Buche. Für die, welche diese schönen Briefe auf ihrer Schule etwa nicht gelesen haben möchten, stehe er hier ganz: Ridebis, & licet rideas. Ego, Plinius ille, quem nosti, apros tres & quidem pulcerrimos cepi. Ipse, inquis? ipse, non tamen, ut omnino ab inertia mea & quiete discederem; ad retia sedebam. Erant in proximo non venabulum aut lancea, sed stylus & pugillares. Meditabar aliquid enotabamque, ut, si manus vacuas, plenas tamen ceras reportarem. Non est, quod contemnas hoc studendi genus. Mirum est, ut animus agitatione motuque corporis excitetur. Jam undique silvae & solitudo, ipsumque illud silentium, quod venationi datur, magna cogitationis incitamenta sunt. Proinde, quum venabere, licebit auctore me, ut panarium & lagunculam, sic etiam pugillares feras. Experieris, non Dianam magis montibus quam Minervam inerrare. Vale.

ein geschickter Mann seyn solle, der unter seinen Eingepfarrten von allen Seiten als das vorleuchtende Licht scheinen müsse.

Um desto glücklicher fortstudieren, und desto sicherer eine Beförderung erwarten zu können, wird der geschickte Kandidat am liebsten Hauslehrer in einem vornehmen Hause der Hauptstadt. Hier werden ihm die feinsten Sitten und der Geschmack an Kunst so gewöhnlich, daß er demnächst auf dem Lande über den simplen Ackerbau, den kunstlosen Garten, und den treuherzigen Gruß der Landleute hoch wegsieht, und darüber alle die Vortheile verliehrt, die ihm doch zu seinem Wohlstande unentbehrlich sind. Der Abstand seiner vorigen Lage von der gegenwärtigen ist freylich groß, es geht aber nicht allein an, unnachtheilig aus der einen in die andere zu treten, wenn man die Neigung zum Landleben nicht ganz ausgezogen hat, sondern es kann sogar mit einander bestehen, den Grossen nach ihren Sitten begegnen, und zugleich ein guter Landwirth seyn zu können. Ich kenne wenigstens einen Mann, der oft die Ehre hatte an einer fürstlichen Tafel in einer fremden Sprache unterhalten zu müssen, unmittelbar darauf einem Landmanne die Leichenpredigt hielt, und dem Begräbnißmahle beywohnte, ohne hier hofmännisch, ohne dort landmännisch zu seyn. Füglich wird der Kandidat auch im Hause des Ministers Neigung zu dem Landleben, das er künftig führen soll, erhalten können, wenn er sie nämlich von der Schule und Akademie mitgebracht hat. Ist sie aber auf der Schule gar nicht unterhalten, und auf der Akademie verdunkelt, so kann sie ein grosses Haus in der Stadt leicht ganz auslöschen. Es würde also zur Ruhe und Wohlfahrt seines künftigen Lebens gehören, daß ein solcher bey einem Edelmann, Beamten oder Prediger

auf dem Lande Condition nähme, um wieder Geschmack an einer Lebensart zu gewinnen, die er wohlthätig für sich und für andere dereinstens führen soll.

Es ist sehr gewöhnlich, daß der Kandidat nicht gleich Stadtprediger, sondern dazu ein geschickter Mann vom Lande berufen wird. Der allergrößte Theil wird also erst hier einen Theil seines Lebens zubringen müssen, und man kann es überhaupt nicht voraussehen, ob man auf dem Lande sterben, oder noch einmal in die Stadt kommen soll. Der vernünftige junge Mann wird daher, wenn er die hohe Schule verläßt, und nun nach Beförderung aussieht, das Dorf als seinen wahrscheinlich ersten und vielleicht lebenslangen Aufenthalt betrachten, und, wo er in seinem Kandidatenstande steht, Gelegenheit suchen, die Geschäfte, die Einsamkeit und die Vorzüge des Landlebens lieb zu gewinnen, damit er künftig da, wo er leben wird, zufrieden, nützlich und zu seinem Glücke lebe. Er, seine Familie und sein Dorf leiden äusserst, wenn er zu einem grossen Theile seiner Geschäfte keine Lust hat.

Die Kenntniß des Landhaushalts pflegt der Neigung zum Landleben bald zu folgen. Man sieht Leute aus der Stadt mit völliger Unbekanntschaft aufs Dorf ziehen, die bey der Aufmerksamkeit auf ländliche Dinge ganz früh gute Wirthe werden. Da sie es aber ohne manchen Schaden, oder sogenanntes Lehrgeld unmöglich werden können, wenn sie ganz unwissend aufs Land kommen, und dieser Nachtheil zuweilen das Wiederaufkommen hindert, öfter aber einen verderblichen Widerwillen gegen die Landwirthschaft gebiehrt: so stünde es ohne Zweifel um manche Familie besser, wenn der Landprediger einige Kenntnisse von der vortheilhaften Einrichtung seines Hauswesens mitbrächte. Wie man

dies

dies leicht zugeben wird: so möchte desto schärfer gefragt werden, wie dem künftigen Landprediger landwirthschaftliche Einsichten zu verschaffen wären? Ich will meine Meynung darüber sagen, und meinen geringen Beytrag dazu thun, ob ich vielleicht damit andere, die wirksamer meynen und kräftiger beytragen können, ermuntern möchte.

Ich wünsche, daß der erste Unterricht in der Landwirthschaft schon auf der Schule ertheilt würde. Auf der Schule, wird man fragen, wie könnte das da schon geschehen? Ich will einen Gedanken darüber hinwerfen, den vielleicht jemand mit der Zeit einmal liegen sieht, aufnimmt und realisirt. Es hat ohne Zweifel zu grosse Schwierigkeiten, einen Inbegrif der Landwirthschaft auf der Schule vorzutragen, und es hat vielleicht nicht viel weniger Schwierigkeiten, die bekannten Scriptores rei rusticae hier schon zu lesen; es hat aber ungleich geringere und gutentheils schon gehobene Schwierigkeiten, den Schülern, die zu den Dichtern geführt werden können, Virgils Georgica auch landwirthschaftlich zu erklären. Dies wäre mein Gedanke, den ich aber erst gegen die Einwendungen, die ich sehe, vertheidigen muß. Man kann sagen: ich bin berufen, Sprachkunde mitzutheilen, das kann ich; aber Landwirthschaft verstehe ich nicht; was Virgil davon sagt, das kann ich nicht zergliedern; was er für uns wahres oder unwahres davon sagt, das kann ich nicht entscheiden; meine Unwissenheit hierin zu bekennen, oder nur zu verrathen, oder gar zu erleben, daß etwa eines Landpredigers Sohn eine Stelle richtiger auslegen könne, das wäre meinem Ansehn nachtheilig: also besser, die Georgica liegen zu lassen. Ich antworte: dies Hinderniß hat der berühmte Herr Hofrath Heyne durch seine vortreflichen Anmerkungen über die-

dieses Buch so weit gehoben, daß der Schullehrer, der sie nutzt, und vielmehr, der die angeführten Schriftsteller nachschlägt, sein Ansehn bey der Jugend nicht allein nicht verliehren, sondern sehr vergrössern wird. Er wisse von der Landwirthschaft immerhin nichts mehr, als was in diesen Anmerkungen steht, und er soll sicher auch in diesem Fache in seiner Classe glänzen. Man kann sagen; und dies wird nicht leicht ein Schullehrer, eher ein anderer Mann, dem sein Amt Einfluß in Schulsachen giebt, sagen: in Schulen muß hauptsächlich auf Sprachen gesehen, und die Zeit mit unnützer Erklärung des Pflugbaues, des Bienenstandes und dergleichen, nicht verlohren werden. Ich frage: kann man aus den Georgicis kein Latein lernen? Man lese des Herrn Hofr. Heyne Vorrede; abschreiben darf ich sie hier nicht, aber höchstens eine Stelle für die, welche sie nicht lesen möchten, nur diese S. 115. illa ingenii Maroniani propria venustas in nullo ejus opere magis cognoscitur quam in Georgicis, omnibus numeris absoluto, perfecto & expolito carmine, ut, si in nostra interpretatione hoc assequuti sumus, nos enim id sequutos esse non negamus, ut non modo verborum ac sententiarum vim declaraverimus, verum etiam carminis pulchritudinem inprimisque ornatum sensibus & oculis adolescentum subjecerimus, nos operam nostram non omnino male collocasse arbitraturi simus. Ich frage: ist es nützlicher, sich bey der Erklärung manches Handgrifs, und mancher Stellung in der alten Taktik, die durch das Schießpulver unbrauchbar geworden, und dem Jüngling in allem Betracht entbehrlich ist, oder sich gar bey der Erklärung mancher unsaubern Anspielung in andern Dichtern aufzuhalten, als bey der Erklärung eines Werkzeugs, eines Geschäfts und einer Verrichtung sich aufzuhalten, die zu Beschaffung der Bedürfnisse des Lebens so wichtig sind? Man kann

sagen:

sagen: unter meinen jungen Leuten ist kaum ein Drittel, die Landprediger werden, und also diese Kenntnisse aus den Georgicis nutzen wollen. Ich antwortete: es sey einmal hie oder da so; ist die Aufmerksamkeit auf die Landwirthschaft und einige Bekanntschaft damit, die ein so feiner, einnehmender Dichter, als Virgil ist, gewiß nicht gleichgültig lassen wird, dem künftigen Rechtsgelehrten, dem künftigen Arzte durchaus so ganz entbehrlich und unanständig? Der Bauer ist vielfältig der erste Client und der erste Patient, und meiner Meynung nach, ich will sie gern aufgeben, wenn sie bündig widerlegt wird, wäre es dieser ersten Clienten und Patienten Vortheil, wenn ihre Anwälde und Aerzte ihre Lage und Lebensart etwas mehr kennten. Diese Kenntniß giebt doch aber Virgil nicht? Nein, wenigstens nicht ganz; aber Lust giebt er gewiß, sie zu erlangen. Ich stelle mir vor, daß doch wol ein Theil der jungen Leute, wenn sie Georgica läsen, einen gesunden, angenehmen, nützlichen Spaziergang ins Feld zur Erholung machten, und sie weniger in ungesunden Romanen der Dunkelheit, weniger in Tobaksgesellschaften, weniger in unnützen Kriegspielen suchen, finden würden. Und gesetzt, die Kenntnisse, welche unser Dichter von der Landwirthschaft giebt, und die Aufmerksamkeit, die er dazu einflößt, wären ganz unnütz: so ist doch das Latein, die Schilderung und mannichfaltige Wendung in seinen Georgicis wol so gut, als in seinen andern Schriften und in andern Dichtern. Ich kann hier am kürzesten abkommen, wenn ich noch folgende Stelle aus des Herrn H. H. Vorrede S. 113. abschreibe: est is proprius quasi Virgiliani carminis character, ut elegantiam cultumque summum, eundemque rectum, purum, pudicum ac decorum simulque elaboratissimum & exquisitissimum facile in eo agnoscas. Man kann sagen: ich finde das

Vergnügen in den Georgicis nicht, das ich in der Aeneis antreffe, und meine jungen Leute ziehen auch, wenn ich sie frage, welche Schrift wir lesen wollen, diese jener vor. Ich antworte nichts auf die Wahl der jungen Leute, unter welchen die meisten keine dieser Schriften kennen, und unter welchen einige der obersten wenigstens mit Vorurtheil für die Aeneis eingenommen sind, wenn sie auch nicht mit Vorurtheil gegen die Georgica bereits erfüllt sind. Sie werden sie von dem wackern Schulmanne, der ihnen die Aeneis so reitzend machen konnte, gewiß mit nicht mindern Vergnügen erklären hören, und ich wollte mich fast verbürgen, mit noch grösserm Vergnügen erklären hören, weil sie dabey in der wirklichen Welt bleiben, manche Freuden selbst schmecken, andere hoffen, und da sie keine Kinder mehr sind, manche Vortheile voraussehen können. Aber des Lehrers Geschmack an einer idealischen Welt, an einem Heldengedichte! Den tadele ich nicht, den versuche ich auch nicht zu reformiren; dafür wird er nun aber auch so gefällig seyn zuzugeben, daß, da man aus den Georgicis auch Latein und die feine Dichtersprache lernen kann, und da seine jungen Leute mit viel grösserm Nutzen für ihr künftiges Leben Kenntniß von der Landwirthschaft zu erlangen, als Heldendichter zu werden versuchen müssen, daß er verbunden sey, dies Gedicht wenigstens abwechselnd mit der Aeneis zu erklären, wenigstens mit eben so vielem Fleisse wie das Heldengedicht zu erklären, wenigstens nicht mit Verachtung ganz zurückzusetzen. Wenn er es, bey unüberwindlichem eigenem Widerwillen, nur nicht zuwider machen, sondern zum eigenen Nachlesen denen empfehlen wollte, die dereinstens Nutzen davon haben, wenigstens eine Aufmerksamkeit und Neigung zu der unbekannten und verächtlich gehaltenen Landwirthschaft aus den schönen

Schil-

Schilderungen des Dichters schöpfen könnten. Man kann endlich sagen: Virgil ist Dichter, und lebte vor 1800 Jahren in Italien; was werden uns jetzt, besonders in Niederteutschland, seine Regeln, wie man sich auf dem Lande klüglich verhalten müsse, helfen! Ich kann auch hierauf antworten, die befriedigende Antwort aber besteht in einem Beweise, daß noch immer auch für uns sehr viel wahres und brauchbares in seinem Lehrgedichte stehe, und dieser Beweis kann nicht kurz seyn, folglich hier nicht geführt werden. Wenn ich kann, will ich ihn in einem Anhange zu diesem Stücke führen. Ein Landprediger macht sich zu manchem Verdienste unfähig, hindert sein eigenes Fortkommen, und wird leicht mißmüthig zwischen den Zäunen, wenn er nicht Landwirth ist. Wie er es aber nie, oder aufs nothdürftigste werden möchte, wenn man ihm nicht früh einen Geschmack daran, vielmehr einen Widerwillen dagegen beygebracht: so wird er hoffentlich gern und mit Nutzen auf dem Lande wohnen, wenn er schon bey Erlernung der Sprache, die er wissen muß, einige Einsichten sammlet, und besonders eine Achtung und Neigung für die Landwirthschaft empfängt, die wol niemand leichter als Virgil einflössen kann.

Wäre es dahin gebracht, daß auf allen niedrigen Schulen, von welchen man auf die hohen geht, auch die Georgica landwirthschaftlich erklärt würden: so ist kaum nöthig, die Oekonomie auf der Akademie zu hören, da man ohnehin genung andre Dinge zu lernen hat, und ein solches Collegium auch wegen gewöhnlich zu weniger Liebhaber theurer, als jeder bestreiten kann, können dürfte. Es steht indeß vielleicht nicht auszurichten, daß Georgica auf Schulen gelesen werden: sollte in diesem Falle nicht gut seyn, daß sie auf der

Universität gelesen würden? Ich will recht offenherzig bekennen, was ich auch darüber hören muß, daß mir ein Collegium über die Georgica und gesammten Scriptores rei rusticae von überaus grossem und zum Theil noch unbekanntem Nutzen zu seyn scheint. *) Der Edelmann, Beamte und Landprediger, der forschende und ausübende Arzt, der elegante und praktische Rechtsgelehrte, der Philologe und Alterthumsforscher, Histori-

*) Ich freue mich, in der Allgem. deutsch. Biblioth. 33sten Bandes ersten Stücke S. 248. wo die 6. und 7te Nachricht von den neuen Schulanstalten in Zürich angezeigt wird, zu lesen, daß in dem dortigen Collegio Carolino auch Plinius, Cato, Columella 2c. weil man ohne sie Naturhistorie, Landwirthschaft 2c. nicht gründlich studieren könne, gelesen werden. Dies Collegium ist vorhin nur einseitig auf die Bildung junger Leute zum Predigtamte eingerichtet gewesen, itzt aber erweitert worden. „Ich wäre zufrieden, wenn bloß über den Columella auf Akademien gelesen würde. Da ich indeß einmal bey den Wünschen bin, so will ich auch noch den hinzusetzen, daß sich jemand behuef dieser Kenntnisse das Verdienst machen möchte, den Columella allein herauszugeben, die Stellen der andern alten Landwirthe, die ihn erklären oder ihm auch widersprechen, unterzusetzen, und in eigenen Anmerkungen nur etwa die letztvorhergehende und nächstfolgende Stelle anzuzeigen, wo das Kunst- oder sonst seltene Wort wieder vorkäme, als welches ich für den besten Commentarius halte, und die Arbeit kann ein Mann ohne landwirthschaftliche Kenntnisse thun. Daß die vortrefliche Gesnersche Ausgabe der Scriptorum rei rusticae vor einigen Jahren neu aufgelegt ist, weiß ich wol; aber ich weiß nicht, daß wir eine bequeme und nicht gar theure Handausgabe vom Columella allein haben. Eine schöne teutsche Uebersetzung desselben mit Anmerkungen hat der Marburgische Hr. Professor Mich. Conr. Curtius (Hamb. und Brem. 1769. in zween Banden 8.) herausgegeben. Ich wünschte, das dies Buch bekannter seyn möchte. Zu der Absicht, der ich erwehnt, kann indeß der lateinische Columella, auf vorgeschlagene Weise eingerichtet, doch noch besser dienen.

storiker und Mathematiker finden hier Nahrung. Wer mich beschuldigt, daß ich voreingenommen die Sache übertriebe, lese nur selber unpartheyisch. Dies Collegium halte ich vor das beste ökonomische, das man hören kann. Vielleicht findet es im Anfange die Liebhaber nicht, die es verdient; es wird sie aber, wenn sein Nutzen erst bekannter ist, gewiß finden. So lange inzwischen nicht beliebt wird, diese Kenntnisse der Römer zu nutzen, welchen unsere ältesten Vorfahren fast ihre ganze Cultur zu danken hatten, sey der junge Mann nur bedacht, ein ökonomisches Collegium, wie es gelesen wird, zu hören, und die Zeit, welche es kostet, für sehr wohl angewandt zu halten. In Ansehung der Einrichtung desselben, wenn mich anders unterstehen darf ein Wort dazu zu sagen, wünschte ich, daß es mehr historisch als vorschriftlich gehalten würde. Die Landwirthschaft ist in allen ihren Theilen gar ungemein verschieden. Wie der Ackerbau und die Viehzucht hier durchaus getrieben werden muß, so darf sie in der Entfernung von etlichen Meilen durchaus nicht getrieben werden; es ist fast nichts veränderlicher, als das vortheilhafteste Verhältniß zwischen beyden und ihren verschiedenen Theilen. Wer also die Landwirthschaft nach Regeln vorträgt, kann für seine Gegend ein vortreflicher Lehrer seyn; kann es aber für alle die Gegenden nicht seyn, wo sie anders als in jener geführt werden muß. Da nun der akademische Lehrer Zuhörer hat, die in sehr verschiedenen Gegenden dereinstens haushalten werden: so habe ich nicht Unrecht, zu wünschen, daß es ihm belieben möchte, beym Vortrage der Oekonomie mehr zu erzehlen, als vorzuschreiben, zu erzehlen nämlich, wie verschieden der Acker bereitet und genutzt werde, wie verschieden die Art, Anzahl, Fütterung und Nutzung des Viehes sey, und wie mannichfaltig die Einrichtung des ganzen Hauswesens zu

seyn

seyn pflege. Doch, was halte ich mich dabey auf, grosse Männer werden es immer besser machen, als ichs wünschen kann. *)

Wer von der Akademie zur Stelle eines Hauslehrers bey einem Manne auf dem Lande geht, oder in eins der ehemaligen Clöster, oder sonst in eine Anstalt kommt, worin junge Männer die nähere Vorbereitung aufs Lehramt empfangen, der findet vielleicht hier Gelegenheit, einige Kenntnisse von Landwirthschaft aufzufassen, wenn er sie auf der niedern und hohen Schule nicht erhalten hat. Wenigstens rathe ich ihm, diese Gelegenheit zu nutzen, und über Tische und beym Spatziergange zu erfragen, wie und warum dies oder jenes geschieht? Die Zeit kommt sicher, da es ihm lieb seyn wird, hiernach ehemals gefragt zu haben. Ich weiß

*) Des Herrn Professors Joh. Beckmann zu Göttingen Grundsätze der teutschen Landwirthschaft (2te Ausg. Göttingen 1775. 8.) haben übrigens meinen ganzen Beyfall. Der mündliche Vortrag darüber enthält ohne Zweifel mehr Erzehlung als Vorschrift, und diese letzte vermuthlich immer die Einschränkung auf das Vaterland der Akademie, das eine weitere Vorbereitung seiner künftigen Bürger auch billig sodern kann.

Herr Reichart, der in der Vorrede zum zweyten Theile des Land- und Garten-Schatzes den akademischen Unterricht in der Oekonomie sehr empfiehlt, meynt zwar, es müßten auch alle Werkzeuge und Handgriffe dabey sowol im Zimmer als nachher im Felde gewiesen werden, wobey ich auch, wenns auszurichten steht, nichts zu erinnern habe; ich will aber schon zufrieden seyn, wenn der junge Mann nicht ganz fremd aufs Land kommt, und von allen Zweigen der Haushaltung das gehörige Verhältniß zum Ganzen, einige allgemein richtige Begriffe, und zu allen eine weise und vortheilhafte Neigung mitbringt. Liebhaberey gegen einen Theil pflegt des ganzen Haushalts Untergang zu werden.

weiß nicht, ob es die vortreflichen Anstalten, in welchen junge Männer zum Lehramte vorbereitet werden, leiden, diese Vorbereitung auch bis auf einige Kenntniß vom Landhaushalt auszudehnen. So viel weiß ich, daß es sehr vorträglich seyn, und ihren künftigen Wohlstand sichern und ausbreiten würde. Denn niemand verdient mehr beklagt zu werden, als ein junger Mann, der viel weiß, nur aber nicht zugleich gelernt hat, Brodt auf dem Lande zu haben. Seine übrige Geschicklichkeit macht ihm den Mangel desto empfindlicher, und seinen Ort, den er lieben, um den er sich verdient machen sollte, so widrig, daß er vielleicht nicht thut, was er könnte, daß er ohne Unterlaß um eine Versetzung plagt, daß er sich mißmüthig verzehrt, wenn er sie nicht erhält, und vielleicht nichts glücklicher wird, wenn er sie erhält, weil es mehr, wenn man nicht fertig werden kann, am Wirthe als am Orte zu liegen pflegt.

Man sieht indeß junge Männer Landprediger werden, die unschuldig sind, daß sie keine Gelegenheit gehabt haben, etwas von der Einrichtung zu wissen, von welcher ihr zeitlicher Wohlstand abhängt. Es muß eine gute Stelle seyn, auf welcher ein Mann, der nichts von Wirthschaft weiß, nicht herabkommt, ehe er sie lernt, und diese guten Stellen pflegen selten mit Kandidaten besetzt zu werden. Mit meinem herzlichen Wunsche aber, daß jeder Landprediger ein Mann von Verdienste seyn möchte, vereiniget sich die Ueberzeugung, daß man durch ein verfallenes Hauswesen sich zu manchem Verdienste Muth, Gelegenheit, Kraft und Nachgeben von der andern Seite nimmt. Daher will ich einen geringen Versuch machen, diesem jungen Landprediger zu zeigen, wie er sich allenfalls die Paar Jahre hindurch, die zur Erlernung eines an seinem Orte vor-

theil-

theilhaften Haushalts unumgänglich nöthig sind, zu halten, und vor Verfall zu verwahren habe.

Nach meiner Erfahrung muß durchaus jeder junge Landwirth seine Haushaltung einrichten, wie es an dem Orte seiner Niederlassung hergebracht ist. Diese Einrichtung kann noch ihre Fehler haben, noch mancher Verbesserung fähig seyn; so fehlerhaft ist sie aber gewiß nicht, daß man nicht dem jungen unerfahrnen Wirthe mit gutem Gewissen rathen könnte, seine Haushaltung einzurichten, wie es Orts Gebrauch ist. Aber, wer sagt ihm das? Ohnstreitig könnten, müßten seine Vorgänger, die an eben diesem Orte Brodt und Wohlstand gehabt haben, seine besten Lehrer seyn, und es wäre daher gut, wenn die im ersten Hauptstücke gewünschten Relationen verfügt, auch hierauf ausgedehnt, und vom Nachfolger in der Pfarregistratur vorgefunden, oder ihm sonst mitgetheilt würden. Wo sie fehlen, oder nicht belehrend genung sind, da wird er fragen müssen. Wen aber? Ich rathe benachbarte Prediger eher und mehr, als seine eingepfarrten Bauern. Jene führen einen Haushalt, dem der seinige näher ist, und mehr gleicht, als dem auf Bauerhöfen oder Rittergütern, oder Aemtern; was jene machen, paßt also auf seine Einrichtung mehr, als was hier geschieht. Jene haben mehr Vermuthung, daß sie ehrlich erzehlen, für sich, als diese, so wenig ich auch hiemit jemanden zu nahe treten will; und es ist durchaus niemanden zu nahe, wenn man glaubt, daß ein Prediger seinen Stand mehr lieben, und seinem benachbarten Amtsbruder treuer rathen werde als ein Fremder, wie es gleichfalls niemanden zu nahe ist, zu glauben, daß ein Bauer keinen bessern Rathgeber als seines gleichen habe. Der Prediger, welcher selbst guter Landwirth, es aber vielleicht auf eben die Weise wie sein jüngerer Nachbar

ge=

geworden ist, wird sich endlich auch ordentlicher und faßlicher darüber ausdrücken, gern weiter erklären, und manches selbst erzehlen, was sein Schüler noch nicht einmal neugierig genug seyn kann, wissen zu wollen.

Indeß hat jeder Ort sein Eigenthümliches, und, ich möchte sagen, seinen Eigensinn, den man durchaus wissen muß, ausserhalb des Orts aber nicht leicht erfährt, ohne kunstverständiges Fragen gleichfalls nicht leicht erfährt. Zu wissen, wonach man fragen muß, und so zu fragen, daß man wahre und verständliche Antwort empfängt, dies halte ich für die erste Landwirthschaftskunde, die ich itzt mittheilen, und mit ein Paar Worten rechtfertigen will. Man wird mir, nach dem: ignoti nulla cupido, leichter zugeben, daß so zu fragen, wie es klug macht, schon manche Kenntniß voraussetzt, als vielleicht einräumen, daß der junge fragende Prediger nicht immer befriedigende Antworten erhalten sollte. Ich hoffe freylich, daß es aller Orten Dienstbothen, Tagelöhner, Ackerleute und Ackerpächter giebt, die die Unwissenheit ihres jungen Predigers nicht mißbrauchen werden. Woran kennt er sie aber, der erst aufs Land kommt? Daß es da Leute gebe, die von seiner Unwissenheit Vortheil zu ziehen suchen, oder sie wol gar verspotten, das ist allen bekannt, die den Landmann kennen. Laß es manchen Knecht und manche Magd nur merken, daß ihr Herr die Wirthschaft nicht versteht, sie werden ihn betrügen, daß er schreyen möchte. Der Tagelöhner werde nur gewahr, daß man ihn, seine Arbeit, Foderung und Treue nicht völlig übersieht, und er müßte von seltener Art seyn, wenn er doch thut, was er kann, hier nicht etwas mehr fodert, und nicht dort ein bischen um sich greift. Wer es übernimmt die Feldarbeit des neuen Predigers, den er für unwissend ansieht, zu besorgen, ist bil-

billig genung, wenn er ihn nur auf eine Weise leiden läßt, entweder die Foderung für diese Arbeit zu hoch macht, oder ihre Arbeit nur halb thut, pflüget, egget, säet u. s. w. mehr zum Schein, als gehörig. Wie gebräuchlich eine solche Arbeit auf den Aeckern der Prediger seyn muß, besagt ein Sprüchwort meiner Gegend, nach welchem man von einem liederlich bearbeiteten, ganz vernachläßigten Acker sagt: er sieht aus, wie Pfarrland. Findet der neue Prediger gut, seinen Acker zu verpachten, und der Bauer glaubt, daß er es aus Unbekanntschaft mit dem Feldbaue thun müsse: so bietet er leicht entweder so wenig, daß der Prediger dabey nicht bestehen kann, oder nutzt den Acker aufs möglichste aus, und bringt dadurch den Eigenthümer in noch grössern Schaden, der ihn vielleicht nie wieder aufkommen läßt. Alle diese gar beträchtliche Hindernisse seines Wohlstandes erfährt der Prediger nicht, der für einen Landwirth angesehen wird. Daß es der junge Mann, der fleißig gewesen ist, nicht seyn kann, versteht sich leicht; sollte er nun gar keine Kenntniß von der Landwirthschaft weder auf Schulen noch nachher empfangen, und wol gar Gleichgültigkeit und Verachtung dagegen angenommen haben: so wird ihm zu seinem Wohlstande so viel Kenntniß, mit welcher er landwirthschaftlich fragen, und Antworten beurtheilen kann, unumgänglich nöthig seyn.

Indem ich hier so viele Kenntnisse niederschreibe, *) bedinge ich mir aus, daß kein Beurtheiler die Ab-

*) Der ganz unerfahrne Landwirth kann indeß, ehe er weiter liest, billig fragen, ob er sich auch, weil er selbst noch kein Urtheil darin hat, auf das, was man ihm zu lesen geben will, verlassen könne? Um ihm also Bürgen zu stellen, und zugleich Männer, die ihn weiter belehren können, anzuweisen, will ich einige Bücher nennen, die den größten Theil

Absicht übersehe, welche bloß ist, einen jungen Landprediger ausser Verdacht einer gänzlichen Unwissenheit in landwirthschaftlichen Dingen zu setzen; daß man diesen eingeschränkten Unterricht weder für allgemein brauchbar, noch weiter unterrichtend, als seine Absicht geht, ansehe; und daß man mir durchaus keinen öko-
no-

Theil meiner vorläufigen Rathschläge bestätigen, und deren Werth wiederum alle belesenen Landwirthe bestätigen werden. Ich nenne zuerst Christian Reicharts Land- und Garten-Schatz, 8. dessen erster Theil die zum Garten- und Ackerbau in Ansehung der Sämereyen gehörigen Vortheile mittheilt; zweyter Theil von der Baumzucht handelt; dritter Theil die Erziehung der Kohle, Wurzeln und Zwiebeln beschreibt; vierter Theil die Wartung der Küchen- Specerey- und Arzeney-Gewächse enthält; fünfter Theil eine Anweisung, die Korn- und Hülsen-Früchte, Flachs und einige Klee-Gewächse zu erbauen giebt; und dessen sechster Theil vom Hopfen-Baue, den vornehmsten Blumen-Gewächsen, und von der Vertilgung der schädlichen Thiere und Ungezieser handelt. Alle ökonomische Schriften dieses nachdenkenden, erfahrnen und aufrichtigen Landwirths sind sehr lesenswerth, und viele andere lesenswerth; aber hier ist nicht von einer ökonomischen Bibliothek, auch nicht von einem reichen Manne und grossen Wirthe die Rede, sondern von einem Anfänger, der zweifelt, ob er den hier vorkommenden Erinnerungen trauen dürfe, oder Lust fühlt, mehr als hier steht, wissen zu wollen. Und diesem nenne ich noch von den gesammten lesenswürdigen Schriften des Hausvaters, (weil. Herrn Otto von Münchhausen) nur den ersten Theil, worin er eine Beschreibung des Pfluges, eine Anweisung, wie die Saatfelder seiner Gegend beackert und bestellt werden, eine Abhandlung von Zubereitung des Mistes, ein Paar von den Wiesen, einen Unterricht für einen angehenden Landwirth, und eine Bestimmung der vornehmsten europäischen Maasse und Gewichte u. s. w. antreffen wird. Man kann sich zwar mit dem Reichart behelfen, thut aber besser, den Hausvater dazu zu nehmen. Wer nichts weiter gelesen hat, wird doch für einen guten Ackermann gelten.

nomischen Lehrer entgegensetze, von welchen ich hätte abgehen wollen. Ich bin Freund der Landwirthschaft, und Freund junger Prediger; überzeugt, daß diese nicht leicht ohne alle Kenntniß von jener ruhig und verdient auf dem Lande leben können, suche ich sie so bekannt damit zu machen, daß sie sich Ortskunde zeitig verschaffen, und damit so weit, als sie es nöthig haben, helfen, und gegen den Schaden verwahren können, dem kein junger Landprediger leicht entgeht, wenn er für ganz unwissend gehalten wird.

Vom Ackerbaue fange ich billig an. Die erste Kenntniß davon betreffe die Güte des Bodens. Der fette, ergiebige Boden pflegt so bekannt und kenntlich zu seyn, als der dürftige Sand und der nasse, kalte Leim. Zwischen beyden liegt indeß der meiste Acker, und den theilt man nach seiner Güte in drey Classen, nach welchen die Abgaben der Landleute gesetzt sind, so daß Acker in prima, wie selbst der Bauer spricht, mehr beschwert ist, als der in den folgenden Classen. Oft steht aber nicht der gesammte Acker einer Feldmark in einer Classe, es finden sich zuweilen alle drey Classen auf einer Feldmark. Hier würde also die Frage seyn: in welcher Classe steht eure Feldmark? sind alle Felder von gleicher Güte? Es ist nicht wol thunlich, wenigstens nicht eben hergebracht, eins der Felder, worin die ganze Feldmark getheilt wird, wieder in verschiedene Classen abzutheilen; es wird des größten Theils wegen zu einer Classe gerechnet. Es ist aber oft strichweise in einem Felde ein grosser Unterscheid unter der Güte seiner einzelnen Aecker, davon der eine Strich in die erste Classe z. B. mit Recht gesetzt werden kann, wenn ein ganz naher anderer kaum in die dritte gehört. Der Bauer kann also Recht haben, wenn er behauptet, für diesen

sen Pfarracker die Pacht nicht geben zu können, die ein anderer thut, ob sie gleich beyde in einem Felde, das zu einer Classe gerechnet wird, liegen; er kann aber diesen Unterscheid auch nur vorwenden, und der junge Prediger wird, wenn dem Bauer kein anderer widerspricht, fürs erste ihn gelten lassen müssen.

Die Güte und Classe des Bodens muß hauptsächlich den Werth und die Pacht des Ackers bestimmen; es kommen aber noch mancherley Umstände dazu, die den Werth schwächen, und die Verpachtung gar erschweren. Der Bauer kann selbst Acker genung haben, das Dorf kann sehr abgelegen, und der Verkauf der Früchte beschwerlich seyn, sie können itzt in geringem Preise, und ein höherer vor der Hand nicht zu hoffen stehen, der Pfarracker kann der Ueberschwemmung, dem Ueberfahren, dem Anlaufe von Viehe besonders ausgesetzt, kann abgelegen oder sehr ausgezehrt seyn u. s. w. Diese und manche noch seltnere Umstände können verursachen, daß dem Nachfolger für den Acker nicht geboten wird, was der Vorgänger empfing, und also verursachen, daß ein mißtrauischer Widerwille bey dem jungen Manne entstehen will, der durchaus nicht entstehen muß. Ich rathe ihm daher, sich die Geschichte des Ackerbaues auf der Pfarre aufs früheste bekannt zu machen, und die Lage jedes Ackers sich zeigen, und das Gute oder Böse davon, das nicht in die Augen fällt, erzehlen zu lassen. Ich sage es ungern, aber wahr ist es, daß ein Prediger, der selbst oder durch schlechte Pächter den Acker verderben läßt, Schuld seyn kann, daß sein Nachfolger vielleicht lebenslang nicht aus dem Mangel kommt.

Die Eintheilung der Felder ist verschieden. Die ins Winterfeld, Sommerfeld, Brachfeld, ist in hiesigen

sigen Gegenden freylich am meisten gebräuchlich, aber nicht allgemein in Niederteutschland. Man theilt den Acker auch in vier und fünf Felder, hie und da auch nur in zwey; deß gar nicht zu erwehnen, der ein, zwey oder drey Jahre trägt, und dann drey, sechs oder neun Jahre ruht, oder der abwechselnd sechs oder zwölf Jahre zu Feldfrüchten, und dann wieder so lange zur Viehweide gebraucht wird. Es gehört unter die ersten Fragen, die ein junger Landprediger thun wird, welche Feldordnung man an dem Orte habe, und warum man die eingeführte für die beste halte, da es andere gebe? Es macht gleich Aufsehen und Achtung, wenn er von mancherley Feldordnungen zu sprechen weiß, wenn zumal der Bauer von einer andern, als der angenommenen, kaum gehört haben sollte.

Es ist sehr unvortheilhaft, wenn die Pfarräcker nicht in allen Feldern beynahe gleich vertheilt liegen, weil das vergleichungsweise zu grosse Feld aus dem ungleich kleinern nicht gedüngt werden kann, und also gemeiniglich in schlechtem Stande ist. Mit der Unzufriedenheit hierüber kann das nun der neue Prediger freylich nicht ändern, aber ausrichten kann er damit, daß man ihm gleich Ackerkunde zutraut, zumal, wenn er den Ueberschuß des einen Feldes über die andern fürs erste verpachtet, bis ihn weitere Erfahrung lehrt, wie er ihn doch düngen, oder sonst nutzen könne.

Der Felder, die keinen, oder nur seltenen, wenigen Dünger bedürfen, giebt es nicht viele; die meisten pflegen zu tragen, wie sie gedüngt werden. Wo dies wahr ist, da schaffts dem Prediger gleich eine gewisse Achtung, so bald er von dieser Materie mitsprechen kann und will. Der Bauer glaubt, daß sein junger

Prediger, wenn er aus der Hauptstadt und einem vornehmen Hause derselben zu ihm kommt, den Gebrauch des Mistes gar nicht kennt, und selbst das Wort mit Ekel ausspricht. Man kündiget sich daher als einen Freund der Landwirthschaft am meisten durch Aufmerksamkeit und Kenntnisse dieser Art an. Ich will so viele davon mittheilen, als man bedarf, um mehrere leicht erlangen zu können. In sehr vielen Gegenden reicht das Stroh, das man erndtet, nicht zu, so vielen Dünger, als man zu guten Erndten nöthig hat, zu machen. Man muß also hier niemals Stroh verkaufen, dem Bettler lieber Geld als Stroh geben, dem Verbrennen desselben möglichst wehren, die Wasserkräuter, die man nehmen darf, oder allenfalls zu Kaufe haben kann, aufsuchen, weil sie zum Dünger noch besser als Stroh gehalten werden; sich erkundigen, ob Laub zu sammlen und Waldkräuter zu schneiden erlaubt sey, und den Abfall aus dem Garten nicht auf die Gasse werfen, sondern entweder, zur Erspahrung des Strohes, zur Feuerung trocknen, oder in den Sumpf des Hofes und recht durchgenäßt auf den Misthaufen bringen lassen. Man sieht selbst zu, daß jedes Vieh hinlänglich gestreuet, jeder Stall oft genung gereiniget, und der Mist auf dem Hofe gleichsam auf einander gepackt werde, und nicht zertrennt umherliege; man macht selbst Ueberschlag, wie das Stroh zu vertheilen sey, damit es bis zur folgenden Erndte reiche, indem man aus einem Schocke Garben etwa drey Mandel Stroh, und auf die Sommermonate, da das Vieh die meiste Zeit draussen ist, etwa ein Viertel der Streuung, die im Winter nöthig gewesen, rechnet; man versucht, wo es gebräuchlich ist, dem Rindviehe Rockenstroh zum Futter zu schneiden, anderes und besseres Futter auf der Brach zu gewinnen, oder allenfalls zeitig zuzukaufen, um jenes Stroh für den Dünger

zu behalten, und, wenn es andere Umstände erlauben, mästet man sein Stück Rindvieh gern selbst, und Schweine für andere mit, weil vom Mastviehe der beste Dünger fällt. Liegt die Miststäte der Sonne und dem Ostwinde sehr ausgesetzt, so versucht man eine Veränderung oder einen Schutz durch Bäume, liegt sie zu tief und naß, so betreibt man eine Erhöhung; selten wird sie das Wasser von den Dächern nöthig haben, man leitet es lieber durch Dachrinnen ab, wie man dagegen die niedrige, feuchte Stelle der Miststäte nicht ablaufen läßt sondern mit Stroh ausfüllt. Fängt sich das Stroh an zu vermehren, so bestreuet man den ganzen Hof, und wirft besonders davon in die Pfütze, und zieht es durchgenäßt auf den Misthaufen, wohin, nach einem starken Regen, der Schlamm des übrigen Hofes, den das Federvieh sehr brauchbar gemacht hat, etlichemal im Jahre gleichfalls gebracht wird. Es ist, wenn es angeht, ohne Zweifel besser, jeden Dünget allein zu lassen, als ihn zu vermischen, weil die Abwechselung damit dem Acker so zuträglich ist, als die Sorge, jedem Acker die Erfrischung zu geben, die er nöthig hat. Denn der gute Gebrauch davon ist so wirthschaftlich, als die Sammlung. Man lernt bald überschlagen, wie viele Fuder vorräthig sind, wenn man den Umfang und die Höhe des Platzes beachtet hatte, als zum erstenmale abgefahren ward, auch aus dem verbrauchten Strohe ergiebt es sich einigermassen, wenn man auf jedes Schock ein vierspänniges starkes Fuder rechnet. Wer es vermeiden kann, läßt den Dünger nicht im Winter, sondern denn erst abfahren, wenn er gleich untergepflügt wird, er wirkt destomehr, je weniger er in der Sonne und im Winde liegt. Vor allen Dingen besorge man, daß jeder Acker den ihm zugedachten Dünger bekommt, da es sich auf den Pfarren leicht zuträgt, daß er häufig unterwegens ver-

loh-

lohren, und auf den nächsten Acker und dessen untersten Theil am häufigsten geführt, dieser also überdüngt, und der übrige vergessen wird; man stelle ja einen zuverläßigen Menschen dahin, der das Abladen der Einrichtung gemäß besorgt, weil oft Erndte und Auskommen daran hängt, daß die Vertheilung des Düngers mit Ueberlegung geschieht. Wie viel auf einen Acker gehöre, kommt auf dessen Beschaffenheit und Bestimmung, auf die Natur des Mistes, und die Grösse der Fuder an; sechs vierspännige volle Fuder pflegen auf einem Morgen von 120 Ruthen in Quadrat, zu sechszehn Fuß die Ruthe, nicht zu wenig und nicht zu viel zu seyn. Wer übrigens das Erzehlte weiß und beobachtet, wird nun bald Ortsgebrauch richtig erfahren; er versuche, ich rathe sehr dazu, wenn der Bauer eben im Erzehlen ist, zugleich die Geschichte eines Ackers zu erfahren, und bemerke sie sich. Wenn man weiß, wie seit 30 bis 50 Jahren ein Acker behandelt, wie gut oder schlecht er gepflügt, wie oft oder selten er gedüngt ist, was er besonders für Früchte getragen, und welche Ruhe er gehabt hat: so kann man ihn leichter wieder in guten Stand bringen, leichter darin erhalten.

Der Pflug ist das wichtigste Werkzeug des Ackermanns. Wer neu aufs land kommt, besehe gleich, aber nur für sich allein, dies Ding, und eile denn, es im Acker wirken zu sehen. Er soll die Erde, unter welche ich sein Eisen oder Scharr bringe, unten und an der linken Seite glatt abschneiden, und an die rechte Seite ganz herumwerfen, so daß, wenn sie noch nicht krümelt, sichtbar das unterste zu oberst kommt, damit auch die untere Erde Sonne und luft mehr empfinden, und die lockerheit und Vermischung mehr befordert werden möge. Wie oft zu jeder Frucht gepflügt werde, bestimmt dem jungen Ackermann der Gebrauch seines

Orts. Ich will einige Sätze mittheilen, die ihm auf die Spur helfen können, ob dieser Gebrauch der beste sey, und dienen können, bald für einen Ackermann zu gelten, und die Gründe für und wider die hergebrachte Cultur zu erfahren, worauf sich sonst der Kunstverständige mit dem Neuling gar nicht einmal einläßt. Da der Winter Feuchtigkeit genung giebt: so ist die beste Zubereitung des Ackers zu den Früchten, die im Herbste gesäet werden, die, daß man den Acker seiner Feuchtigkeit beraubt, ihn also früh im Vorsommer auseinander pflügt, und seine Klösse zerschlägt, ihn egget, damit sein Unkraut leichter keime, so oft pflügt, als sich Unkraut zeigt, und ehe es in die Höhe kommt; die Saatfurche recht lange austrocknen läßt; und recht trocknes Korn aussäet. Dies ist hoffentlich begreiflich, ich werde also keine Folgen daraus ziehen, sonden sie dem überlassen, der sie nöthig hat, weil ich durchaus nicht weitläuftig seyn darf oder will. Je lockerer die Erde, die leicht zusammenhängt, und je tiefer sie locker ist, desto trockner kann sie werden, und desto weniger wird sie die Wurzeln der Früchte hindern, sich auszubreiten. Wer also tief seine Brach umpflügt, fleißig rührt, und gut düngt, macht den Acker auf verschiedene Jahre ergiebig. Dies ist die eigentliche Absicht bey der Brach; unreiner Acker, und der an innerer Fruchtbarkeit nicht sehr reichhaltig ist, wird sie schwerlich ganz entbehren können. Die Düngung muß immer so geschehen, daß der Mist, wenn die Hauptfrucht gesäet wird, nicht oben auf zu liegen kommt; das geschieht aber, wenn er unter die erste Furche gebracht wird, weil er in der zweyten herauf, in der dritten unter, und in der vierten, in welche der Rocken fällt, wieder herauf gepflüget, mithin nicht so wirksam wird, als er seyn soll. Jeder Acker, der nicht ruhen, sondern in der Brach tragen soll, wird es bedürfen, oder

gern

gern annehmen, daß er im Herbste tief auseinander gepflügt wird, um die Winterfrucht zu Hülfe zu haben. Man wird dann selten Düngung für ihn haben; wer sie hat, gebe sie ihm, sie wird zur Verbesserung des Landes am meisten durch den Winter aufgelöst. Acker, der in der Brach getragen, dem also durch die Früchte Sonne und Luft entzogen sind, muß, so bald er abgeerndtet, durch den Pflug wieder geöffnet, und so lange es möglich offen gelassen werden, weil dies seine eigentliche Erholung ist. Wenn man zeitig im Herbste säet, so können sich bey später warmer Witterung die Früchte verwachsen, und unergiebig werden, und wenn man spät säen will, kann anhaltender Regen und früher Frost es gar hindern; der sicherste Weg ist daher, die Saatfurche und das Korn möglichst trocken werden zu lassen, und zeitig zu säen, so wird man nicht vom Winter übereilt, und das Korn verwächst sich nicht. Das Sommerkorn, Gersten und Haber, bedürfen nichts so sehr als Winterfrucht; man muß also den Acker dazu tief im Herbste auseinander pflügen, im Frühjahre, so bald es möglich, zusammenpflügen und eggen, und zur hergebrachten Zeit in die frischeste Saatfurche das frischeste oder erst ausgedroschene Sommerkorn säen, und gleich eggen. Jeder Kloß befordert Unfruchtbarkeit, man muß ihn zu allen Zeiten und in allen Feldern zerschlagen lassen, und nicht auf das Zerreissen durch die Egge warten, die es oft erst spät, oft gar nicht kann, und es dem Thauwetter überlassen muß. Man pflügt auseinander, wenn man an den Furchen anfängt, und in der Mitte aufhört, also hier eine Furche entstehen läßt; man pflügt zusammen, wenn man in der Mitte des Ackers anfängt, und an den Furchen aufhört, wodurch also diese eine Vertiefung empfangen. Da keine Frucht unter Wasser zu stehen vertragen kann, so muß man zur Saatfurche zusammenpflügen, den

Acker aber, den man mit Winterfrucht erfüllen will, tief auseinander gepflügt und ungeegget liegen lassen.

Mit diesen Grundsätzen wird mein junger Prediger Ortsgebrauch richtig erfahren, und die Ursachen hören, warum man jedes Feld so, wie hergebracht ist, bearbeitet. Gemeiniglich werden richtige Grundsätze durch die Erfahrung begünstiget; zuweilen glaubt man aber, a priori scharf bewiesen zu haben, und erfährt a posteriori, daß man nicht genau genung beobachtet, oder nicht richtig genung gefolgert habe. Der junge Landmann bleibe vorerst bey Ortsgebrauch, und versuche mit der Zeit einzeln, was sehr auffallend besser zu seyn scheint. Mein Vortrag kann ihn so weit nicht führen, kann ihn bloß so weit mitsprechen lehren, daß ihn der Bauer nicht verachtet, ihm nichts aufzubinden versucht.

Kein Ackermann wird auf der Stube gebohren, und am wenigsten wird der Bauer, der immer durch die Sinne schließt, den dafür halten, den er höchst selten im Felde sieht. Der junge Prediger suche es daher möglich zu machen, jede Arbeit, die an seinen Aeckern geschieht, selbst anzusehen. Er richtet damit aus, daß ihn der Bauer für einen Freund des Ackerbaues und der Landleute hält, und lieb gewinnt, daß ihm der Pflugmann Aufmerksamkeit zutrauet, und weniger falsch begegnet, daß ihm mancher ehrlicher Mann, der in sein Haus nicht gekommen seyn würde, im Vorbeygehen dahin weiset, wohin er wol selbst in einigen Jahren noch nicht gesehen hätte, daß Gesinde und Tagelöhner, wenn sie ihn erwarten müssen, weniger untreu arbeiten, und daß er in kurzer Zeit zu einer Bekanntschaft kommt, mit welcher er viele Geschäfte von der Stube regieren kann. Ich weiß nicht, was man sonst diesem

Na-

Rathe entgegensetzen kann, als, es möchte an Zeit dazu fehlen, und mit mancher Unbequemlichkeit verbunden seyn. Bewegung wird man inzwischen doch haben müssen, und man nehme seinen Spatziergang nach seinen Aeckern, so kostet die Besichtigung und Untersuchung der Feldarbeiten grade nicht mehr Zeit, als zu einer gesunden Bewegung sehr gut verwandt wird. Wer sich zu ungern vom Buche scheidet, nehme eins mit, das aus kurzen Abschnitten besteht, zwischen welchen man aufsehen, und allenfalls mit seinen Leuten sprechen kann. Ein Journal z. B. liest sich an einem Busche nicht unangenehm, und ich möchte wol sagen, wohlfeil, weil man hier, wo die blosse Gegenwart Untreue verhütet, oft durch Abwendung von Schaden so viel verdienen mag, als das Journal kostet. Ein Freund aus der Stadt genießt vielleicht, was wir ihm vorsetzen, im freyen Schatten eines Baums, wo Aussicht ist, lieber, als in einem fliegenreichen Zimmer. Laßt ihn uns dahin führen, wo wir zugleich unsere Feldarbeiten vor Augen haben, so leiden wir in keinem Betracht durch ihn. Es ist übrigens wahr, daß die Nachsicht der Geschäfte ausser dem Hause zuweilen mit Unbequemlichkeit verbunden ist; man kann vom Regen und Schweiß naß, man kann vom Schmutz und Winde dabey beschweret werden. Aber krank wird man nicht leicht davon, zumal in den Jahren, da man Landprediger zu werden pflegt; eher gesund und stark, eher heiter im Gemüth, und aufgelegt zu Arbeiten des Geistes. Man ist, wenn man sich wieder getrocknet oder durchgewärmt hat, gewöhnlich sehr leicht und munter. Die Luft, worin man sich bis zum warm werden bewegt, stärkt, und vertreibt viele Beschwerden der Verzärtelung.

Ehe ich indeß aufs kürzeste hinweisen kann, wo es vortheilhaft ist hinzusehen, muß ich wol erst die Bekannt-

kanntschaft mit den Geschäften des Ackerbaues erweitern. Saat und Säezeit müssen vorzüglich nach Ortsgebrauch im Anfange angenommen werden. Hier sind inzwischen einige Sätze, wodurch man davon mitsprechen kann. Je frischer ein Saamenkorn aus dem Stroh oder aus der Hülse kommt, desto früher pflegt es zu keimen, und desto langsamer, je länger es ausser der Hülse trocken gelegen hat. Von allen Früchten, die nach dem Winter gesäet werden, sieht man gern, daß sie bald laufen, man muß sie daher möglichst frisch in die Erde bringen; dem Weitzen und Rocken aber schadet es, wenn er sich vor dem Winter verwächst, man bringt ihn also baldmöglichst aus dem Strohe, um ihn auf einem betternen Boden dünne ausbreiten, fleissig mit einer hölzernen Harke durchziehen, und recht trocken machen zu können, wenn es besonders hergebracht ist, früh zu säen. Man kann zu verschiedenen Früchten wohlverwahrten vorjährigen Saamen brauchen, vortheilhaft aber hat es sich nur beym Weitzen gewiesen, als der dadurch am sichersten gegen den Brand geschützt wird. Ehe man unreine Einsaat säet, thut man besser, reine höher zu kaufen, als man verkauft; es ist aber nicht immer möglich, die Einsaat so rein, wie sie seyn soll, zu machen, nicht immer möglich, zu verhüten, daß z. B. Haber unter den Gersten, Wicken unter die Erbsen kommen. Wenn man auch gute Einsaat hat, so thut man doch wohl, zuweilen frische von einem andern Orte zu nehmen, man geht am sichersten, von alten Hauswirthen zu erfragen, von woher das Korn auf unserm Felde nach der Erfahrung am besten einschlägt; man glaubt sonst, und es ist gar glaublich, daß das Korn von einer geringern Feldmark auf einer bessern mehr gedeyet als umgekehrt. Ein guter Wirth ist zur Saatzeit mit hinlänglichem Saatkorne versehen, um die beste Zeit nicht ungenutzt verstreichen zu lassen.

Wel-

Welches die beste Saatzeit sey, bestimmt vorerst die Praxis des Orts. Die Bestellung des Winterkorns geschieht vom September bis in den December; in kaltem Leimboden ist die frühe, und in warmem Sandboden die späte Bestellung beynahe nothwendig. Wer durch trockne Aussaat in trockne Furche das Verwachsen vor dem Winter verhütet, wird beym frühen Bestellen nicht durch den Winter gehindert, und wird mehrentheils besser dabey fahren, als der spät bestellt. Die Saatzeit der Sommer- und Brachfrüchte ist auch nach der Wärme und Güte des Bodens; man säet vom Februarius bis in den Junius, die Rüben aber gewöhnlich noch später. Es hat Grund, den starken, ausgeruhten und den kalten Acker früher zu bestellen, als den magern, geschwächten und warmen. Man thut wohl, in keine überfrorne oder bereifte Erde zu säen; wie man dagegen wohl thut, Gersten, Haber und Lein in bethautes Land zu säen. Es bestätiget sich nicht, daß die Früchte gerathen oder mißrathen, wie der Mond aussah oder der Wind wehte, als man bestellte; es bestätiget sich aber, daß man, bey dem grossen Einflusse der unbekannten nachmaligen Witterung, die beste Saatzeit mit Zuverläßigkeit nicht treffen, und also nur aus der Erfahrung lernen könne, welche Zeit zur Bestellung dieser Frucht bey uns die günstigste zu seyn pflege. Durch allerley Einquellen des Saamens zur Beforderung seiner Fruchtbarkeit kann man ihn wol verderben und verliehren, aber die Kraft, die er aus dem Acker und aus der Witterung ziehen muß, ihm nicht ertheilen. Jeder Saame muß trocken in die Erde kommen, und daher alles in Bereitschaft seyn, daß an einem heitern Tage, wenn sie zumal selten seyn sollten, gesäet werden kann. In schwerem Lande wird erst gepflügt, dann gesäet, und durch die Egge der Saame mit Erde bedeckt; in leichtem Lande erst gesäet, nach-

her

her gepflügt, und dann geegget, also der Saame durch den Pflug unter die Erde gebracht; da es hiedurch tiefer, als durch die Egge, geschehen kann: so will überlegt seyn, ob der Saame eine tiefere, folglich feuchtere Lage nöthig habe, und seinen Keim durch die mehrere Erde treiben könne.

Wie viel Saamen jeder Art auf einen Acker gehöre, erfährt man leicht, und muß an jedem Orte erfragt werden, weil das Ackermaaß verschieden, und auch hierin ein Gebrauch ist, dem man sich im Anfange fügen muß. Wo man die Aecker in Morgen, jeden 120 Quadratruthen groß, theilt, und zu einem Wispel 40 Braunschweigische Himten rechnet, da säet man in einen Morgen zween Himten Weitzen, Rocken, Gersten, Haber, Erbsen, Bohnen und Wicken, drey Himten Lein, einen Himten Linsen, und der kleinen Sämereyen, als des Winter- und Sommer-Saamens, des Klees, der Hirse u. s. w. etliche Pfunde. Die frühere Einsaat, besonders vor dem Winter, hat mehr Zeit, sich zu bestauden, und kann also dünner geschehen, als die späteste. Wo die Feldtaube und andere Vögel, besonders Sperlinge, auf die erste Einsaat heißhungerig fallen, wie am meisten die Erbsen zu erfahren pflegen, da muß man auch auf sie rechnen, und dicker, wie nöthig wäre, säen. Wenn der Acker recht klar, und der Säemann sehr geübt ist, und der Saame untergepflügt wird: so braucht der Acker die Einsaat nicht, die ein ungeübter auf scholliges Land, wo man den Saamen unteregget, nöthig hat. Der Acker leistet nicht, was er kann, und leidet durch Unkraut, wenn er nicht ganz besäet ist; ein untreuer Säemann, der von der Einsaat zurückbehält, für sich oder für die Pferde, schadet daher doppelt, wie der ungeschickte, der nicht jede Handvoll gleich weit vorwärts wirft, oder seine Gänge zu breit macht, da ein fruchtleerer Strich in der län-

länge des Ackers entsteht. Es ist am sichersten, an einem windstillen Tage säen zu lassen, weil der Säemann, der nicht sein eigenes Korn ausstreuet, sich nicht immer nach dem Winde, wenn er ihn vor, oder hinter sich, oder von der Seite hat, mit seinem Wurfe, wie er sollte, richten möchte. Nicht jeder Knecht ist ein guter Säemann; wer dergleichen im Dorfe unter den Tagelöhnern kennt, dinge ihn. Vielleicht übernimmt ein gefälliger Hauswirth gegen andere Gefälligkeiten die Bestellung der Einsaat.

Wenn der junge Landprediger so viel, als erzehlt ist, von der Zubereitung des Landes weiß, so wird er selbst einsehen, daß seine Aufsicht so nöthig ist, als ihm der vortheilhafte Ackerbau zum Fortkommen nöthig ist, damit es ihm nicht wie denen ergehe, die ihn ohne Aufsicht trieben, und damit ihren ganzen Wohlstand vertrieben. Ich habe schon gesagt, daß es ihm nicht mehr Zeit, als er doch zur Bewegung brauche, kosten solle. Er weiß nun, in welchem Felde jedesmal gearbeitet wird, und er kann viel lernen, sehen und ordnen, wenn er nicht leicht einen Tag unterläßt, sich darin sehen zu lassen. Fast täglich wird er jemanden aus seiner Gemeine begegnen, der ihm erzehlt, weist, vertrauet, was er als Landwirth und als Prediger nutzen kann. Wirds bekannt, daß er seine Aecker fleißig besucht, so werden ihn ehrliche Leute hier erwarten, und Nachrichten geben, die sie bedenklich hielten auf die Pfarre zu bringen. Hoffentlich wird ein benachbarter Prediger in allen Gegenden den Namen eines erfahrnen Landwirths haben; bittet den der junge Mann, mit ihm zuweilen seine Aecker zu besehen: so wird er bald aufmerksam auf die rechten Stellen werden, und die ihn bisher betrogen, nehmen sich nun in acht, wenn sie den Mann im Felde sehen, welchem sie es zutrauen,

daß

daß er ihre Untreue gewahr werde. Wer diese Gelegenheit, bald klug zu werden hat, nutze sie ja; ein solcher Spatziergang lehrt mehr als Bücher.

Hier sind indeß einige Erinnerungen, die der junge Wirth, wenn er keine bessere Gesellschaft hat, mit ins Feld nehmen kann. Man muß jede Arbeit, die Menschen oder Vieh auf dem Acker verrichten, selbst ansehen, und von einem Ende bis zum andern ansehen, sonst wird unten, wo man hinzukommen pflegt, gut, und oben, wo man noch nie gesehen ist, desto schlechter gepflügt, gearbeitet, u. s. w. Es warnt vor Betrug, und befordert Treue ungemein, wenn es erst bekannt ist, daß der Prediger jede Arbeit selbst besieht; wer auch sonst untreu genung ist, möchte doch nicht gern vom Prediger untreu befunden werden, und das muß er nothwendig fürchten, wenn der Mann alle Arbeit selbst ansieht; findet ers auch heute nicht, so findet ers in der Folge gewiß. Wer fast täglich das Feld, worin gearbeitet wird, besucht, sieht von andern genung, wann sie pflügen und eggen und säen, sieht also genung, was er auf seinem Lande betreiben muß, und sieht auch bald, nach welchem erfahrnen Wirthe in der Gemeine er sich am sichersten richten könne. Man muß die gepflügte Furche nicht bloß ansehen, sondern bey jedem Schritte den Handstock in die Erde stossen, um zu erfahren, ob die lockere Erde gleich tief sey. Die harten Stellen hat der Pflug nicht umgeworfen, sie tragen wenig, und der Pflugmann hat hier unachtsam oder untreu gehandelt, und hütet sich hoffentlich, ferner so zu handeln, wenn er den Prediger so aufmerksam sieht. *)

Wer

*) Agrum an recte aretur, frequenter explorare debet agricola; nec tantum visu, qui fallitur nonnunquam, su-

Wer fast täglich ins Feld kommt, muß gleich gewahr werden, ob im Regen gepflügt ist, wie sich, in schwerem Lande wenigstens, durchaus nicht gehört. Der falsche Bauer versuchts gern im Pfarracker; pflegts aber ganz willig zu unterlassen, wenn er weiß, daß es der Prediger gleich sieht. Man muß die Gränzen oder Steine seines Landes bey jedem Besuch beachten, und auf ihre Wiederherstellung so scharf dringen, als darauf sehen, daß der ganze Acker gleich gut gepflügt wird, wie am Ende selten unter allerley Vorwand zu geschehen pflegt; wo sichtbar der Pflug nicht hinkommen kann, muß gegraben werden, nicht so sehr, um dies Plätzchen zu nutzen, als vielmehr, um da keine Viehweide, die gleich zu weit geht, zu erlauben, und kein Unkraut, das den ganzen Acker verunreinigen könnte, wachsen zu lassen. Wo die Queke zu Haus gehört, und nur durchs Eggen losgerissen werden soll, wird zu untersuchen seyn, ob dazu hinlänglich geegget, oder die Queke los sey, und zu verfügen seyn, daß sie die Dienstbothe, mit Harken herausbringen, aufhäufen und vom Lande schaffen, oder, wenn sie dürfen und können, brennen. Man untersuche die Saatfurche, ob sie schmal genung ist, und das Untereggen der Saat, das nicht sorgfältig genung geschehen kann, wenn noch Unkraut im Lande ist, und man untersuche, ob nicht viele Körner oben auf liegen, wel-

super fusa terra latentibus scamnis; verum etiam tactu, qui minus decipitur, cum solidi rigoris admota pertica transversis sulcis inseritur. ea si aequaliter, ac sine offensione penetravit, manifestum est, totum solum deinceps esse motum; sin autem subeunti durior aliqua pars obstitit, crudum veruactum esse demonstrat. Hoc cum saepius bubulci fieri vident, non committunt scamna facere. Diesen guten Rath ertheilt schon Columella; L. II. c. 4. §. 3.

welche die Tauben nöthigen sollen, die aus der Erde aufzuwühlen. Man veranstalte, daß nicht allein die Endfurche zur Wasserfurche vertieft, und, wenn es die Lage erfodert, noch eine oder etliche schräge über den Acker gezogen werden, sondern auch dem hiedurch von den Früchten geleiteten Wasser der geschwindeste weitere Abzug geöffnet werde. Ist dem Acker in so weit sein Recht geschehen, so sehe man zu, ob sich die unbefugten Wege in nasser Zeit, das Wild und zahme Vieh davon abhalten lassen wollen; oft stehts auszurichten, zuweilen nicht.

Wenn der Acker eine gehörige gute Zubereitung, zur rechten Zeit eine volle versprechende Einsaat, und die möglichste Befriedigung empfangen hat: so ist doch ohngefähr erst nur die erste Hälfte des Ackerbaues geschehen. Die zweyte enthält die Erndte und Nutzung der Früchte, und erfodert den guten Landwirth so sehr, als die erste. Zwischen Bestellung und Erndte ist seine Ruhe. Ich wüßte wenigstens kein Geschäft bey den wachsenden Früchten, als die Nachsicht, ob die Wasserfurchen, Gräben und andere verfügte Abzüge offen sind, weil sie sich verstopfen können, und auch wol geflissentlich zuweilen verstopft werden mögen, und, ob durch Ueberfahren, Abhüten und Wildfraß Schaden geschieht und abzuwenden steht. Man zieht sich den Ruhm eines aufmerksamen Wirths zu, wenn man wenigstens alle 14 Tage auch das bestellte Feld sieht, welches der mehr beschäftigte Bauer nicht so oft besuchen kann, und wenn man den andere betreffenden Schaden so gut wie den eigenen bemerkt, und anzeigen läßt. Die Landwirthe machen sich zwar zum Theil noch vieles bey ihren bestellten Aeckern zu schaffen, wenn sie von Ungeziefer oder von der Witterung leiden, und ich will ihre Sorgfalt so wenig

ta-

tadeln, als die Versicherung von dem Nutzen ihrer Bemühungen bestreiten; dem jungen Wirthe rathe ich indeß, mehr Zuschauer zu seyn, bis die Erfahrung bewiesen, daß etwas gegen Feinde der Feldfrüchte hilft, die die Vorsehung geschickt zu haben scheint. Also soll er nicht selbst darüber nachdenken, nichts selbst dagegen versuchen? — O doch, das thue er ja, so bald er nicht mehr junger, sondern erfahrner oder belesener Wirth ist; denn als junger Wirth möchte er für neu halten, was lange bekannt ist, und für wirksam halten, was sich schon längst unkräftig bewiesen hat, und darüber verspottet werden. Was er z. B. von Mitteln gegen Schnecken und Mäuse liest, darüber spreche er erst im Vertrauen mit einem Alten, wenn er auch gleich den Grundsätzen des Rathgebers völligen Beyfall giebt; sie können sehr annehmlich seyn, und der Alte kann doch Erfahrung haben, daß sie fruchtlos sind. Unzählbar mögen sie schon seyn, die Mittel, welche Schnecken und Mäuse vertreiben sollen, wirksam hat sich aber meines Wissens noch kein einziges gezeigt. Ich widerrathe nicht, neue zu erfinden und zu versuchen; aber ich widerrathe, sie für kräftig, früher als es die Erfahrung bewiesen hat, auszugeben. Gegen den Schaden von der Witterung kann man, muß man, wenn sie zu naß ist, sich durch Wasserabzüge möglichst schützen; gegen den Schaden von der Dürre könnte man die jungen Früchte durch Wässerung der Felder bewahren, wenn sie abhängig lägen, wenn man in der Höhe eine hinlängliche Quelle hätte, wenn niemand dagegen protestirte, und wenn das herabgeflossene Wasser sich bequem auffangen und weiter führen liesse; aber wie viele Wenns? Was will man ferner gegen späte Reife, Frost und Schnee thun? Ich bitte meinen jungen Wirth, auch nicht einmal etwas zu versuchen, sondern die ganze Sache

dem

dem Herrn der Witterung zu überlassen. Was soll man beym Hagelwetter thun, das reife oder unreife Früchte trifft? Ich höre es mit Dank an, daß man die ausgeschlagenen Körner als einen Theil der künftigen Aussaat ansehen, das Fehlende noch auf den Acker streuen, ihn umpflügen, und also für bestellt halten, mithin von ihm erwarten solle, daß er mit der allergeringsten Zubereitung, mit alle seinem Unkraute, bey der unordentlichsten Aussaat solcher Körner, an deren Kraft zu wachsen man sehr zweifeln kann, und bey einer unzeitigen Bestellung, die Frucht, welche er ein Jahr getragen, (ausgeschlagene Sommer- und Brachfrüchte wird hoffentlich niemand als künftige Einsaat auf dem Lande bis in den nächsten Sommer liegen lassen wollen,) gleich noch einmal ergiebig, wenigstens vortheilhafter als die in der Ordnung folgende Frucht, tragen solle. Ich lobe alle Bemühungen zum Besten des Ackerbaues, habe indeß gesehen, daß von dieser versuchten Verminderung des Schadens vom Hagelschlage wenig zu erwarten seyn möchte. Ganz neuerlich im J. 1777. schlug der Wind in den beyden letzten Tagen des Augusts den noch stehenden, also gewiß sehr reifen Weitzen so sehr aus, daß aus dem Reste in den Aehren eine hinlängliche neue Besaamung des Ackers angenommen werden konnte, wie man den Ausfall auch für unbeschädiget, viel sicherer, als wenn ihn die Gewalt des Hagels vor der Zeit verursacht hätte, halten mußte. Der Boden ist vortreflich, und rein von Queken, wo ein Paar Ackerleute den ausgeschlagenen Weitzen als neue Einsaat unterpflügten. Er stund aber, wie man sich leicht vorstellen kann, nur buschweise, die einzelnen Pflanzen wurden von jedem Winde gekäuselt, und der Ertrag mußte also weit unter dem seyn, den der Acker, wenn er ordentlich mit Gersten bestellt wäre, abgeworfen hätte;

die Ackerleute wollen es nicht wieder thun. Wäre das Land mager und grasartig, und diese Einsaat vom Hagel ausgeschlagen gewesen, so wäre das Korn vermuthlich gar nicht einmal in die Höhe gekommen, und der Acker sehr verschlimmert worden. Es müßte ferner guter Acker und ein wohl versehener Wirth seyn, der auf jung verhageltes Rockenland gleich wieder Gersten bringen, und ihn reif verlangen wollte, u. dgl. Man kann beym Hagelschaden kaum etwas klügers thun, als demüthig hinnehmen, was er über läßt, und so haushalten, daß uns ein Unglücksfall nicht auf lange Zeit herabbringe.

Geben nun gleich wachsende Früchte dem Landwirthe keine Geschäfte, so geben sie ihm doch Freude, Hoffnung und Beobachtung. Ich will mit niemanden über angenehme Gegenstände streiten, meyne aber, einen Acker oder eine kleine Flur Weitzen oder Rocken, der von einem Ende zum andern und von einer Furche zur andern ohne alle Lücke die Erde bedeckt, und, wenn er aufrecht steht, so gleich steht, als wenn er gleich geschnitten wäre, einen Acker voll Gersten oder Haber, auf welchen man, wenn man die steifen Halme, um hineinsehen zu können, mit dem Stocke beugt, Aehren und Rispeln bis nahe an die Erde sieht, einen Acker, den die gelbe Blume der Wintersaat, die weisse Blume der Erbse, die blaue Blume des Leinsaamens von weiten schon als einen gleichsam selbstfreudigen Wohlthäter kenntlich macht und schmückt, so einen Acker, meyne ich, unter die angenehmen Gegenstände des Gesichts und Geruchs, unter die frohen Gegenstände des Danks und der Hoffnung zählen zu können. Ich erwehne nur etwas von den Freuden, die ein von Halmen dunkler Acker giebt. Wäre ich Dichter, so könnte ich ihn als einen sanften Sänger schildern, wenn ein un-

unschädlicher Wind seine Halme unter einander mischt, als die einzige Freystäte manches für uns aufwachsenden Thiers schildern, und als den ruhigen Aufenthalt der Wachtel, die es trocken sagt, und der Lerche, die es lauter umher singt, beschreiben. Ich bitte daher den jungen Landwirth, vom Frühlinge bis zur Erndte selbst zu erfahren, wie froh eine Stunde zugebracht wird, in welcher man auf einer einsamen Anhöhe mit Gedanken und Gefühl Kornfelder übersieht. Man muß, die Natur heischt es, und man soll, dies fodert der Dank gegen den grossen Wohlthäter, sich des Guten freuen, das er an uns thut, und zu thun verheißt; es ist aber zugleich für den jungen Wirth sehr lehrreich, die Wirkung der Witterung an den Früchten zu beobachten. Besucht er sie nach jeder Veränderung, so wird er gewahr, wie sie dabey gewinnen oder leiden, und wie sie nach der Stärke oder Schwäche des Ackers, der sie trägt, eine vor der andern gewinnen oder leiden. Lehrt ihn diese Beobachtung, wie viel die Güte des Ackers bey günstiger Witterung den Früchten hilft, und wie sehr sie sie gegen ungünstige Witterung in Schutz nimmt: so ist er auf dem Wege, ein guter Ackermann, und vielleicht ein Muster und Lehrer anderer zu werden. So bald er endlich einigemal geerndtet, und also gelernt hat, wie viel sein Acker zu leisten pflegt, rathe ich ihm, den Ertrag eines jeden selbst zu muthmassen, wie mit vieler Vorherbestimmung nach und nach geschehen kann, und bey folgenden Einrichtungen auf diesen Ueberschlag mit zu sehen. Ich habe diese Uebung schon in vorigem Hauptstücke empfohlen; itzt betrachte ich sie als eine Sache, die den Nutzen gewährt, manche häusliche Einrichtung nach der Erndte, die man zu hoffen hat, zu machen. Es könnte gar nachtheilig werden, wenn man nicht zeitig besorgt, daß die reifen Früchte vom Halme

in

in Sicherheit und Schutz kommen. *) Wenn es zu keiner Zeit an Hülfe von Tagelöhnern fehlt, so pflegts in der Erndte daran zu fehlen; es sind vermuthlich nicht viele Dörfer, in welchen es anders ist. Der junge Landprediger frage daher ja bey Zeiten, wie man sich an seinem Orte die nöthige Hülfe in der Erndte verschafft, und welche er etwa nöthig haben möchte. Ohne alle Erfahrung kann er nicht beurtheilen, ob es Leute zu viel oder zu wenig sind, die man ihm als nöthig angiebt. Wer ihm eine Person mehr, als er höchst nöthig hatte, unentbehrlich nennt, hat ihn nicht immer in Kosten bringen, sondern vielleicht vor dem Schaden, den eine ungünstige Witterung sehr vergrössern kann, wenn die Arbeit langsam geht, bewahren wollen. Man kann in der Erndte allenfalls auch mit wenigern Händen fertig wer-

*) Die eben empfohlnen Landwirthe handeln hauptsächlich von Gewinnung der Feldfrüchte, und nicht von ihrer Aufbehaltung. Daher muß ich ihnen den schlesischen Landwirth, wovon meines Wissens erst 2 Theile heraus sind, (Breslau, 1771. 8.) an die Seite setzen. Der erste Theil enthält das erste Hauptstück vom Ackerbau, und handelt von der Beschaffenheit des Landes; der Eintheilung der Felder; der Zurichtung und Bestellung des Getraidelandes, wenn, wie, durch welche Geräthe, und mit welchem Gespann die Felder bestellt werden sollen; wodurch, wie und wenn das Ackerland gedüngt wird, wie und wenn es von Unkraut gereiniget werden muß; wie Moräste, Haiden und Leeden artbar gemacht werden können; von der Besäung des Landes; von der Erndte; von den Geschäften beym Dröschen und bey der Aufbewahrung des Getraides in den Magazinen. Im zweyten Theile wird das zweyte Hauptstück vom Wiesenbaue vorgetragen, nämlich von der Nothwendigkeit und dem Nutzen des Graslandes; von der besten Art Wiesen anzulegen, und sie zu pflegen durch Verbesserung der natürlichen Fehler, und durch Beförderung des Wachsthums des Grases; von der Heuerndte, und von der Aufbewahrung des Heues.

werden, wenn die trockne, bequeme Witterung einen Tag wie den andern ist, und auf uns wartet, bis wir gemächlich fertig sind. Da es aber unbedachtsam wäre, auf eine so seltene Witterung sich nur mit Händen zu versorgen: so wird der junge Mann auf so viel Hände bedacht seyn, als er zu haben wünschen würde, wenn nachtheilige Witterung einfiele. Gemeiniglich muß die Hülfe in der Erndte zeitig zuvor bedungen, auch wol gar durch Vorschuß versichert, oder noch theurer erkauft werden. Wo man den Tagelöhner nicht anders haben kann, als wenn man ihm Lein säet, dessen hergebrachte Vergütung er in der Erndte abverdient, da bekommt er Vorschuß, den er zuweilen noch in baarem Gelde dazu verlangt, wenn wir ihn bey seiner eigenen Kost arbeiten lassen, und Ackerweise bezahlen. Am theuersten wird er, wo man ihn nicht anders haben kann, als wenn man ihm eine Wohnung und einige kleine Grundstücke einräumt. Doch ich werde zu weitläuftig; hier sind einige allgemeine Erinnerungen. Man muß so zeitig und auf die Weise, als es Orts Gebrauch ist, für hinlängliche Hülfe in der Erndte zum Abbringen, Einfahren und Weglegen der Früchte sorgen. Es ist am besten, im Anfange den Schnittern, Fuhrleuten und andern Arbeitern ihren Lohn auf eben die Weise, wie es andere machen, in Gelde oder Kost, zu reichen. Durchaus muß der Landmann darauf bedacht seyn, daß es in der Erndte weder an Gelde noch an Speisen fehle, und also früh sich dazu anschicken. Man thut besser, zu dieser Zeit, da alles voll Freuden zu seyn pflegt, eine kleine Verschwendung, kleine Ausgelassenheit, kleine unzeitige Erholung, die sich wieder einbringen läßt, zu übersehen; es ist nur einmal Erndte. Das Geräth, was man selbst dazu hält, muß in guten Stand bey Zeiten gesetzt, und, wo möglich, doppelt vorräthig seyn, weil hier oft keine Zeit zu zaudern ist. Wo man von vor-

jährigem Strohe in der Erndte nöthig hat, da muß man schon beym Dröschen dazu aussuchen, und fleißig abwenden, daß es von Ungeziefer nicht unbrauchbar gemacht werde.

Die Dorfgemeinen sind nicht gleich, die eine besorgt dem Prediger hinlängliche Haushaltungsgebäude, die andere nicht; die Haushaltungen auf den Pfarren ändern sich, bald ist sie weitläuftig, bald aufs möglichste zusammengezogen; die Erndten können sehr verschieden, recht ergiebig, recht karg ausfallen. Der junge Prediger untersuche daher bey Zeiten, und gleich bey der Einrichtung des Ackerbaues, ob er auch für seinen Früchten Raum habe, im Fall die Erndte ausserordentlich gut und das Wetter ausserordentlich schlecht wäre. Es ist nicht einerley, trockne Früchte auf einander packen, und halb nasse so räumlich und lüftig zu legen, daß sie nicht verderben, sondern vollends abtrocknen; auch für diesen Raum und diese lüftige Lage muß gesorgt werden. Wenn man seinen Raum und dessen Vertheilung kennt, so macht man nach der Hoffnung, die die Felder geben, und nach Beschaffenheit der Früchte, Einrichtung, wo man jede niederlegen will. Gleiche Anzahl Schocke erfodert nicht alle Jahre gleichen Raum; hat der Wind z. B. den Rocken sehr durch einander geworfen, so daß es keine glatte Garben gibt: so können hundert Schocken da nicht liegen, wo sonst hundert Schocke bequem lagen, und man kann in Verlegenheit kommen, wenn man nicht Einrichtung darauf gemacht hat. Wo man die Hülsenfrüchte nicht bindet, da müssen sie nahe an der Dröschdehle liegen, weil sie, wenn sie über andere hergezogen werden, leicht ausfallen, und die andern verunreinigen. Wenn der Boden eines Kornfachs feucht ist, oder bey der Nähe eines Flusses gar mit Wasser bedeckt wird: so nimmt das Korn,

wenn es nicht gar verdirbt, einen Geruch an, der es Menschen und Thieren zuwider macht; ein aufmerksamer Wirth kann diesem Fehler der Scheure zuweilen ganz leicht abhelfen. Der Schaden kann gar fühlbar werden, den Ratzen und Mäuse unten, Hühner und Sperlinge oben am Korne thun; diese lassen sich indeß abhalten, wenn die nothwendigen Oeffnungen mit Klappen und engen Gittern zugleich verwahrt sind; jene können nicht leicht vertrieben, höchstens gemindert werden, wenn man im Sommer, da die Scheure leer, ihre Nester und Löcher zerstört, und aufs dichtste verstopft; was sich von diesem Ungeziefer nachher wieder hineinzieht, wird gewöhnlich bald ein Raub der Katzen, Marder und Eulen, wenn es keine nahe Nester hat. Man kann an einem regnigen Sommertage mit seinen Leuten, Hunden und Katzen vieles verjagen, und wenn es jährlich geschieht, die Oeffnungen so fest schliessen, daß der Schaden vom Ungeziefer erträglich bleibt. Andere Mittel werden nur im Anfange gerühmt, und verliehren ihre Kraft zu früh. Gegen das eigene Gesinde pflegt keine Scheure fest, und keine Vorsicht wirksam genung zu seyn. Je schwerer es gemacht wird einzudringen, desto grösser wird die Gefahr, worin sich der Knecht, der für das Vieh stiehlt, stürzt, und desto verwegener die Kraft, womit er die Hindernisse zu heben sucht. Man spüre seine Schlupfwinkel nach, und nehme ihn seinen Raub wieder ab, das macht ihn, nach meiner Erfahrung, am ersten müde. Leicht greift kein fremder Dröscher zu; wenn er aber sieht, daß ihn gar nicht auf die Finger gesehen wird, so ist er in Versuchung, und die Leute sind zu schwach, um grossen Versuchungen widerstehen zu können; das eigene Gesinde wird sich schwer enthalten, für sein Vieh mit zu dröschen. Wie viel ein Paar Leute wöchentlich ab-

dröschen und rein machen, erfährt man am besten im Orte selbst; nicht alles Korn geht gleich gut aus dem Stroh, was trocken eingekommen ist, läßt sich am leichtsten ausschlagen, und in hellem Froste fällt alles Korn leichter aus, als in feuchter Witterung. Diese Erfahrungen haben Einfluß in das Tagewerk der Dröscher, wenn man, wie billig, verlangt, daß sie rein dröschen sollen. Um den vierzehnten oder sechszehnten Himten, wie auf grossen Gütern, wird nicht leicht dem Prediger, der zu wenig hat, gedroschen, und nicht leicht ihm zu rathen seyn, weil er schwerer entdecken und schwerer verhindern kann, daß zu viel im Strohe bleibt. Wenn ein Paar leute sich anheischig machen, ganz auszudröschen, für ehrliche Arbeiter bekannt sind, und die Haushaltung mit wohlfeilen Speisen versehen ist: so wirds vortheilhafter gehalten, sie an den Tisch zu nehmen. Wer zum Dröschen Tagelöhner haben muß, den Raum sonst, etwa zum Holze, nöthig hat, und das Korn im Stroh durch Menschen und Thiere immer weniger werden sieht, thut besser, ganz ausdröschen zu lassen, als abwechselnd damit bis zur Erndte zu verziehen.

Es ist dreyerley, was die Feldfrüchte liefern, reines Korn, Stroh und Abfall. Hievon den besten Gebrauch machen ist ein so wichtiges Stück der landwirthschaft, als die Kenntniß, wie man sie vortheilhaft bauet. Wer vom Ackerbau nichts zu gewinnen behauptet, muß die Ursach nicht bloß im Felde, muß sie auch im Hause suchen. Saatkorn, Brodtkorn und Futterkorn, und zwar alles hinlänglich, muß auch der junge landwirth von seiner Erndte abziehen; hievon soll durchaus nichts verkauft werden, und was Menschen und Vieh bedürfen, billig bis Michael, und wo möglich noch länger, vorräthig seyn, im Fall nämlich die nächste Erndte sehr unergiebig wäre, oder gar verun-

glück-

glückte, oder das zeitige Dröschen im Herbste verhindert würde. Ein guter Hausvater muß aus seinem Schatze Neues und Altes hervortragen können, Matth. 13, 52. In Ansehung des Verkaufs ist der Prediger Landwirth; er soll größtentheils vom Ackerbaue leben, und darf also die guten Preise, wo sie vorkommen, sich mit zu Nutze machen, weil er bey völliger Gleichgültigkeit der Preise selbst nicht auskommen könnte. Hat er Aufmerksamkeit genung auf die Vorfälle in der Nähe und Ferne, um einen bessern Preis, als den, wobey kein Landwirth fertig werden kann, erwarten zu dürfen, und leiden es andere Umstände, ihn erwarten zu können: so darf er wol so weit Kaufmann seyn, der Staat hat ihn dazu gemacht, er muß billig verkaufen, oder selbst Noth leiden. So bald aber der Preis gut genung ist, und einen noch höhern zu erwarten nach Gewinnsucht aussähe, muß der Landwirth nicht vergessen daß er Prediger ist, besonders gegen die Geringen im Dorfe, die kaufen müssen; man kann, wenn es bedenklich wäre unter den Preis zu verkaufen, durch das gute Maaß und durch Borgen ihnen den Pastor zeigen, und man verliehrt nicht wirklich, wenn man das Korn, dessen hohen Preis die Geringen nicht vorräthig hatten, auch nie ganz bezahlt erhielte. Unser Herr Gott behält alles, was wir thun. Ein gewisser ehemaliger Landprediger hatte so ganz keine Anlage und so gar manches seltne Hinderniß zu einigen Mitteln zu kommen, daß er sie durchaus nicht erwarten konnte; Gott hat sie ihm aber gleichsam aufgedrungen, und scheint sie ihm ferner aufzudringen, und er will sich nichts bewußt seyn, als in der letzten Theurung den Armen gut gemessen und ihre Reste vergessen, auch in der Haushaltung das Jahr dreyßig Himten mehr als sonst verbraucht zu haben. Ein Landpreger, der Korn zur Stadt schickt, lasse es verhehlen,

daß

daß es von ihm ist. Es giebt Städter, die etwas auszusetzen wissen, und sich Ungezogenheiten erlauben, das Korn mag so gut und so reichlich gemessen seyn, wie sie es sonst nicht bekommen, so bald sie nämlich wissen, daß der Verkäufer Prediger ist. Will der billige Bürger gern wissen, von wem er das gute, reichlich gemessene Korn gekauft hat, so mag er sich Gelegenheit dazu aufsuchen. Zuweilen ist das Korn so überflüßig, oder manche Art wenigstens so häufig vorhanden, daß es fast gar zu Gelde nicht gemacht werden kann; ists denn nicht von guter Aussicht, oder nicht zu verabreden, Vieh für die Städte oder seine Freunde damit zu mästen, wie zu allen Zeiten wegen des Düngers zu rathen stünde: so muß man mit leiden, und, wo möglich, statt der Kornart, die am ersten wieder in Preis zu gehen scheint, andere verbrauchen, um sich aufs geschwindeste wieder erholen zu können, wenn man dann damit versehen ist. Es ist schon erinnert, welche Aufsicht der junge Wirth aufs Stroh zu verwenden hat, und nichts weiter zu bemerken, als daß oft nachgesehen werden muß, ob das Gesinde auch unsern Ueberschlag nicht überschreitet, und die Bedürfnisse des Sommers und der Erndte übrig läßt. Man kann das freylich nicht nachzählen; wenn man aber, wie sehr erfoderlich ist, acht hat, wie viel Stroh in einen gewissen Raum ordentlich hingelegt werden kann: so kann man sehr treffend überschlagen, ob das Gebühr noch vorräthig ist oder nicht. Mit dem Sommer- und besonders Hülsenstrohe müssen manche Gegenden den Mangel des Heues bey der Fütterung ersetzen, und der Schäfer besonders sucht es oft im langen Winter, und bezahlt es gut. Dies wäre eine erlaubte Einnahme fürs Stroh, wenn bey ordentlicher Vertheilung sich Vorrath davon im Frühjahre fände; übrigens ist kaum ein Fall, da es dem Landwirthe erlaubt wäre, Stroh zu verkaufen,

sen, das zum Dünger für den Acker gehört. Der Abfall beym Dröschen gehört dem Viehe, das Gesinde greift aber gern dabey zu tief, und wirft ihm mehr davon vor, als es verzehren kann. Ein junger Wirth thut wohl, hierauf zu achten, und, wenn das Gesinde nicht gar zu scheel sieht, nicht zu grob mißdeutet, den ganzen Abfall unter Schloß bringen, und mit mehr Ordnung und besserer Nutzung vertheilen zu lassen. Es sind mancherley Arten von Verschwendung auf dem Lande gebräuchlich, aber es wird schwer halten, sie abzubringen.

Die Pfarrwiesen liegen entweder allein, oder sind Stücke einer gemeinen Wiese. Im letzten Falle ist für den jungen Wirth nichts weiter zu thun, als daß er sich des Orts Gebrauche fügt, und mähen und trocknen läßt, wenn die ganze Gemeine mähet und trocknet. Da es nun bey einer allgemeinen Arbeit leicht an Händen fehlt: so ist bedächtlich, bey guter Zeit Hülfe in der Heuerndte zu besprechen, und, wenn man nicht selbst anspannen läßt, vorzüglich einen Wagen zu dingen, der gleich jedes trockne Fuder in Sicherheit bringt; mit einem wohl genutzten halben Tage kann vielfältig so vieles Heu gewonnen werden, als sich den Tag einbringen ließ, wenn es nämlich, wie oft geschieht, am folgenden regnet, und so lange hin regnet, bis alles Heu verdorben ist. Bey dem Anscheine, daß es täglich einmal regnen, und das Heu so trocken, wie es billig seyn sollte, nicht werden möchte, steht es, wenn der Raum nicht gar zu enge, und lüftig genung ist, schon zu wagen, täglich ein kleines Fuder einholen zu lassen. Es pflegt gleich in der ersten Nacht warm zu werden; man läßt es daher gleich den folgenden Tag umher werfen, wie von Kindern als ein Spiel geschehen kann; da hiedurch die letzte Feuchtigkeit ausdünstet, so pflegt es sich nachher nicht wieder zu erwärmen. Ein aufmerksamer

Wirth ist übrigens nie sicher, er geht möglichst täglich umher, untersucht alles, und läßt sich von keinem Schaden beschleichen. Daß er schon vor der Heuerndte die Ausbesserung des Dachs betreiben, und das Geflügel, dessen Federn dem heufressenden Viehe schädlich sind, vom Heuboden zu entfernen suchen müsse, scheint bekannt genung zu seyn.

Eine eigene Pfarrwiese liegt entweder zwischen Aeckern, und dann muß sie, wenn man sie nicht preis geben will, gemähet werden, wenn die Aecker gemähet werden, oder sie liegt ganz allein, und der Prediger hat freye Hände, damit zu machen was er will. In diesem Falle wollte ich wol rathen, einige Aufmerksamkeit auf den Graswuchs zu wenden, und diese Wiese mähen zu lassen, ehe der größte Theil der Grasarten trocken und unsaftig wird; aber auch auf der andern Seite nicht ehe mähen zu lassen, als bis der größte Theil des Grases seine Stärke hat, und der Reife nahe ist. Daß man mehr und kräftigeres Heu erndtet, hängt größtentheils von der Zeit ab, da man mähen läßt. Der Schaden, den das Abhüten, das Eintreten des schweren Viehes, und das Einschneiden der Wagenräder verursacht, ist leichter gesehen als zu verhüten. Die Maulwurfshaufen müssen alljährlich, so bald die Wiese zugesteckt wird, zerstreuet, der Busch, der hineinwächst, ausgerottet, das Moos abgeharket, und der Taubenmist, den der Grasgarten entbehren kann, auf der Wiese umher geworfen werden.

Ich habe die Einbildung, daß der Freund des Ackerbaues den Garten *) zurücksetzt, und daß der Garten-

*) Wer nichts weiter daran wenden will, kann sich auch als Gärtner mit Reicharts schon empfohlnen Land- und Gar-

tenfreund nicht Ackermann genung ist, und fodere daher von einem jungen Prediger, der landwirth, so weit ers seyn muß, werden will, daß er eins thue, und das andere nicht lasse. Es ist wirklich nicht leicht, für Garten und Feld zugleich die gehörige Sorge zu tragen. Wer an der Reinlichkeit, Ordnung und Schönheit des Gartens Geschmack findet, wird leicht gegen den Acker, der gleichsam ungestaltet dagegen aussieht, gleichgültig, schmückt und künstelt an seinem Garten, und läßt auf dem Acker die leute machen was sie wollen, zieht eine rare Blume, beschneidet den Wein, verändert etwas an der Terrasse, und erndtet draussen sein Brodtkorn nicht mehr. Ich warne jeden jungen Mann, sich nicht in den Garten, und am wenigsten in den Blumenbau so zu verlieben, daß darüber der Ackerbau und Wohlstand zu Grunde gehen. Dagegen kann man auch den Garten zu enge finden, und seine Geschäfte für Spielerey halten, wenn man das grössere Feld und seine weite Aussicht auf die prächtigen, nährenden Fluren in Gunst genommen, und das Wohlthätige der schweren und immer unter allerley Abwechselungen fortgehende Feldarbeiten eingesehen. Man wird beym Ackermann selten einen schmucken Garten finden, wie der geschickte Gärtner selten ein guter Ackermann ist.

Kein vernünftiger Mann wird den Baumgarten vernachläßigen, da, wie jedermann weiß, das Obst ein so

Garten-Schätze behelfen. Sehr wohl wird man aber thun, wenn man sich zugleich mit des Herrn Superintend. F. H. H. Lueder Briefen über die Bestellung eines Küchengartens in Niedersachsen versieht. Sie kamen Hannover, 1768. zum erstenmale als ein Buch heraus, und sind kürzlich zum drittenmale wieder aufgelegt. Ich halte dies nützliche Buch für so bekannt, daß ich nichts weiter davon zu sagen brauche.

so wichtiger Artikel in der Haushaltung ist. Es verschafft baare Einnahme, wenn sie selten auf dem Lande ist, giebt unentbehrliche und solche Vorspeisen, die sich Jahre hindurch erhalten lassen, und gewährt Erquickungen, die man unter des Tages Last und Hitze verdient, und zur Gesundheit bedarf. Man schone also den alten Baum, der noch gut trägt; der junge muß vielleicht gekauft werden, geht vielleicht nicht an, wird vielleicht gestohlen, und trägt vielleicht dem, der ihn pflanzte, noch nichts. Er wird geschont, wenn man verbietet, den Stamm zu beschädigen, die Zweige beym Abnehmen des Obstes zu zerreissen, und ihn sehr zu schütteln. Ein tragbarer Baum ist seines Herrn Aufsicht werth. Man besehe jeden jährlich wenigstens viermal aufs genaueste; es muß ein sehr gesundes und abgelegen stehendes Gewächs seyn, an welchem man nicht alle Jahr etwas zu thun finden sollte. Ich kann hiebey nicht weitläuftig seyn, aber ich rathe doch, um jeden alten Baum, zu seiner einzigen Pflege, den Rasen zwey Fuß breit vor dem Winter aufstechen, und umkehren zu lassen, damit der Baum mehr Winterfrucht anziehen könne; rathe, ihn zeitig im Frühjahre von trocknem Holze und Raupennestern befreyen zu lassen, weil jenes ihn nach und nach dürre macht, und die Raupen, welche seine Blätter verzehren, ihn nöthigen, zur Unzeit sich gleichsam zu neuen anzugreifen; rathe, jeden Zweig, der weg muß, dicht am Leibe mit der Säge abschneiden, und die offene Stelle wenigstens mit Leim bedecken zu lassen, damit sie überwachse, und nicht in kurzer Zeit eine unheilbare Wunde werde; rathe endlich, über die bemerkten Fehler sich mit Kennern zu besprechen, und lieber zu bessern als wegzuwerfen, da ein Beobachter so oft einen kleinen Fehler sieht, der mit einer kleinen Mühe gleich gehoben ist.

Jeder junge Wirth, vielmehr der junge Prediger, muß sich durch Anpflanzen einen Namen machen, und den Nachkommen damit gleichsam sein ehemaliges Daseyn beweisen. Hier sind für den, der sie nöthig hat, einige Erinnerungen, mit welchen er desto geschwinder weiter kommen kann. So viel es sich thun lassen will, müssen die Bäume nicht an der Mittagsseite, wo sie Luft und Sonne nehmen, sondern an der Mitternachtsseite, wo sie einigen Schutz verschaffen, neu im Garten gepflanzt werden. Das Kernobst kommt in der Nähe des Steinobstes nicht gut auf, und nicht gut fort; man thut besser, jedes allein zu lassen, und das Steinobst, als das niedrigere, nach der Sonnenseite hin dem Kernobste vorzusetzen. Da man die Bäume nach dem Raume pflanzen muß, den sie in ihrer männlichen Grösse gebrauchen: so soll das Kernobst 18 bis 20, das Steinobst, nach seiner Grösse, 6. 8. 10 bis 12 Fuß von einander bleiben. Unter einem alten kommt nicht leicht ein junger Baum auf, nicht einmal gern in der Nähe des Platzes, wo ein alter gestanden; soll er bleiben, so ist fast nöthig, die alte Erde, welche man aufgegraben, wegzuschaffen, und seine Wurzeln mit frischer unausgesogener Erde zu bedecken. Je grösser man das Loch gräbt, wo ein junger Baum hingepflanzt werden soll, und je länger man es vor dem Pflanzen offen lassen kann, desto leichter geht der Stamm an, desto freudiger wächst er; wie man denn auch beydes häufiger an denen, die im November, als an denen, die im März gepflanzt werden, sieht. Wallnüsse, Eschen und Linden pflanze man auf den Hof und um die Gebäude, so viel man anbringen kann und darf, nur nicht zwischen die Obstbäume, denen sie die Abnahme und den Untergang zuziehen. Man muß einen Baum hinsetzen w einer ohne Schaden stehen kann; um den Sumpf auf dem Hofe können vielleicht Weiden, hin-

ter

ter den Garten vielleicht Hainebüchen, die man zu Wasen köpft, und hinter Gebäude im Garten, wo wenig Sonne ist, doch noch wol Wälschenüsse oder Haselnüsse stehen. Wo man Gebäude gegen Mittag hat, und bepflanzen kann, da muß man gleich Anstalt machen, die feinen Früchte, sowol von Kernobste, als die Pfirschen, Apricosen, Wein und dergleichen, zu ziehen. Der junge Prediger geht gleich, und am besten mit einem benachbarten Landwirthe, seine ganze Hof- und Gartenstelle durch, und untersucht, ob sein Vorgänger ihm noch eine Stelle übrig gelassen, die genutzt, und besser als vorhin genutzt werden könne.

Ich möchte lieber, daß ein Landprediger selbst pfropfen und oculiren könnte. Die Handgriffe sind nicht schwer, und es wird sich aller Orten Gelegenheit finden, sie von andern zu sehen; man lernt sie dadurch leichter, als bloß aus einem Buche; es ist aber besser, auch Beschreibung davon gelesen, und ein Bild gesehen zu haben, weil man so leichter beurtheilen und fragen kann. Schon hie und da verstehen die Bauren Bäume zu veredeln, und es wird keinen Prediger gereuen, alles, was zum ganzen Umfange der Landwirthschaft gehört, auch zu verstehen, und noch besser als seine Eingepfarrten zu verstehen, weil er daher die biblischen Bilder besser erklären, und selbst die verständlichsten und fruchtbarsten nehmen kann, weil es ihm so viel mehr Achtung und Vertrauen in andern Dingen verschafft, wenn der Bauer sieht, daß sein Prediger alles besser versteht, und weil er die nützliche Kenntniß von Veredelung der Bäume, wo sie noch fremd ist, billig bekannt und beliebt machen soll. Hat er sie, so braucht er die fehlenden Bäume nicht zu bezahlen, die doch zuweilen nicht angehen, zuweilen die nicht sind, welche er haben wollte, und Stämme sind leicht aus Kernen gezogen,

und oft häufig in den Holzungen anzutreffen. Die Freude, welche eine Baumschule giebt, scheint mir unter denen, die der Gartenbau gewährt, eine der vorzüglichsten zu seyn; ein Reis oder Auge belustiget, wenn es angeht, wenn es sein jugendlich frisches Blatt treibt, wenn es freudig in die Höhe schießt, sich zu einer guten Crone, zu einem ansehnlichen Gewächse bilden läßt, auf der neuen Stelle seinen alten Trieb behält, nun blühet, nun Früchte ansetzt, die Früchte, welche wir verlangten, alle Jahre immer mehr giebt, immer grössere und schmackhaftere Früchte giebt. läßts doch, als wenn der Baum dem, der ihn gepflanzt, veredelt und gebildet hat, seinen Schatten anböthe, und seine Früchte in den Schoß würfe. Ich habe nichts dawider, daß man in der Baumzucht bis zu feinen Handgriffen, Erfindungen und seltenern Gewächsen gehe, daß man nach Umständen eine Baumschule von allerley, auch den seltensten Sorten, anlege, und davon andern überlasse; bitte aber, die Pfarrgärten mit den zur Haushaltung nützlichsten Fruchtarten zu bepflanzen, weil daraus hauptsächlich die Küche versorgt werden soll. Von den feinen, raren Sorten schicken sich viele zu Vorspeisen nicht, und der Käufer am Markte ist gemeiniglich nicht Kenner genung, um den verlangten Werth billig zu finden und zu geben. Zu seinem Vergnügen, und wo es sich anbringen läßt, kann man immer etwas besseres ziehen; das in der Wirthschaft unentbehrliche Obst aber muß der größte Schmuck des Gartens, und der Weg seyn, sich den Dank der Nachfolger auf Jahrhunderte zu erwerben.

Wer ganz ohne Gartenkunde aufs land kommt, wird sich aus Büchern allein nicht helfen können, weil die ihm nicht sagen, wie die Pflanzen aussehen, wenn sie ihm auch den Bau und die Nutzung noch so schön

sa-

sagen. Man bitte daher im ersten Frühlinge am häufigsten seinen landwirthschaftlichen Nachbar, um von ihm die Pflanzen, welche man ziehen will, kennen zu lernen. Vernünftige Leute werden sich nicht wundern, daß ein junger Mann aus der Stadt, der bloß zum Vergnügen einen Garten gesehen, nicht weiß, wie die Pflanze, die er nur in der Schüssel beachtet und kennt, aussieht, wenn sie aus der Erde kommt. Er liest, daß man z. B. auf ein Feld voll Pastinaken auch wol etwas braunen und grünen Kohl- etwas Salat- und zuweilen auch wol noch etwas gelbe Wurzeln- oder Mohrrübensaat streuet, oder findet es an seinem Orte hergebracht. Alle diese Sämerey läuft auf, und fünf- auch wol zehnerley Unkraut dazu, wie soll nun der junge Mann, der vor dies Feld tritt, wissen, welches Pflänzchen aus dem Saamen, den er hat säen lassen, erwachsen sey? Frägt er sein Gesinde, welches z. B. die Pastinaken wären: so kann leicht daraus ein Gespräch im Dorfe entstehen, dergleichen man nicht gern hört. Ein Kandidat aus der Stadt, der in der Blüte stehenden braunen Kohl für gelbe Violen in einem Pfarrgarten ansah, blieb lange dem Gesinde, und wer weiß ob nicht dem ganzen Dorfe, als der Mann kenntlich, der braunen Kohl für gelbe Violen hielte. Ihn schadete das nichts; vom Prediger aber sehe ich nicht gern, daß solche Bezeichnungen, auch nicht einmal eine kurze Zeit, herumgehen.

Wenn man den Raum dazu hat, so muß man auf dem Lande so viel Küchenkräuter oder Vorspeisen, als man selbst nöthig hat, auch selbst ziehen. Es ist beydes unangenehm, sie aus der Stadt kaufen, oder entbehren zu müssen. Der Prediger muß durch sein Beyspiel die Gleichgültigkeit gegen den Gartenbau abschaffen, und lehren, daß hier wachse, und zu ziehen möglich

lich sey, was man sonst nicht hat wachsen sehen. Ein Gartenbuch schreibe ich nicht, der junge Prediger aber liest eins von den geschriebenen, worin die Wartung eines jeden nöthigen Gewächses abgehandelt ist. Einige Erinnerungen, die mir doch nicht überflüßig zu seyn scheinen, will ich wol hinzufügen. Wenn mans so nicht findet, so setzt man nach und nach die Obstbäume allein an die Mitternachtsseite, um die Pflanzen aufs möglichste in Sonne und Luft zu bringen; sie wachsen auch wol unter den Bäumen, und den Bäumen bekommt das Graben umher recht gut, aber die Bäume leiden so sehr, wenn der Gräber die Erde vom Grabscheite oder Spaden daran abschlägt, und seine Wurzeln absticht, und wenn man die flachliegenden durch Wurzelgewächse entkräftet, oder gar durch heissen Mist tödtet, als die Gewächse durch die Wurzeln, den Schatten, auch wol das Ungezieffer des Baums, und durch den Fall und die befugten und unbefugten Abnehmer seiner Früchte leiden; man kann von beyden mehr fodern, beyde besser ordnen, warten und nutzen, wenn sie jedes allein stehen. Man thut wohl, seinen Garten gleich in eine gewisse Anzahl Felder oder Beete, die ihre bestimmte Grösse beständig behalten, zu theilen, sie durch Zahlen zu unterscheiden, und aufzuzeichnen, was sie jährlich tragen; es ergiebt sich hieraus gleich von selbst, was nun das Feld in der Ordnung tragen muß, und die vortheilhafte Abwechselung der Früchte kann desto sicherer geschehen. Es ist keine Schande, es ist eine gesunde Bewegung, und wird zur Ordnung und dem Ansehn des Gartens unumgänglich gehören, daß man selber säet, und bey dem Pflanzen die Weite selbst abmißt; der gemeine Landmann kann die Genauigkeit gewahr werden, und mit Beyfall fühlen, und endlich nachahmen, aber vorgezeichnet muß sie ihm werden. Ausser den erheblichen Vortheilen, daß ein

ein vor dem Winter gegrabenes Land die Winterfrucht häufiger einzieht und länger erhält, und daß man durch Abschaufeln so vieles Unkraut darauf tödten kann, hat es auch das Gute, daß man im Frühjahre allein eine Stunde in den Garten gehen, ein Feld bestellen kann, und auf niemanden zu warten nöthig hat. Wenn es der Raum nur immer verstatten will, so muß man allerley Gartengewächs bauen, und am meisten da, wo der gemeine Landmann den Ackerbau vernachläßiget, und ausser Mohrrüben, Kartoffeln und braunen Kohl kaum ein Gewächs kennt. Man kann die besten Sämereyen selbst ziehen, und hat, wenn man auch die Ausgabe dafür eben nicht achtet, den Vortheil, von ihrer Güte gewiß zu seyn, und sich Freunde damit im Dorfe zu machen. Säet man zu den Pflanzen von selbst geerndteten Saamen, und giebt sich die kleine Mühe, sie in trockner Zeit durch fleißiges Begiessen gegen das Abfressen zu schützen: so säe man für andere mit; es ist eine gar angenehme Verbindung, wenn der Bauer sagt, was ich anderswo kaum für Geld haben kann, treffe ich auf der Pfarre umsonst an.

Ein Pfarrgarten ohne Blumen würde dem Dorfe anstößig seyn, weil man daher, die zu Feyerlichkeiten nöthig sind, zu holen pflegt, und das Kind mißvergnügt weggehen würde, wenn es keine Blume empfangen hätte. Wo dies hergebracht ist, muß man den ganzen Sommer hindurch Blumen haben, und die kann man mit sehr geringer Wartung haben. Wer an schönen, seltenen Geschmack findet, besorge sich möglichst ein eigenes verschlossenes Revier dazu, wenn er nicht den Verdruß haben will, daß sie, wie eine gemeine Blume, abgepflückt werden; es hält gar schwer, Leute auf dem Lande zu bedeuten, daß unter Blume und Blume ein Unterschied sey, und daß man Ursach

zur Unzufriedenheit habe, weil diese Blume abgebrochen ist. Der Bauer kann die Sorgfalt und Wartung einer Blume für kein würdiges Geschäft eines Mannes, eines Landwirths, und eines Predigers ansehen; wen er den halben Tag in seinem Blumengarten antrifft, der ist ihm nicht der Mann, welchem er sein ganzes Vertrauen schenken möchte. Ich sage dies, was ich dem Bauer abgefragt, ohne damit dem Blumenfreunde etwas von meiner Hochachtung entziehen zu wollen. Will sich indeß der junge Mann rathen lassen, so vermeide er, daß das übrigens sehr gerechte Vergnügen an einer schönen Blume nicht zur Leidenschaft werde; es hält dabey schwer, sich in Achtung und Wohlstande zu erhalten.

Wo der Prediger seine Feuerung kaufen muß, pflegt man Einrichtungen zur Sparsamkeit bereits vorzufinden; wo aber Holz in Ueberfluß ist, wird nicht immer so guter Gebrauch davon gemacht, als die Absicht der Vorfahren gewesen zu seyn scheint. Wie die Producte der Gegend sind, so wird man größtentheils die Pfarren ausgesteuert finden, mit hinlänglichem Acker, oder mit wenigerm, und der Bestellung von der Gemeine, mit dem Zehenten von der Feldmark des Orts, oder mit einem andern, den man verpachtet, mit Meyergütern und ähnlichen Gefällen, mit überflüßigen Wiesen, oder einigen Diensten dazu, mit einer so beträchtlichen Holztheilung, der man es gleich ansieht, daß sie nicht zum Verbrauch, sondern vornämlich zum Verkauf, zu Verschaffung baarer Einnahme, bestimmt ist, wie die Prediger in Virginien Toback bekommen, um daraus ihr nöthiges baares Geld zu lösen. Bey der Aussteuer mit Holz vergessen es Prediger, und vergessen es andere Männer am gewöhnlichsten, daß sie nicht zur Nothdurft, sondern offen-

bar auch zum Verkauf und anderer Nutzung geschehen ist. Die Pfarre, heißt es, hat so vieles Holz, als wenn sie ein grosses Brauwesen zu unterhalten hätte, und es geschehen Eingriffe; man hätte sagen sollen: die Pfarre hat so vieles Holz, daß man gleich sieht, der Prediger soll gutentheils seine baare Einnahme daraus lösen. Und hiezu möchte ich die Männer wol ermuntern, die da finden, daß man von ihnen geglaubt hat, das Holz werde bloß zum eigenen Verbrauch angewiesen. Dieser war sonst offenbar geringer, da man weniger warm saß, und sich mehr warm arbeitete, weniger Zimmer heitzte, kleinere Fenster hatte, und noch nicht täglich zweymal Kaffee trank; damals wurde so viel Holz zugetheilt, damals so mancher Baum auf Grundstücken der Pfarre angepflanzt. Es kann seyn, daß damals auf den eigenen Bierbrau mit gerechnet ist, der, so lange man ohne Wein und Kaffee lebete, nicht unbeträchtlich gewesen seyn mag, kann auch seyn, daß man sonst an manchem Orte für Holz kein Geld aufnehmen konnte, und daher nicht so sparsam damit umging. Itzt werden aber der Oerter noch wenige seyn, wo sich Holz nicht zu Gelde machen liesse, und wo man zu dem ausgesuchten Nutzholze keinen Käufer finden könnte. Ich ersuche daher den jungen Mann, der in eine Holzgegend berufen wird, auf eine grössere Nutzung davon, als er vielleicht vorfindet, zu denken. Könnte man der Lage wegen kein Brennholz los werden, worin sich die Umstände doch auch ändern: so hat ein Prediger schon Gelegenheit, die Holzarten und Gewächse kennen zu lernen, die dieser oder jener Arbeiter in Holze vorzüglich bedarf, vorzüglich bezahlt, und hat schon Gelegenheit, bekannt zu machen, daß ein kleiner Vorrath davon bey ihm anzutreffen sey. Bey mancher itzt höchst elenden Pfarre kommt mirs vor, als wenn die erste gewiß überlegte Aussteuer

derselben aus den Augen verlohren, und darüber der Prediger zurückgebracht sey. Gesetzt, er empfing ehemals sein Holz in ganzen Bäumen, brannte vom Abfall, und verkaufte Stämme, oder geschnittenes Nutzholz, wie es der Stamm gab: so mußte der Nachfolger, dieser Vortheile unkundig, sehr verliehren, wenn man ihm, unter allerley, besonders dem Vorwande der Bequemlichkeit, eine verhältnißmäßige Portion Holz in Klaftern gab, das er nun zu nichts als zur Feuerung anwenden konnte, und — verschwenden mußte, weil es in seiner Gegend dazu niemand kaufen wollte, niemand zu kaufen nöthig hatte. Ich halte wenigstens unsere Vorfahren für verständige Leute, die jede Pfarre so dotirten, daß sie nothdürftig ernährte; hat man aber ihre Absicht verlohren, und die ehemaligen Vortheile abgeschnitten, oder zu nutzen gehindert: so muß unausbleiblich itzt ein Mann da hungern, wo seine ersten Vorgänger satt hatten. Ich wünschte, daß bey schlechten Stellen Untersuchung geschehen möchte, wie sie ehemals ernährt haben, ob man vielleicht die eigentliche, örtliche Nahrungsquelle wieder auffinden möchte, da es mit anderweitigen Verbesserungen weitläuftig aussieht, und immer weitläuftiger auszusehen scheint. Meinem jungen Manne rathe ich indeß, sich sehr nachgebend in seines Orts Umstände zu fügen, nicht davon leben zu wollen, wovon andere in ganz andern Gegenden leben, sondern gleich fragen: wovon soll ich hier, nach der Einrichtung der Stifter dieser Pfarre, leben? und sich dieser Einrichtung wieder zu nähern, so weit es der Unterscheid unserer und der Umstände vor Jahrhunderten immer erlauben will. Diese Einrichtung der Vorfahren steht vielleicht weit von unserer Lebensart ab; es ist doch aber besser, sich etwas altmodisch satt essen, als gar hungern. Doch jeder mache es, wie er will.

Bey der Viehzucht und *), der dazu nöthigen Aufsicht hat der Landprediger schon eine grosse Hülfe an seiner Gattin, nur den Pferdestall kann sie nicht mit besuchen. Wo man Pferde halten muß, schaffe man sich ja Kenntniß von diesen Thieren und ihrer Wartung, und nöthige Zeit zur Aufsicht an, wenn man nicht öfter, als es die Casse leidet, neue Pferde anschaffen will. Man muß täglich, und wol etlichemal, auch in ganz unvermutheten Stunden in den Stall kommen, um zu sehen, wie gefüttert, das Thier gewartet, und sonst behandelt wird, um weder sich noch einem andern Schaden zu thun, da sie so leicht zu viel und zu wenig, gesundes und ungesundes Futter, zur rechten Zeit und zur Unzeit bekommen können. Der Knecht, ein so gebohrner Freund der Pferde er auch ist, droht doch gleichgültig gegen sie zu werden, wenn der Herr sie nicht täglich besucht. Vorsetzlich verdirbt nicht leicht ein Knecht sein Vieh, er hat es viel zu lieb; aber er ist auch unbesonnen genung, es zu übertreiben und

*) Ueber die Viehzucht, wie sie auf einer Pfarre gehalten werden kann, ist meines Wissens nicht viel geschrieben. Ich kenne nichts bessers als des Herrn Past. J. W. Hönert Beyträge zur Landwirthschaft. In der ersten Sammlung, (Bremen, 1771. 8.) wird die vortheilhafte Erziehung und Pflege des Hornviehes abgehandelt, und in der zweyten, (Bremen, 1778. 8.) dieselbe fortgesetzt, und etwas von Unterhaltung und Erziehung der Pferde hinzugefüget. Mehr ist mir davon noch nicht bekannt geworden; ich wünschte aber, es würde fortgesetzt, besonders wie es für kleine Haushaltungen die meiste Brauchbarkeit hat, und würde auch bis auf die Wartung des Federviehes ausgedehnt. Der Wohlstand kommt zwar auf dessen Gedeyen nicht an; es gefällt aber, wenn man ohne öftern Schaden bleibt, und den Ueberfluß versilbern kann, und die nöthigen Kenntnisse bleiben, weil man sie für unbedeutend oder schon bekannt hält, oft nachtheilig genung unbekannt.

und zu erhitzen, wenn er sich damit sehen lassen, oder sonst eine übele Laune ausführen will; so oft es demnach zu Haus kommt, besehe es der Herr, der Knecht wird hiedurch vorsichtig, und es kann vielleicht itzt noch ein Schade verhütet werden, der sonst dem Thiere das Leben oder die Brauchbarkeit kostet. Erhitzte Pferde müssen weder bald saufen, noch in der Zugluft schleunig kalt werden; der Knecht pflegt beydes zu wissen; um aber zu verbergen, wie er damit umgegangen ist, macht er leicht übel ärger; um dies zu verhüten bleibe man eine Stunde gegenwärtig, wenn die Pferde erhitzt ausgespannt werden, verbiete, sie ins Wasser zu reiten, und ordne die Wartung selbst an, bis die Gefahr des Thiers vorüber ist; man kann mit dieser Stunde oft ein Pferd retten. Wie die Fütterung, die des Orts Pferde bekommen, eingerichtet, und woher sie zu nehmen ist, erfährt man am besten im Orte selbst. Unter den alten Pferden, die auf öffentlichen Märkten verkauft werden, mag vielleicht die Hälfte ihrer Fehler wegen verkaufet werden; ein ganz junges Pferd scheint also immer der sicherste Kauf zu seyn, wenn man es anders zureiten, stallen, und beyzu, bis es zu dienen tüchtig ist, füttern kann. Es ist eine sehr unsichere Hoffnung zum Gewinn, sehr bedenklich wegen so vieler höchst versteckten Betrügereyen, und, wie ich glaube, auch ziemlich unanständig für einen Prediger, seine Pferde, die ihm Dienste thun können, oft zu verändern, und auf allen Pferdemärkten zu seyn. Ein altes gesundes Thier macht zwar das Aufsehen des jungen nicht mehr, es zieht aber mit seinem gewissern Gange eine gleichere Furche, es verhindert, daß die andern nicht flüchtig werden, und Unglück, das sich so oft zuträgt, anrichten, es kennt Hof und Acker und Stadt, und verhütet manche Irrung, und indem es über die Jahre weg ist, worin die meisten Pferde fallen, macht es sich durch

sei-

seinen langen Dienst seinem Herrn sehr bezahlt; möchte doch diese Fürbitte für alte Pferde der Eitelkeit, oder wie soll ichs sonst nennen? steuren, fast jährlich Veränderungen mit den Pferden vorzunehmen. Die nöthige Aufsicht und einige Gunst gegen dieses Lieblingsthier des Landmanns sieht der Bauer gern; hat sie aber der Prediger zu schön, oder spielt damit, und will den Bereuter vorstellen: so tadelt der Bauer entweder aus Neid, oder weil er fühlt, daß der Prediger wol ein Landwirth, aber kein Landjunker seyn müsse.

In Ansehung des Hornviehes ist die Aufsicht gewöhnlich zwischen dem Wirthe und der Wirthin getheilt. Jener thut genung, wenn er für hinlängliches Futter und eine ordentliche Anwendung davon sorgt, und durch Nachlesen Mittel in Zufällen sucht, die im Dorfe noch nicht bekannt sind. Wo das Vieh im Sommer bis an den Bauch im Grase geht, und man überflüssige Winterfütterung erndtet, da ist dies ländliche Geschäft unbedeutend; da aber bezeichnet es den Wirth, wo sich den ganzen Sommer hindurch keine Kuh auf der Weide satt fressen kann, und im Winter bey Erbsen- und Rockenstroh erhalten soll. Hier mache man gleich im ersten Winter Anstalt, so viel Wickfutter auf der Brach zu bauen, daß das Vieh täglich eine volle Krippe zu Haus findet; hier säe man den gemeinen spanischen Klee, wenn der Anbau der Luzerne oder Esparzette zu unbekannt wäre, oder ihren Boden nicht fände; hier komme man dem Viehe mit frühem Grase aus dem Baumgarten zu Hülfe. Wer das Wickfutter zu kleinen Theilen im April, May und Junius säet, und den Acker, so bald er abgefüttert ist, gleich wieder umpflügen läßt, wird dadurch wenig Schaden am Rocken leiden. Kann man zum gemeinen Klee keinen Acker, wo er drey bis vier Jahre

steht,

steht, missen, und die dauerhaftern Futterkräuter nicht anbauen: so säe man ihn jährlich auf einen der besten Aecker unter den Gersten, da er denn entweder dessen Stroh verbessert, oder noch im Herbste einmal gemähet, künftiges Jahr aber zwey= drey= bis viermal gemähet, und das Land doch noch mit Rocken gegen den Winter bestellt werden kann. Den Graswuchs im Baumgarten befördert nichts so sehr, als der Unrath vom Taubenschlage, der, weil er mit mancherley Körnern verunreiniget ist, zu einem andern Dünger nicht gut angewandt werden kann; auch das Eis von der Pfütze auf dem Hofe nützt man gut, wenn es in dem Grasgarten vertheilt wird. Die zeitig Rocken oder Weitzen säen, um ihn als das kräftigste und erste grüne Futter etlichemal für die Kühe mähen zu können, müssen wissen, daß ihr Acker den nächsten Herbst wieder Rocken und Weitzen annimmt; schlügen diese Hauptfrüchte, wenn man sie das zweytemal zur Erndte säet, fehl, so wäre dies Futter, das als das erste und kräftigste freylich den Vorzug hat, doch zu kostbar. Wo die Wiesen mangeln ists indeß noch schwerer, sein Vieh im Winter gut zu versorgen; und sie mangeln häufig da, wo der Boden Korn trägt, und nicht so naß und der Ueberschwemmung nicht so ausgesetzt ist, daß man ihn Gras tragen lassen muß. Es ist freylich unwirthschaftlich, dem Viehe, das man zum Dünger durchaus halten muß, Sommerweide und Winterfutter bis zum Hungern einzuschränken; der junge Prediger aber, der es so findet, wird es so lassen müssen. Man pflegt da dem Viehe Kohl= und Rübeblätter im Herbste zu geben, und ganze Aecker voll Rüben in der Erde zu verwahren, womit man es im Winter pflegen will; gegen gutes Heu ist dies aber immer nur ein Nothfutter. Alle Rathschläge werden von Orts Umständen modificirt; ohne Rücksicht darauf

ist es unstreitig vortheilhafter, die 60 Ruthen Land, worauf man Rüben für das Vieh bauet, mit Erbsen zu bestellen, und ein gutes Fuder Heu zu kaufen, das Vieh wird dabey gewinnen, und was das kostet, bringen die Erbsen und der bessere Rocken (nach den Rüben pflegt der schlechtste zu wachsen) gewiß wieder ein. Man schlage es über, ob beym Heukauf, und der bessern Brach- und Winterfeldsnutzung und dem ergiebigern Gedeyen des Viehes nichs allerdings Vortheil sey. Ich ziehe die Fütterung mit gutem Heue wegen ihrer Kraft und des geringern Zeitaufwandes, den sie erfodert, jeder andern vor, und rathe, zu versuchen und überzuschlagen, ob nicht ein niedrig und ruhig belegener Pfarracker vortheilhafter zur Wiese liegen zu lassen und vorzubereiten sey. Wie es am besten gehen will, versuche ein junger Wirth, seine Kühe im Winter reichlich zu ernähren, sie werden sich dankbar dafür erweisen, die Miststäte wird es merken, und das Dorf den bedächtlichen jungen Wirth zeitig gelten lassen.

Wie er für den Vorrath guten Futters im Sommer und Winter sorgen wird, so muß er die Aufsicht über die ordentliche Vertheilung selbst führen, und sich, wie es für ihn am bequemsten ist, einen Maaßstab machen, wonach er überschlagen kann, wie viel täglich vorgetragen werden darf, wenn es bis zum grünen Futter reichen soll. Wann das grüne Futter gemeiniglich da zu seyn pflegt, ist bekannt; aber niemand weiß mit Sicherheit, ob nicht noch einmal ein so später Vorsommer, wie der 1740. kommen wird, da man das jüngste Dachstroh hat herabnehmen, und dem Viehe vorlegen müssen. Ein bedächtlicher Wirth wird daher sein Winterfutter so eintheilen, als wenn vor dem Junius nichts Grünes draussen wäre, und was in den allermeisten Jahren überbleibt, den nächsten Winter zuerst auffüttern.

tern. Man hält es mit Recht auf dem Lande für ein Merkmal des Wirths und seines Wohlstandes, wenn er nie zur Unzeit nach Futter schicken, oder sein Vieh vom Hofe jagen muß, um sich zu ernähren, wo es kann. Was übrigens bey dem andern Viehe zu erinnern unvonnöthen ist, das ist beym Hornviehe zu erinnern höchst nöthig, daß es nämlich mit gutem Wasser reichlich versorgt werde. Die Viehseuche ist ein Uebel, gegen welches sich die menschliche Ueberlegung nun fast, aber doch immer vergeblich, erschöpft zu haben scheint. Meinem jungen Wirthe rathe ich, keine Vorbauungsmittel, kein Einpfropfen, und keine weitläuftige Cur, er wird doch gemeiniglich ums Vieh, und um so viel Geld, als ein Paar Stück neue Kühe kosten, leicht auch noch kommen; ich rathe ihm nichts mehr und nichts weniger, als sein Hornvieh täglich das beste Wasser seines Orts, so viel es selbst will, saufen zu lassen. *) Ein heller, weicher, warmer Bach führt ohne Zweifel das beste Verwahrungsmittel gegen die Seuche, wenn das Vieh im Sommer und Winter, so viel es will, saufen kann. Wo er nicht ist, nichts als ein kleiner Teich ohne Zufluß und voll Moder ist, zu welchen die ganze Heerde etwa einmal täglich, auch wol nicht alle Tage getrieben wird, da wollte ich dem Landmanne einen Wassertrog auf dem Hofe gönnen, der so groß als seine Kuhkrippe wäre, und welchen man aus dem Brunnen gegen Abend, einige Stunden vorher, ehe das Vieh von der Weide kommt, und so bald es eingebunden, vor Nachts, mit Wasser füllete, damit es, wenn es auf den Hof kommt, und vom Hofe geht, sich satt saufen könne; der Wirth, welcher mir folgt, und es anfängt,

*) Der Abhandlung im Hannoverschen Magazin, 1779. St. 5. über die Frage: wodurch mag ein Dorf von der Viehseuche befreyet bleiben? trete ich gänzlich bey.

fängt, wird aber scharf darauf halten müssen, daß es vom Gesinde nicht versäumt, und der schwachen Kuh Beystand gegen die andern, die sie abstossen, geleistet wird, und acht haben, ob der Trog voll Wasser auch für den ganzen Stall reicht, da er dann veranstaltet, daß durchaus so viel Wasser, so gut ers hat, vorhanden ist, als das Vieh verlangt, und folglich zu bedürfen fühlt. Im Winter muß schlechterdings das Vieh dreymal täglich ganz satt getränkt werden; und da es sich von eiskaltem Wasser niemals völlig satt säuft, warmes aber gar nicht verlangt, und das im Stalle gewärmte ausgedunstete undienliche Theile angenommen: so muß der Wirth, wie es seines Hauses Umstände verstatten, dem Viehe sein hinlängliches Getränk verschlagen verschaffen. Ausser gutem Futter und hinlänglichem Wasser wird die innere Gesundheit des Thiers nichts mehr fodern; man thut indeß wohl, ihm im Sommer wöchentlich, und beym trocknen Futter täglich etwas Kochsalz zu geben. So viel möglich muß beym Hornvieh die Erhitzung mit Aengstigung vermieden werden; es schadet nicht leicht, wenn sie aus Muthwillen springen oder laufen; aber sie können sich tödtlich verderben, wenn sie aus Furcht laufen. Hirt und Gesinde thun eher, was sie sollen, wenn sie sehen, daß sich der Wirth selbst ums Vieh bekümmert; wen ein Gespräch hierüber zu klein dünken wollte, beliebe es sich als eine Unterredung über ein Stück aus der Naturgeschichte vorzustellen, und es so einzuleiten; man spricht sonst gern und lernbegierig mit denen, die uns fremde Thiere sehen lassen, und unsere vorzüglichsten Hausthiere sind es gewiß noch mehr werth, daß wir sie kennen; was uns Büffon und Martini davon sagen, sollen sie wol größtentheils von Hirten und Viehmägden gelernt haben. Der Gebrauch und die Verwandlung der Milch ist das Geschäft der Wirthin; es kann aber seinen guten

ten Nutzen haben, wenn auch der Wirth weiß, wie die Behandlung geschehen muß: er wird Schaden verhüten, und zuweilen einen vortheilhaftern Gebrauch angeben können. Jedes Stück des Landhaushalts hat noch seine unbeantworteten Aufgaben; hieher gehören die: Woher kommt die blaue Milch bey den Kühen, und wie kann man dem Uebel wehren? Wer aus der Aufgabe es nicht selber folgert, dem versichere ich, vieles darüber erfragt, gelesen, und vergeblich versucht zu haben; wenn der gänzliche Verlust des Molkenwerks den halben Sommer gedauert, und man nun aus Erfahrung, daß es unwirksam ist, was gerathen wird, nichts mehr braucht: so hört das Uebel auf; mehr weiß noch nicht leicht jemand. Um dem jungen gelehrten Manne die Landwirthschaft als eine Wissenschaft zu zeigen, die auch ihre Geheimnisse, und wenigstens schwere Stellen hat, sind hier noch ein Paar Aufgaben: Wie vertreibt man die Schnecken und Mäuse vom Lande? und wie bewahrt man die Pferde und heilt sie vom Rotze? Wer die Quadratur des Cirkels erfindet, oder ein Paar kranke Stellen in einem griechischen Dichter heilt, hätte freylich mehr Ehre, und könnte seinem Namen Unsterblichkeit verschaffen; ich möchte aber doch lieber jene Aufgaben beantworten können. Wer mit einigen Kenntnissen aufs Land kommt, und früh anfängt zu beobachten und zu forschen, entdeckt vielleicht, was wir andern noch nicht wissen.

Das Schaaf wird nicht auf allen Pfarren gehalten, und man kann in dessen Naturgeschichte am unschädlichsten unwissend seyn. Wer nicht so viel Futter erndtet, daß Kuh und Schaaf zugleich vollauf haben, und also eine Art Vieh nicht halten kann, wird an den meisten Orten nur die Kuh halten, und das Schaaf nicht, weil es die baare Auslage für Futter nicht erstatten möchte. Wo die Weide niedrig, und es dem Schä-

ser kaum möglich ist, das Vieh von Sümpfen abzuhalten, da entsteht öfter ein Schaafsterben, und wo das leicht vorfällt, ist keinem Prediger zu rathen, Schaafe zu halten, wenn er sie auch futtern kann. Die geringe Anzahl von Vieh, die auf der Pfarre gehalten werden kann, bezahlt selten den Weg, die Milch aus dem Felde holen zu lassen; das Lamm ist ein sehr weichliches Thierchen, das leicht fällt; die Wolle ist oft in gar zu niedrigem Preise, und der Schade, den der Schäfer thun kann, kaum abzuwenden; auf den meisten Pfarren wird sich also das Schaaf nicht wie die Kuh vortheilhaft zeigen. Ich gestehe gern, daß das Schaaf eins der allernützlichsten Hausthiere ist, aber nur in dem Falle, worin sich der Prediger nicht befindet. Man muß nämlich eine gesunde Sommerweide und reichliche Winterfütterung haben, vermögend seyn, den Schäfer in seinen so genannten Keimeleyen übersehen und zwingen zu können, eine so hinlängliche Anzahl halten, die die Wartung im Sommer und Winter bezahlt, eine Kenntniß von diesen Thieren besitzen, womit man den Schäfer zu recht weisen kann, in den Umständen seyn, daß ohne Schaafe kein Antheil am Hürdenschlage, und der doch unentbehrlich ist, und endlich den Verlust seines Stammes tragen, und ihn wieder herstellen können. In diesem Falle möchten sich die wenigsten Prediger befinden, und der junge Mann also wohl thun, im Anfange lieber das Vieh nicht gleich zu halten, das so viel Kenntniß, Glück und Vorrath erfodert.

Das Schwein verlangt zwar etwas Korn, oder ein anderes gutes Futter, wenn es auf die Beine kommen, und einen hinlänglichen Wachsthum erreichen soll; es verzehrt aber auch manchen Abfall aus der Küche, der Scheure und dem Garten, der sonst eben nicht gebraucht werden kann, und reiniget den Mist von manchem schädlichen

lichen Unkraute. Die Wartung dieses Thiers ist gering, und der unabwendlichen Zufälle, woran es fallen könnte, sind wenig, besonders wenn es unter Aufsicht bleibt, und abgehalten wird, auf andern Höfen, oder gar aufs Feld nach Nahrung umher zu streifen, welches ein ordentlicher Wirth billig verhüten muß, und durch einmalige Einrichtung, worauf er hält, leicht verhüten kann. Die meisten Landhaushaltungen können ohne die mannichfaltigen Speisen, die das fette Schwein giebt, nicht geführt werden, und die Pfarre würde den Vortheil der Weide, der in den geöffneten Stoppelfeldern nicht unbeträchtlich ist, verliehren, wenn sie dies Vieh nicht selber zöge, sondern gegen die Zeit des Gebrauchs erst ankaufte. Gemeiniglich wird das Schwein, das man von der eigenen Zucht über hat, hinlänglich bezahlt, nur nicht immer in gleichem Alter, bald ganz jung, bald im Anwachse, bald in völliger Grösse, bald mager, bald fett; eine auf dem Lande leichte Aufmerksamkeit auf Zeit und Umstände wird das Beste lehren. Es scheint daher an allen Orten vortheilhafter zu seyn, eine Sau zu halten, die jährlich zweymal zu werfen pflegt, und daher mit diesem Viehe zur eigenen Nothdurft und zum Verkaufe immer versehen zu seyn, als, was man davon braucht, jährlich anzukaufen. Wer sich den Auftrag erwerben kann, für Freunde in der Stadt Schweine mit zu mästen, wird sein Vieh und manche Kornart, die nicht immer Preis hat, am höchsten ausbringen, und durch den vermehrten Dünger seinen Acker sehr verbessern.

Wenn wir allerwärts Berge voll Buschwerk hätten, worin sich die Ziegen täglich ihre Nahrung selber aufsuchen könnten, wie der Fall an einigen Orten auf dem Harze ist, und wenn wir ihre Milch und ihr Lamm gleich in nahen Städten absetzen könnten: so wäre die

Ziege ein sehr nützliches Hausthier. An den meisten Orten aber muß sie stets im Stalle gefüttert, und das Futter, worunter sie gern wählt, mühsam aufgesucht werden, thut sie Schaden, so bald sie zur Gesundheit aus dem Stalle gelassen wird, fällt sie leicht, wenn sie immer am Stricke liegt, weil dies besonders ihrer Natur entgegen ist, und kann sie bey dem unentbehrlichen Hornviehe füglich entbehrt, und nur sehr selten vortheilhaft genutzt werden; man wird sie also gar nicht, oder nur unter besondern localen oder unglücklichen Umständen, dergleichen das Viehsterben, die blaue Milch u. s. w. sind, halten.

Das Federvieh steht zwar unter der unmittelbaren Aufsicht der Wirthin, der Wirth muß doch aber so weit Oberaufsicht führen, daß es nicht viel mehr kostet, als es einbringt, wobey es sehr auf Orts Umstände und Lage ankommt. Wo für die junge Gans hinlängliche Frühlingsweide, und also nur ein geringer Beytrag an Korne zu ihrer Erziehung nöthig, auch ein eigener Hirte, der sie nicht übertreibt, und sorgfältig schützt, gewöhnlich, eine gute Art eingeführt, und der Absatz leicht ist: da thut man wohl, sie mit zu halten, damit es nicht scheine, als wenn man gleich im Anfange klüger als seine Vorgänger und Nachbaren seyn wolle. Unter den angenommenen Umständen, ohne welche die Gans, da sie so leicht fällt, selten ohne Schaden gehalten wird, steht mit der Zeit zu überlegen, ob sie nicht, wegen des Nebenvortheils von den Federn, zu vermehren, und dafür anderes Geflügel zu vermindern seyn möchte, indem sie sich, wenn der Preis zu gering seyn sollte, zu mancher Winterspeise im Rauche und Eßig aufbewahren läßt, wie mit dem andern Federvieh nicht angeht. Die ihr am nächsten kommende Ente ist ein viel härteres Thier, viel bemühter, ihr Futter selbst zu suchen,

chen, und dem Sterben nicht leicht unterworfen, auch den Städten nicht weniger beliebt, und also gemeiniglich leicht abzusetzen. Es werden wenig Oerter seyn, wo man sie gar nicht hielte, aber vielleicht eben so wenige, wo sie jeder Einwohner hielte, weil sich wol nirgends Vortheil davon berechnen, aber auch da eben kein Schaden erweisen läßt, wo sie sich in Sümpfen ernähren, und Sicherheit haben kann. Findet sie der Nachfolger auf der Pfarre, so thut er besser, sie beyzubehalten, und sein Glück damit zu versuchen. Das wälsche Huhn, gewöhnlich Puter genannt, wird gemeiniglich von den Hauswirthinnen geliebt, weil sie es so gut zum Brüten brauchen können. Es müssen indeß besondere Umstände seyn, über welche ich nicht richten will, wenn man von den Enten und Hofhühnern ihres gleichen nicht ziehen kann, und den Puter dazu halten muß; wo sie sind, da gebieten sie, weil das junge Huhn nicht gut zu entbehren ist. Um der eigenen Zucht willen kann mit Vortheil der Puter nur an den seltenen Oertern gehalten werden, wo man einmal im Besitze ist, sie leicht aufbringen zu können, wo reines, kurzes Gras und hinlängliche Sicherheit ist, und woher die Städter sie jährlich für einen geringen Preis erwarten; diese Oerter ausgenommen, scheint es allgemein vortheilhafter zu seyn, dies durch sein Geschrey auch ziemlich widrige Vieh zur eigenen Nothdurft lieber zu kaufen, als seine gar mißliche und ziemlich kostbare Erziehung zu versuchen. Das gemeine Hofhuhn kann wegen seiner Eyer in keiner Landhaushaltung entbehrt werden, will aber ausser dem Miste auch einen grünen Platz, will reines Wasser, und irgendwo einen sandigen oder stäubigen Ort, will in Ansehung seines Nistens einige Freyheit, und im Winter eine warme Stelle bey Nacht, und einen schneeleeren Aufenthalt bey Tage, will endlich im Winter ein reichliches, und im Sommer fast täglich

ein Morgenfutter, und wird also mehr als es kostet schwerlich einbringen, scheint aber dennoch, weil es Eyer und Junge zugleich liefert, und weil es nicht gar weichlich, auch um seinen Unterhalt mit bekümmert ist, unter dem Federviehe noch das einträglichste zu seyn. Die Feldtaube bringt dagegen wol das wenigste für ihr Futter ein, weil sie nichts als Junge giebt, die bald durch Zufall, bald durch Unart der Alten, bald durch ein Unglück, das sie vom Raubvogel und andern Feinden erleben, einzeln gar oft umkommen, bald einmal mit einander vom Marder gefressen werden, und weil auch nicht alle junge Tauben dem Wirthe, sondern die ersten zur Erhaltung der Art gehören, und ausfliegen müssen. Rechnet man nun das Futter, was sie sich von der Einsaat und aus der Erndte holen, und das immer das beste, was jedesmahl zu haben ist, zu seyn pflegt, und was sie im Winter aus der Hand fodern: so gehören sie wirklich unter die schädlichen Hausthiere, die sich aber dadurch retten, daß sie gemeinschaftlich abgeschafft werden müßten, denn es unterbleibt auf dem Lande nichts mehr, als was gemeinschaftlich geschehen muß.

Die Biene kann einzeln gehalten werden und gemeinschaftlich, mit Vortheil, wo ihre Pflanzen häufig sind, und ohne Vortheil, wo ihre Nahrung selten ist. Kommt ein Prediger an einen Ort, der einen gemeinen Bienenstand hat, so schliesse er sich ja nicht aus, und lege seinen Beytrag gleich ein; man nimmt billig an dem Schicksal seiner Gemeine Theil, wenn sich von ihren Einrichtungen, die sie auf gutes Glück machen, auch kein Vortheil voraussehen liesse. Wo man aber nur einzelne Bienenstände antrifft, da möchte es besser seyn, die Eigenthümer derselben erst auszuforschen, ob sie auch gern sehen, daß auf der

Pfarre noch einer errichtet werde, ehe man ihn anlegt. Die ältern Eigenthümer der Bienen möchten es sonst sehr schwer machen, damit in Ordnung zu kommen. Es ist viel Vermuthung, daß die Bienenzucht nichts abwirft, wo man kaum einen oder ein Paar, die sich damit abgeben, antrifft. Da sie nun grosse Kenntniß, zu mancher Zeit fast den ganzen Tag Aufsicht und Wartung erfodert, da im Anfange der Bienenstachel zur Unzeit verunstalten kann, und keine Hoffnung ist, daß der Prediger davon gewinnen werde, was einige weniger beschäftigte erfahrne Bauersleute dabey zu gewinnen scheinen: so sähe ich lieber, der junge Mann suchte das Vergnügen, was die Republik der Bienen gewährt, bey andern, und verschaffte es sich dadurch wohlfeiler. läge aber sein Ort mitten unter Pflanzen, die die Biene besucht, und beachtete es nicht, oder hätte sonst ein Vorurtheil gegen dies nützliche Thierchen, und der Prediger brächte die Kenntniß von der Bienenwartung schon mit dahin: dann wäre es ein Verdienst, durch einen neuen Bienenstand den Einwohnern zu zeigen, daß sie eine Nahrungsquelle nicht gesehen, und sie zu ermuntern, daraus nach ihrem Reichthume zu schöpfen.

Die Beschäftigung mit dem Seidenwurme findet leicht Liebhaber, die bloß seinen Lebenslauf einmal sehen wollen, aber weniger, die ihn so häufig hielten, daß ihre Mühe durch die Seide bezahlt würde. Wo man indeß die Maulbeerbäume vorfindet, und die höchste Landesobrigkeit es gern sieht, daß der Prediger so viel Würmer hält, als er ernähren kann, da ist keine Frage, ob er sich auf den Seidenbau legen will, da ists Pflicht, wenn sie auch gegen seine Neigung, und, nach der Beschaffenheit seines Hauses, mit mancher Unbequemlichkeit verbunden wäre. Ausser diesem Falle wäre der Anbau

bau der Maulbeerbäume da kaum zu rathen, wo der Platz nicht überflüßig, Luft und Boden kalt, die Haushaltung schon weitläuftig und beschwerlich genung, und der Dienstbothe mit Vorurtheil gegen den Wurm und seine Pflege eingenommen, und im Hause kein entbehrliches, sonnichtes Behältniß für ihn ist. Wer dagegen sichern Raum für den Baum, alle Bequemlichkeit für den Wurm, und so viel Musse und Folgsamkeit an seinem Orte antrifft, daß er durch sein Beyspiel den Seidenbau zum Vortheil des Orts einzuführen hoffen kann, der wäre nicht Patriot, wenn er nicht gleich Maulbeeren pflanzte.

Mit diesen vorläufigen Kenntnissen versehen, wird hoffentlich der Landprediger das Eigenthümliche seines Orts in allen Zweigen der Landwirthschaft erfahren, wenn er sich das Fragen nicht verdriessen läßt. Ohne Fragen erfährt er nichts, als wie er den Schaden hätte vermeiden können, wenn er ihn gehabt hat. Er suche sich also ein Paar bejahrte Landwirthe und Landwirthinnen aus, lasse die unter einem andern Vorwand zu sich rufen, komme auf das Gute, was er von ihrer Haushaltung gehört, erwehne von dem Stücke, was er itzt zu wissen besonders nöthig hat, das, was er davon weiß, und lasse sich nun erzehlen oder beantworten, wie diese Wirthe es machen. Ich rathe ihm, nach der besten Bearbeitung jedes seiner Aecker, nach der eingeführten Bestellung jeder Feldfrucht, nach der Aufsicht, die jede auf diesem Acker erfodert, nach der Erndte, dem Dröschen, dem Verkaufe und anderer Nutzung jeder Frucht, nach der Geschichte des Heumachens, und nach den Vortheilen bey schlimmer Witterung, nach ihrer Art, die Gartenfrüchte zu ziehen, nach der besten Nutzung des Holzes, nach dem Ankaufe, der Erziehung, Fütterung, Aufsicht und Brauchbarkeit von jeder Viehart, besonders aber nach der Weise, wie das

Gesinde und der Tagelöhner gelohnt und gespeiset werden, was für Arbeit man hier in diesem und jenem Geschäfte von ihnen verlangen könne, und wie sie gesinnt zu seyn und begegnet zu werden pflegten, mit scheinbarer Gleichgültigkeit nach und nach zu fragen, die Fragen aber vorher zu überdenken, und die Antworten, wenn der Aussager weg ist, so anzumerken, daß sie gleich, wenn man sie braucht, wieder gefunden werden können. Wer den Landmann kennt, wird mir Recht geben, daß er nicht allein gefragt, sondern auch mit Bedacht gefragt werden muß, wenn er seine Kenntnisse mittheilen soll. Den Prediger, der es nicht nach Orts Gebrauche in allen Stücken macht, sieht er für einen Verächter väterlicher Weise an, und belehrt ihn nicht, wenn er ihn auch auf dem Wege zu grossem Schaden sähe, sondern verlacht ihn vielmehr im Stillen als einen würdig bestraften Verächter. Jedem Prediger aber muß äusserst daran gelegen seyn, bey seiner Gemeine ausser allem Verdacht, ausser aller Verachtung, gebilliget, geliebt, geehrt zu seyn, und so lieb es ihm ist, nicht durch Schaden klug zu werden, als ein guter Wirth bald zum Wohlstande zu kommen, und zeitig der klügste Mann und Verbesserer seines Orts zu seyn: so wichtig sey es ihm, aufs geschwindeste seine Weise in allem, was zur Landwirthschaft gehört, zu erfahren.

Ehe ich nun weiter gehe, wird man mich ohne Zweifel anhalten, erst folgende beyde Fragen zu beantworten. Die erste: Sollte es nicht besser seyn, daß die Landesregierung die Landprediger von Führung der Wirthschaft, wozu so mancher keine Lust hat, befreyete, die Pfarrgrundstücke verkaufte, und ihnen ihren Gehalt in reinem Gelde gäbe? Die zweyte: Thut der Landprediger nicht besser, seine Grundstücke zu verpachten, und von baarer Einnahme ruhiger und seinem Berufe gemässer zu leben?

Man

Man hält es also für besser, aus den Pfarrgrundstücken ein Capital zu machen, und von dessen Zinsen die Landprediger zu besolden. Ich will freymüthig meine Meynung darüber niederschreiben. Zuvorderst glaube ich, daß die Sache nicht angeht. Es ist vermuthlich kein Land, dessen Fürsten alle Landpfarren dotirt hätten; mehr ist zu vermuthen, daß die meisten von den Edelleuten und Eingepfarrten, die einen eigenen Prediger verlangten, mit Grundstücken zu ihrem Unterhalte versehen sind, und gewiß ist, daß sich der Pfarren genung finden, dazu die Edelleute bald allein, bald mit dem Dorfe gemeinschaftlich die Grundstücke hergegeben, und die Gemeine die freye Cultur gefügt hat. Der Clöster, von welchen es übrigens bekannt genung ist, daß sie eine Menge von Pfarren gestiftet haben, erwehne ich nicht ausdrücklich, weil man mir antworten könnte: was die hatten, liessen sie sich erst selber schenken. Es ist wahr, daß Fürsten und Edelleute und andere Angesessene die Clöster mit ihren Grundstücken ausgesteuert, aber auch wahr, daß die ältesten unter ihnen, als es noch res nullius gab, manches wilde Grundstück artbar gemacht, und daher als primi occupantes eben das Eigenthum darüber erwarben, als der Edelmann, wenn der es zuerst in Besitz genommen und verbessert hätte. Von der Pfarre, die sie damit versorgten, waren sie daher so gut Stifter, als ein anderer. Daß sie Grundstücke gekauft und getauscht haben, beweist ihre Geschichte, welche zugleich besagt, daß sie Pfarren damit gegründet haben. Nun würde die Frage entstehen, ob Fürsten berechtiget wären, diese Pfarrgrundstücke verkaufen zu lassen, und den Predigern statt des Nießbrauchs die landübliche Zinse von dem Werthe, den sie zur Zeit des Verkaufs hatten, zu reichen? Bekanntlich haben Fürsten über das rechtmäßige Eigenthum ihrer Unterthanen dies Recht nicht, und sie lassen auch jeden seine Grundstücke nu-

nutzen, wie er es nach Zeit und Umständen am besten kann. Gesetzt, es wäre wahr, daß die Prediger durch die Landwirthschaft von pflichtmäßiger Verwaltung ihres Amts häufig abgehalten würden: so könnte der Fürst als Bischof die Verpachtung der Grundstücke wol verfügen, aber nehmen und verwandeln könnte er sie nicht, weil der Nachtheil, der der Hauptsache dadurch erwüchse, doch nur Mißbrauch wäre, der entsteht und wieder aufhört.

Wo die Pfarren wenige Grundstücke, und die Bauren Geld haben, oder bemittelte Edelleute wohnen, da würden sie, wenn besonders kein überflüßiges Land da wäre, noch wol untergebracht, noch ziemlich bezahlt. Es giebt aber, ich sorge in allen Ländern, Dörfer, die den Werth der Pfarrgrundstücke, wenn sie nur einigermassen beträchtlich sind, baar aufzubringen nicht vermögen, und vermuthlich Dörfer genung, die des elenden oder abgelegenen und daher uneinträglichen Ackers schon so viel haben, daß sie den Pfarracker auch tief unter dem Werthe nicht zu haben verlangen, und laut schreyen würden, wenn man sie zwingen wollte, ihn zu kaufen, und nur sehr billig zu bezahlen. Aus diesem Verkaufe möchte also bey der zehnten Pfarre kaum so viel herauskommen, als ein Prediger durch die eigene Nutzung herausbringt, wenn er auch ein schlechter Landwirth ist; neue Prediger würden sicher dabey so leiden, daß sie kaum mehr fertig werden könnten: und wer soll sie entschädigen und zuschiessen? Doch so weit wirds nicht einmal zu fragen nöthig seyn, wenn, wie doch wol unumgänglich ist, vorher gefragt und Untersuchung angestellt wird, ob die Bauren auch die Aecker wollen, und bezahlen können. Ich traue mich zu behaupten, daß das Resultat dieser Untersuchung in allen Ländern seyn wird: der Dörfer, die den Acker nicht wollen, oder nicht bezahlen können, sind die meisten.

Es

Es giebt Oerter, wo der Dienst, den die Pfarre von der Gemeine hat, wol so hoch anzuschlagen ist, als der Acker selbst. Wo er nicht häufig ist, da besorgt vielfältig die Gemeine die ganze Cultur, man weiß nicht, ob von jeher, oder in den neuern Zeiten erst, ob aus einer sich selbst oder von einem andern gegen gewisse Erlassungen aufgelegten Schuldigkeit, oder aus einer wiederruflichen Gefälligkeit. So viel weiß man, daß der Prediger kaum fertig werden könnte, wenn ihm der Acker nicht mehr bestellt würde; nicht der allein, sondern die Bestellung hauptsächlich ernährt ihn. Nun soll jener verkauft werden. Ohne Cultur wirds nicht viel seyn, was herausgebracht werden kann, wenigstens lange nicht hinlänglich zum Unterhalte des Predigers seyn; und ob die Cultur mit verkauft werden kann? Ich zweifle in jedem Falle. Ein Bauer wird dem andern den Acker nicht bestellen, nicht jeder den kaufen können oder wollen, den er unter dem Pfluge hat, und die Gemeine wird im weitläuftigsten Processe behaupten, daß ihre Vorfahren, wie sie auch diesen Dienst übernommen haben mögen, durchaus nichts weiter, als die Naturalleistung, aber keine Bezahlung derselben übernommen haben können. Daß dies dem Landmanne nicht einerley ist, ein Paar Morgen in der Reihe mit zu pflügen, den Dünger dahin, und die Früchte davon zu schaffen, oder Pflug- und Fuhrlohn zu Gelde anzuschlagen, in Gelde zu erlegen, das wissen alle, die seine Umstände kennen, und das würden die Herren erfahren, die Geld für den freyen Pflug, den die Pfarre genießt, einfodern wollten.

Eben so würde sich die Gemeine sperren, die Hut- und Weidefreyheit, welche der Pfarre anklebt, zu vergüten. Sie könnte doch kein Vieh mehr halten, wenn ihre Grundstücke verkauft würden; der Werth der Grundstücke kann aber an die Nutzung vom Viehe,

die

die noch beyzu ist, und wo sich gute Weide findet, oft beträchtlicher, als der Ackerbau ist, unmöglich steigen. Es müßte also der Antheil, den die Pfarre an den Weideplätzen hat, von der Gemeine baar vergütet werden. Wie würde die sich aber widersetzen, und zu erweisen suchen, daß sie, aus Mangel des Winterfutters, mehr Vieh, als sie sonst auf die Weide getrieben, doch nicht halten, und das Maul voll Gras, das nun jedes Stück, weil auf der Pfarre kein Vieh mehr gehalten würde, etwa mehr draussen fände, daran nicht merken, nicht bezahlen könnte.

Wo endlich der Bauer nur Meyer, und nicht Eigenthümer seines Hofes ist, da würde, ehe er zu kaufen Lust haben könnte, auszumachen seyn, ob er oder der Gutsherr kaufen sollte; und wenn beliebt würde, daß der Bauer Käufer seyn sollte, ausgemacht werden müssen, daß dies angekaufte Land, wenn der Bauer die Meyerstelle einmal verliesse, nicht mit dem Hofe dem Gutsherrn zufiele, sondern seinen Erben verbliebe. Ohne diese Gewißheit wird doch wol kein Meyer etwas ankaufen, und es wird schwer halten, sie dem argwöhnischen Meyer (der erlebt hat, daß der Gutsherr durch Urtheil und Recht hingenommen, was sein Meyer aus Wasser und Morast hervorgebracht, und gleichsam erschaffen, wenigstens wol so hoch, als wenn ers schon artbar gekauft hätte, durch Arbeitslohn und geringe erste Erndte bezahlt hat,) so zu geben, daß er sein Geld sicher und gut angelegt zu haben glaube.

Kein Landmann bezahlt leicht ein Grundstück ohne Vergleichung der Pacht und Zinse; kann er einen Morgen Landes für zwey Thaler pachten, so wird er ihn nicht gern theurer als für vierzig Thaler kaufen. Bey der Pacht will er ohne Zweifel gewinnen, und es ist alle Vermuthung, daß ein Morgen Landes, nach Abzug aller

ler Bestellungskosten, mehr als die Pacht einträgt. Man lasse eine Pfarre funfzig Morgen haben, und die Bauern vermögend seyn, sie mit 2000 Thälern gleich baar zu bezahlen, wo werden die 2000 Thlr. zu 5 für Hundert Zinse, gleich sicher untergebracht? Bey jedem Privatmanne können sie verlohren werden, und was nun, wenn dies über kurz oder lang geschieht? Wird nicht der Bauer besorgen, daß er dann das Salarium des Predigers aufbringen, oder den Acker wieder herausgeben, oder ohne Prediger seyn, und einen benachbarten holen müsse? Wird er nicht lieber das Kaufen unterlassen? Aber das Geld soll bey landescassen so hoch in Zinsen angenommen werden, welches doch von der besten Beschaffenheit derselben nicht zeugte; die Bemühung des Commissarius, der den Verkauf besorgte, und das Geld einsandte, soll unbelohnt und höchst sicher, und die Hebung der Zinsen postfrey und ohne alle andere Kosten seyn: so empfängt nun dieser Prediger für die Nutzung von 50 Morgen Acker ein für allemal 100 Thaler, und leidet also jährlich, weil sie, wenn sie für so viel Geld verpachtet werden konnten, bey der eigenen Bestellung sicher mehr einbrachten; leidet, wenn das Geld einmal wieder in der Güte abnehmen sollte; leidet, wenn der Werth der Dinge fortfährt zu steigen, und kann äusserst leiden, wenn Regierungsveränderungen und Revolutionen erfolgen, die kein Sterblicher voraussehen kann. So unthunlich es mir also scheint, den Pfarren ihre Grundstücke zu nehmen, und Geld anzuweisen: so unvortheilhaft kommt es mir auch von allen Seiten vor; ich wollte wenigstens diese Veränderung jedem, dessen Consens dazu erforderlich ist, widerrathen, und die Erhaltung der Grundstücke bey den Pfarren, so viel ich gelte, bestens empfehlen. *) Will sie

*) Wie nachtheilig von mehr als einer Seite der im Fürstenthume

sie ja der Prediger nicht selbst bauen, so verpachte er sie nach Zeit und Umständen, sein Nachfolger bauet sie wol mit Freude und Nutzen.

Ob

thume Nassau-Weilburg gemachte Versuch, die Pfarrgrundstücke zu veräussern, und eine sogenannte Kirchenschaffnerey aufzurichten, woraus die Prediger ihre Besoldung erhalten sollten, ausgefallen, kann man in den Neuesten Religionsbegebenheiten für das Jahr 1778. S. 29. ff. lesen. Ich will nur ein Paar Stellen aus dieser Erzehlung anführen. S. 30. „Die Pfargüter wurden zum Theil von dem verstorbenen Fürsten selbst angekauft, und in herrschaftliche Domainen verwandelt; zum Theil wurden sie unter die Unterthanen einzeln versteigert, doch so, daß sie vorher steuer- und zehentbar gemacht wurden. In beyden Fällen kamen sie nicht an den gehörigen Werth, so daß der Fonds auch anfänglich sehr klein war, und die Besoldungen der Geistlichen überaus schmal ausfielen.„ S. 31. „Der Fonds erlitte beträchtlichen Schaden durch die üble Haushaltung verschiedener Verwalter der geistlichen Cassen, die zwar exemplarisch dafür bestraft wurden, aber das verlohrne Geld war nicht wieder von ihnen herauszubringen. Der Fürst wies den dadurch geschwächten Cassen einige andere Einnahmen und Vergütungen an, die jedoch nicht hinlänglich waren, den ganzen erlittenen Schaden zu heben. Bey einigen Cassen reichten die Einkünfte zu Bezahlung der Geistlichen nicht mehr hin, und man fing an, von dem Capitale zu zehren, und nun war leicht eine Rechnung zu machen, wie bald man sie aufgezehrt haben würde.„ S. 32. „Wenn die Güter wieder in der eigenen Verwaltung der Pfarrer wären, so durfte man nicht befürchten, daß etwas vom Capital verlohren ging, wie sonst nicht nur durch schlechte Verwalter, sondern auch bey Concursen, und der schlechten Beschaffenheit der Hypothekenbücher zum öftern geschehen war; so konnte man die Besoldungen der Rechner ersparen, und so wurden die Güter nicht so sehr ausgesogen, wie sonst zu geschehen pflegte, sondern ein jeder Besitzer konnte sie nach der bestmöglichsten Art benutzen. Denn die Güter, die noch wirklich vorhanden waren, wurden den Bauern in Temporalpacht überlassen, welche dieselsel-

Ob der Landprediger nicht besser thue, seine Grundstücke zu verpachten, und von baarer Einnahme zu leben? war die zweyte Frage, die ich beantworten soll. Und ich sage ja, wenn der Mann zum Landwirth durchaus nicht gemacht ist, nicht gemacht werden kann; aber laut sage ich nein, wenn er die Ueberwindung hat, in die Lage, welche die Vorsehung ihm angewiesen, sich schicken zu können. Er hätte Professor, oder Abt, oder Hofprediger, oder Stadtprediger werden sollen, wenn er mehr Lust dazu, als zum Landprediger, hatte. Wollte das die Vorsehung nicht? Nun, so ists billig, daß man ihr folgt, den angewiesenen Platz füllt, und de-

mü-

selbigen denn, aus Mangel einer genauen und allerdings unmöglichen Aufsicht, so sehr ausmagerten, daß bey dem Ende eines solchen Pachts, zumal bey niedrigen Fruchtpreisen, oft kaum die Hälfte dafür geboten wurde. Weil man keinen andern Ausweg hatte, so mußte man sie zuschlagen, obgleich die Einkünfte dadurch ansehnlich verringert wurden.„ Man sahe dies alles ein, aber die Schwierigkeit war, wie man die unter den Bauern steckende Güter wieder herausbringen sollte. Denn man mußte sie ihnen billig bezahlen, und das Geld wußte man nicht aufzutreiben. — Die andere Schwierigkeit war, wie man diese Güterstücke wieder von der Steuer und dem Zehndten befreyen sollte, welches ein kützelichter Punct war, weil dadurch die herrschaftlichen Einkünfte einen Abgang erleiden mußten. — Und wenn dies alles geschehen war; so reichte das Ganze dem ungeachtet noch nicht zu, den Pfarrern die einmal verwilligte Besoldung zu reichen, und an den ohnehin kleinen Besoldungen wollte und konnte man auch nicht wohl etwas abkürzen. Diese Lücke war theils durch die Verschwendung vieler Verwalter entstanden, welche das Geld mit Tausenden durchgebracht hatten, theils war der Ertrag der Güter durch ihre nach und nach erfolgte Verschlimmerung sehr vermindert worden, theils wurden auch sehr beträchtliche neue Ausgaben aus diesem Fonds bestritten, für welche derselbe nicht eigentlich bestimmt war, oder die doch seit seiner Anlegung sehr erhöht worden waren, u. s. w.

müthig gern so lange bekleidet, bis es ihr etwa gefällt, einen andern für uns ledig zu machen. Man würde so viel unzufriedene und dürftige Landprediger nicht sehen, wenn sie der Widerwille und die Unbekanntschaft mit der Landwirthschaft nicht aufs Dorf begleitet, und da ihren Wohlstand zum Bruche gebracht hätte.

Es giebt Landprediger, die durch eigene oder erheyrathete Mittel vermögend sind, städtisch auf dem Dorfe zu leben, ohne an ihrem Wohlstande Abbruch zu leiden, und es mag auch einige Pfarren geben, auf welchen man den Nachtheil, den man von der Verpachtung hat, vertragen kann; größtentheils aber sind die Umstände so, daß der Prediger Landwirth seyn muß, wenn er Brodt haben, und vorwärts kommen will. Man kann begreifen, daß der Bauer die Pfarräcker nicht pachten würde, gutentheils nicht pachten kann, wenn er nicht mehr als die Vergütung seiner Arbeit und das Pachtgeld herauszubringen wüßte. Ob ich nun gleich gern zugebe, daß nicht leicht ein Prediger gewinnt, was ein Bauer, der ganz auf den Ackerbau hängt, die Arbeit mit den Leuten und dem Viehe, die er doch halten muß, bestreitet, und manche Umschläge mehr weiß, und machen darf, dabey gewinnen kann: so ists doch größtentheils wahr, daß die eigene Cultur vortheilhafter, als die Verpachtung sey. Ehe ich dies etwas aus einander setze, bekenne ich, daß es Ausnahmen giebt, da nämlich, wo der Acker zu gering ist, und selbst den Bauer nöthiget, sein Auskommen anders woher zu suchen, da, wo er zu schwer zu bearbeiten ist, und da, wo die Städte zu abgelegen, und die Früchte kaum zu Gelde zu machen sind. Der blosse Sandboden, in dessen Nachbarschaft sich nichts zur Verbesserung finden will, kann den Ackermann nicht leicht ernähren, er bezahlt selten die Arbeit; wer den nur einigermassen unterbringen kann, thut gemei-

meiniglich besser, als der ihn selbst bauet, er müßte sonst ein grosser Wirth seyn, der ihn als Sandboden nutzen, oder eine Verbesserung beschaffen könnte, die sonst noch niemand gesehen. Der gänzliche Thonboden ist bey mancher Witterung so mühsam zu bearbeiten, und erfodert, wenn er mit Gewalt gezwungen werden muß, so viel Vieh und Leute, daß er, wenn er auch manches Jahr vorzüglichen Weitzen und Erbsen giebt, doch im Durchschnitte die Mühe nicht belohnt, und den Ackermann zwingt, aus andern Quellen beyzu zu schöpfen. Die Entfernung der Städte kann gleichfalls verursachen, daß auch der gute Acker uneinträglich wird. Wenn jedes Fuder Korn eine Reise von zween Tagen erfodert, das ganze Spann Pferde in Gefahr setzt, und einige Thaler Schaden am Wagen thut, auch für den niedrigsten Preis verkauft werden muß: so ist auch von gutem Lande der Abtrag zu mißlich. Doch man kann hierüber nicht anders als im Allgemeinen sprechen; man erkundige mit diesen allgemeinen Behauptungen seines Orts Umstände näher, um zu übersehen, ob es hier rathsam sey, die Wirthschaft seiner Nachbaren anzutreten, und ob es möglich sey, den Acker in Pacht zu geben, und fertig zu werden.

Wenn ich, diese Fälle ausgenommen, behaupte, die eigene Cultur des Ackers sey vortheilhafter, als die Verpachtung: so setze ich voraus, daß der Prediger die Landwirthschaft versteht, und mit gehöriger Aufsicht betreibt. Nun sollte ichs wol berechnen? Das geht nur von einem gegebenen Orte an, und würde, unter veränderten Umständen, wenig überzeugen. Hier sind dagegen die Vortheile, die sich alle oder einzeln hie oder da finden. Wer den Ackerbau vortheilhaft erklärt, sieht auf die Preise überhaupt. Sie können manches Jahr so niedrig seyn, daß die beste Cultur kaum den gering-

sten Ueberschuß über die Pacht herausbringen kann; andere Jahre erheben dagegen diesen Ueberschuß so weit über die Pacht, daß die eigene Cultur zum Vorrathe hilft, wozu die Pacht nie helfen kann. Sie ernährt allenfalls bey mittelmäßigen Preisen, aber vorwärts bringt sie nicht, und bey hohen Preisen bringt sie leicht so weit zurück, daß man nicht gut mehr fortkommen kann. Der Vortheil des Ackerbaues besteht nicht bloß in guten Preisen, sondern auch in guter Anwendung der Früchte. Sie sind gemeiniglich gut gerathen, wenn sie wenig gelten, und also häufig; aber selten wird das Gedeyen bey allen gleich gewesen, und also immer eine seyn, die nur so lange, als von allen Ueberfluß ist, mit in niedrigem Preise steht, und nachher die andern mit in die Höhe treibt. Der Landmann sieht das entweder selbst, oder erfährt es leicht, und übereilt sich daher mit dem Verkauf der Frucht nicht, die am ersten verbraucht seyn wird, die andern müssen ihm so lange aushelfen. Eine solche eingetroffene Beobachtung kann die eigene Cultur auch bey den geringsten Preisen weit über die Pacht setzen. Oft bezahlt sich das Korn hoch genung, wenn es zur Mästung angewandt wird, und hiezu wird der aufmerksame Wirth, der den kleinen Vortheil achtet, leicht Gelegenheit machen können. Der Vortheil des Ackerbaues ist nicht ganz in dem baaren Gelde sichtbar, das für Früchte aus der Stadt geholet wird, sondern steckt zum Theil in dem Viehe, das man dabey halten kann, zum Theil in der Ersparung vieler Ausgaben. Wo Ackerbau getrieben wird, kostet das mehrere Vieh kaum so viel, als da das wenigere, wo man keinen treibt, und doch etwas unumgänglich halten muß. Ich will, um es nur in einem Falle deutlich zu machen, 60 Hühner gegen 15 setzen. Wer keinen Ackerbau treibt, hat seine 15 Hühner fast immer vor der Thür, wo sie auf Korn warten, und nichts darnach fragen,

wie

wie theuer er es gekauft hat. Wo aber Ackerbau ist, da wird nie der Mist ganz vom Hofe gebracht; das ganze Jahr wird mit Stroh gekramt, das jedesmal Abfall giebt; die Fütterung des mancherley Viehes läßt hie und da etwas fürs Huhn übrig; jeder Kornwage bringt dem Huhne etwas mit; so lange gedroschen wird, ernährt es sich vor der Scheure, und wie viel leichtes und unreines Korn wirft die nicht aus, wofür zwar kein Geld aufgenommen, wovon aber das Huhn gefüttert, und für dessen Ey und Junges Geld aufgenommen werden kann. Es steht dabey, ob auf einem Ackerhofe 60 Hühner mehr kosten, als 15 auf einem leeren Hofe, wo sie das ganze Jahr hindurch aus der Hand gefüttert werden müssen. Auf jenem ist Abfall für jede gewöhnliche Viehart, der, wenn er gehörig genutzt und vertheilt wird, das Vieh erzieht und ernährt, und dem Wirthe zur Einnahme macht, ohne daß er eine Ausgabe dafür gefühlt hat. Diesen Vortheil des Ackerbaues kann niemand besser berechnen, als wer jährlich Schweine, das Korn für sie und das Federvieh, und dabey Stroh, Spreu und andere Bedürfnisse für ein Paar Kühe kauft. Ohne dies Vieh läßt sich doch wol kaum auf dem Lande leben. Wer selbst erndtet, kann seine Gersten- auch wol Weitzengraupe und Habergrütze selbst machen lassen, und das Geld für den theuren Reis ersparen, kann seinen Oel auf die Lampe und zu mancher Speise selbst schlagen lassen, braucht so viel Vieh, daß er mit Talg zu Lichtern und mancher Haut zu Leder versehen ist, und hat so viel Vieh und Früchte, daß er wenig Geld für seinen Tisch nach der Stadt zu schicken nöthig hat. Endlich beweist sich der Ackerbau auch dadurch vortheilhaft, daß in der Feldbestellung, den Früchten, dem Viehe und Geräthe ein Capital steckt, daß dem Prediger bey seinem etwanigen Abzuge, oder dereinstens seinen Erben gar sehr zu

statten kommt, und ganz unvermerkt von Zeit zu Zeit gesammlet und vermehret ist.

Wo kein Ackerbau getrieben wird, verliehrt der Prediger einen Theil der Freyheiten, die ihm zum Salarie bestimmt sind. Er hält viel weniger oder gar kein Vieh, und nutzt also die Weidefreyheit nicht, die aller Orten etwas, und in weidereichen Dörfern oft viel werth ist. Wo die Pfarre kein Hirtenlohn bezahlt, hilft diese Befreyung nichts, wenn man kein Vieh hat. Besonders aber wird der Verlust beträchtlich, wenn die Pfarre den freyen Pflug hat, oder der Acker ganz oder zum Theile frey gepflügt wird, und freye Mist- und Kornfuhren hat. Es ist zwar wahr, daß dieser Vortheil des freyen Pfluges von dem falschen und in seinem eigenen Ackerbaue trägen Landmanne sehr gemindert wird, wenn er nämlich sieht, daß der Prediger es nicht versteht, und daher leicht für gut genung hält, oder sieht, daß der keine Zwangsmittel von der Obrigkeit bewirken kann; es bleibt aber doch immer ein Vortheil, selbst kein Zugvieh halten, kein Pflug- und Fuhrlohn ausgeben zu dürfen; und wo der Prediger geliebt und geachtet ist, die Gemeine ihm also gerne dient, wo der schlechten Ackerleute wenig, oder lauter gute Wirthe sind, und wo die Obrigkeit mit Ansehn in allen Dingen auf Ordnung hält, und wo endlich bey den Diensten nicht gespeiset, sondern jährlich ein mäßiges Geld für ein Faß Bier oder dergleichen gegeben wird, da ist der freye Pflug ein ganz beträchtlicher Vortheil, den man doch aufs allergeringste für jeden Morgen jährlich höher als einen Reichsthaler anschlagen kann. Ich weiß keinen Fall, wo eine baare Vergütung des freyen Pfluges, wenn der Prediger verpachtet, freywillig gegeben, oder obrigkeitlich erkannt wäre. Hier verliehrt man also so viele Thaler jährlich, als man Morgen Landes verpachtet. Ueberdas pflegt fast jede Pfarre noch örtliche

Vor-

Vortheile zu haben, die aber fast alle nur beym Ackerbaue gehörig genutzt werden; die eine hat einen wöchentlichen Spanndienst, die andere gewisse Kornfuhren nach der Stadt, dieser wird das Korn in der Erndte von der Gemeine abgebracht, jener helfen jährlich etliche Tage alle Dienstmägde beym Zubereiten des Flachses u. s. w. Es wird kaum eine Landpfarre seyn, die nicht mehr als einen Vortheil verlöhre, wenn man die Aecker verpachtet.

Da nun bey eigener Betreibung des Ackerbaues alle Vortheile, die von jeher der Pfarre angewiesen oder zugestanden sind, genutzt werden, da die nöthigen baaren Ausgaben in einer vollständigen Landwirthschaft nur gering seyn können; da die Unglücksfälle, die den Acker unergiebig machen, oder das Vieh tödten, Gottlob! nur selten, und immer erträglich kommen; da der Ackerbau bey mittelmäßigen Fruchtpreisen immer einigen Ueberschuß, und bey hohen Gewinn giebt, und da endlich in einer eingerichteten Haushaltung ein Capital steckt, das zu seiner Zeit erst nützlich werden kann: so möchte es den Predigern, die nicht selbst bemittelt sind, ihr eigener Wohlstand zur Pflicht machen, mit Betreibung des Ackerbaues alle die Vortheile zu geniessen, die ihnen angewiesen sind.

Ich glaube, daß man auf alles, was dagegen die Verpachtung für sich hat, hinlänglich antworten kann. Es ist wahr, wer verpachtet hat die Unruhe nicht, die ein Landhaushalt mit sich führt, aber auch hinterher alle die Vortheile nicht, die aus dieser Unruhe fliessen; er braucht nicht so viel Gesinde zu halten, muß aber destomehr den Dieb fürchten, der noch mehr Unruhe als alles Gesinde macht; er hat die Wartung des Viehes nicht, aber auch die Freude von gut gewartetem Viehe nicht; er darf keine Feldarbeiten bestellen, aber auch nicht sagen, diese

prächtige Flur ist mein. Wer verpachtet, meynt ohne Schaden und Sorge bequem leben zu können, und ich sorge, daß dies selten seyn mag. Der Pächter bedingt sich entweder Remißion, wenn er Hagelschlag oder andern Feldschaden leidet, oder giebt weniger, wenn sie nicht versprochen wird, und also leidet der Verpächter entweder alle Jahr einen kleinen Feldschaden, wenn der Pächter keinen hat, oder er leidet den grossen, wenn er kommt, mit. Die Pacht wird bey hohen Kornpreisen nicht höher, sondern bleibt dem Vergleiche gemäß, und folglich leidet der Verpächter in jedem theuren Jahre, weil er sein Brodt- und Futterkorn so viel höher ankaufen muß. Es steht dem Verpächter sehr zu wünschen, daß die Ackerpacht auf die stipulirte Zeit richtig erfolgt; sie kann aber auch ausbleiben, und wer weiß, wie viel der Oerter sind, wo sie auf die bestimmte Zeit nie einkommt, wo diese und jene gar im Laufe bleibt. Ein gewisser Prediger nahm aus Mißvergnügen über die unordentliche Bezahlung seinen Eingepfarrten das Land, und that es einem Benachbarten sämmtlich aus; dieser blieb eine ganze jährliche Pacht schuldig, machte, nachdem die Feldfrüchte bestellt waren, einen Concurs, und der Prediger verlohr die ganze Einnahme vom Pfarracker, sein ganzes Salarium, auf zwey Jahre, er, der ohne Schaden und Sorge bequem leben wollte. Derer kenne ich recht viele, welchen der schlechte Bauer den in 9 Jahren scharf ausgesogenen Acker zurück gab, und also entweder um eine sehr geringe Pacht abdrang, wofür er oder ein anderer endlich noch das Land behalten wollte, oder die er nöthigte, nun erst, weil keiner den Acker pachten wollte, eine völlige Landhaushaltung von äusserst verdorbenen Aeckern anzufangen. So viel ergiebt sich aus der Erfahrung genung, daß ein Prediger, der von einer mässigen Stelle gänzlich leben soll, bey der Verpachtung, wenn der Bauer ihn nicht betrügt, nicht leicht vorwärts

oder

oder zum eigentlichen Wohlstande kommt; daß er aber, so bald seine Pächter Schälke sind, oder ein Hauptpächter verarmt, in Gefahr geräth, zusetzen zu müssen, was sich nicht leicht wieder erwerben läßt, und daß der Mann, welcher alle Vortheile einer ganz mittelmäßigen Stelle durch eigene Landwirthschaft nutzte, zu einem Wohlstande steigt, der viele Sorgen vertreibt, vielen Dank in der Gemeine erwirbt, und die Familie hebt.

Ausser der Beforderung des eigenen Wohlstandes giebt es noch ein Paar Bewegungsgründe, die Landwirthschaft selbst zu führen, die zwar näher in die folgenden Capitel gehörte, aber auch hier wegen der Verwandtschaft der Materie stehen können. Der erste: Wer nicht selbst Landwirth ist, kann sich wenig Verdienste um den Wohlstand seiner Eingepfarrten machen. Die Verbesserungen in der Landwirthschaft können am besten durch den Prediger geschehen, und sind vielleicht größtentheils durch Prediger beschafft. Ich will hiemit nicht sagen, daß sie die Erfinder der meisten Verbesserungen gewesen; nein, ich weiß zum Theil, daß Edelleute, Beamte, Stadtwirthe und Bauren viel Gutes angegeben und bekannt gemacht haben; es ist aber auch bekannt genung, wie viel die Landwirthschaft Predigern zu danken hat. Ich behaupte bloß, daß sie die wahren Verbesserungen am meisten befordern können. Der Prediger, welcher Landwirth ist, liest ökonomische Schriften, die der Bauer nicht leicht, und andere Landwirthe auch wol seltener lesen mögen. Ohne Zweifel hat er weniger Anhänglichkeit an väterliche Weise, weniger Einbildung von der Vollkommenheit seiner ökonomischen Einsichten und Einrichtungen, und fühlt hoffentlich auch allen Gehorsam gegen den Befehl des Apostels: prüfet alles, und das Gute behaltet. Durch ihn wird also das Bessere anderer Gegenden, das an seinem Orte auch thunlich ist, seinen eingepfarrten Land-

Landwirthen zur Prüfung, wie es hier anwendbar sey, bekannt. Ich habe mir hier nicht widersprochen. Der Prediger kann etwas für thunlich halten, und der alte Bauer, der aus der Ueberlieferung füglich eine anderthalbhundertjährige Geschichte seines Orts inne hat, der manchen Versuch angestellt, und unthunlich gefunden, aber nicht davon geschrieben, und wenigstens immer den Vorzug hat, über die Handgriffe am besten urtheilen zu können, der alte Bauer kann ihm noch Schwierigkeiten zeigen, worauf er nicht leicht fallen konnte. Er bespricht sich also mit den erfahrnen und beobachtenden Wirthen seines Orts über eine bekannt gemachte Verbesserung, und die Hindernisse, welche ihm nicht gut bekannt seyn können. Wer hier sagen wollte, ökonomische Schriften kann auch der Prediger, welcher nicht Landwirth, lesen, und was er Gutes findet, mittheilen, der scheint zu vergessen, daß man, ohne selbst Landwirth seines Ort zu seyn, mit manchem anderswo her geschriebenen Vorschlage, den man unkundig empfehlen will, leicht lächerlich werden, und über den Werth der Schwierigkeiten, die entgegengesetzt werden, nichts sprechen kann. Ich wenigstens widerrathe dem Prediger, der nicht selbst Landwirth ist, oder noch nicht dafür gilt, aus dem, was er gelesen hat, seinem Orte Verbesserungsvorschläge zu thun, weil ich gar sehr wünsche, daß alles, was aus seinem Munde geht, überlegt, wahr und wohlthätig gefunden werden möge. Wer dagegen in ökonomischen Dingen gehört wird, kann, wenn er nach den örtlichen Hindernissen einer Verbesserung frägt, in einem oder ein Paar Gesprächen leicht alles erfahren, was von der Geschichte im Orte bekannt ist, und wird dadurch bald vermögend, Namens seines ganzen Orts über eine anders woher empfohlne Verbesserung zu sprechen. Wenn sie sich daher ausbreiten, und an mehreren Orten Gutes stiften soll: so wird es größtentheils durch landwirthschaftliche Prediger befordert werden müssen.

Die-

Diese Männer sind überdas am ersten vermögend, örtliche Verbesserungen selbst anzugeben. Sie unterscheiden sich vom gemeinen Landmanne in manchen Dingen; dieser glaubt, was einmal ist, muß so seyn, und ist immer so gewesen; jene fragen und forschen, warum macht man das hier so? und stossen dadurch leicht auf einen seichten Grund: dieser zweifelt leicht, daß sich etwas ändern lasse, und daß es wahre Verbesserungen gebe; jene glauben das letzte, und halten nicht geschwind alle Versuche für erschöpft: dieser rechnet weniger, gern, geschwind und zuverläßig; jene machen ohne Mühe einen Ueberschlag, aus welchem sich eine Verbesserung ergiebt und beweisen läßt: dieser ist, leider! oft noch zu wenig patriotisch, zu eigennützig, und zu sehr gedrückt; jene sind besser gesinnt und freyer. Wenn demnach ein Prediger mit hinlänglicher Kenntniß seines Orts und dessen wenigstens neuerer Geschichte, mit Belesenheit und Beobachtung in der Landwirthschaft, und mit dem wärmsten Wunsche, hier zu bessern, und dort ein Hinderniß zu heben, um sich sieht, und nachdenkt: so betritt er ohne Zweifel einen Weg, auf welchem er immer etwas nützliches findet, sollte es auch nicht immer das seyn, was er eigentlich suchte. Haben nicht die Goldmacher wenigstens Arzeneyen und Farben erfunden? Und wen der Gedanke, eine Verbesserung seines ganzen Orts zu finden, zu groß dünken wollte, der bleibe nur bey seinem eigenen Lande und auf seinem Hofe stehen, und frage: liesse sich der Schaden nicht abwenden, oder das Hinderniß nicht heben? warum er nicht abgewandt werden kann? Sollte der Acker, die Wiese nicht verbessert, nicht höher genutzt werden können? Giebts keine ergiebigere Früchte, keinen ergiebigern Bau der eingeführten? Wird schon alles auf dem Hofe, jeder Platz, jeder Winkel aufs beste genutzt? Ist das bisherige Verhältniß zwischen dem Viehe und Ackerbaue auch das vortheilhafteste? Giebt die bisherige Wartung

tung und Nutzung des Viehes den größten Gewinn bereits davon? Die hiedurch beförderte Nachsicht, Untersuchung und Vergleichung bringt ihn gewiß auf Verbesserungen, die der Landmann nachmacht, wenn er sie an seinen Grundstücken und auf seinem Hofe eben so thunlich findet. Was also an jedem Orte der Verbesserung fähig ist, das sollte billig und kann hoffentlich der landwirthschaftliche Prediger am ersten gewahr werden, am besten einleiten.

Leicht wird kein gemeiner Landmann eine Verbesserung unternehmen, davon er bloß hört, die er nicht gesehen hat. Die allermeisten lassen sich dazu nur durch wiederholte Erfahrungen, die sie von andern sehen, bewegen, und doch wol nicht anders bewegen, als wenn die Pfarre diese Erfahrungen hat. Was auf dem adelichen Hofe oder von einem grossen Beamten mit Vortheil verändert wird, das hält der Bauer nicht leicht für sein Muster: das kann unser einer nicht nachahmen, was die grossen Wirthe auf den grossen Höfen aus vollem Geldbeutel unternehmen — ist seine gewöhnliche Ausflucht. Was Wirthe in der Stadt thun, reitzt ihn wenig zur Nachfolge, weil er ihre Umstände zu verschieden von den seinigen hält. Es ist also gewöhnlich die Pfarre, welche die Verbesserungen, die der Bauer annimmt, anfangen, wiederholen und ausser Zweifel setzen muß. Den Prediger hat der bejahrte Landmann noch als einen Anfänger in der Landwirthschaft, noch als einen Schüler gekannt, von dem läßt er sich nicht gern übertreffen, wenn er dem Beamten oder Pächter grosser Güter den Vorzug nicht streitig macht. Man siehts mit Vergnügen, wie ein junger Prediger, der aus der Stadt aufs Land kommt, und sich mit dem Fortgange, der ihm nicht sauer werden muß, auf die Landwirthschaft legt, wie der bey allen, die noch nicht muthlos sind, Fleiß, Aufmerksam-

samkeit und Nacheiferung befordert. Was der Prediger vornimmt, geschieht vor den Augen des Dorfs, jeder kann es täglich ansehen, und den Zweifel an einem guten Ausgange zu keiner Ausflucht machen. Was der Prediger vornimmt, wird auf der Feldmark des Dorfs versucht, und der Bauer kann daher nicht sagen, das geht hier nicht an. Was der Prediger vornimmt, wird von einem Hofe gewagt, der selten der größte im Dorfe seyn mag; die ihm gleich oder besser sind, müssen gestehen, daß sie das auch könnten. Was der Prediger vornimmt, muß er durch fremde Hände, oder mit Viehe, wie es das Dorf hat, beschicken, und der Bauer also gestehen, daß er es auch kann, und durch eigene Hände noch leichter kann. Was der Prediger vornimmt, und einigemale mit sichtbarem Vortheile wiederholt, darf nicht als eine Sache, die einmal geglückt ist, verworfen werden, der wiederholte gute Erfolg beweist, daß er nicht am Jahre, sondern an innern Ursachen lag. Was der Prediger vornimmt, wird dem Bauer nicht verheimlichet, sondern gern mit seiner ganzen Anordnung, mit allen Behutsamkeiten und Vortheilen mitgetheilt, so daß er nichts aufs Gerathewohl thun, nichts dazu erfinden, nur folgen darf. Was endlich der Prediger vornimmt, versucht und nutzt ein Mann, von welchem der Bauer größtentheils glaubt, daß er es so nöthig nicht habe, und dem er daher gern und sicher folgt. Ich habe sehr angenehme Erfahrungen, daß landwirthschaftliche Prediger ihren ziemlich verfallenen Dörfern aufgeholfen, weil sie die fast erloschene Neigung zu ihren Geschäften wieder angezündet. Sie kann auch beym Bauer ausgehen, wenn das Einerley endlich ermüdet. Man mache ihm einmal eine überdachte Verbesserung des Bodens, eine veränderte sorgfältigere Cultur, den vortheilhaften Bau neuer Früchte, die Abwendung eines häufigen Feldschadens, eine andere Wartung einer Viehart, die Vermehrung oder Vermin-

derung dieses Viehes gegenwärtiger Umstände wegen, den beforderlichen Gebrauch eines noch unbekannten Ackergeräths u. s. w. vor, und man wird mit Freuden sehen, wie der Landmann, den das Einerley eingeschläfert hatte, die Augen wischt, das neue Ding beschauet, nachmacht, verbessert, und weil er nun wieder wach ist, selbst auf so was denkt. Wo die Landwirthschaft noch am weitsten zurück ist, da ist, glaube ich, lange kein ökonomischer Prediger gewesen. Wenns auch der eigene Wohlstand so viel, als man besonders im Anfange denkt, nicht erfoderte, die Vortheile der Haushaltung zu nutzen: so wird ein ehrlicher Mann, der an einen verfallenen Ort gesetzt wird, um seines Orts willen Landwirthschaft studieren, um seine Eingepfarrten aufmerksam auf die Vortheile, die sie haben könnten, im Schlafe aber nicht sahen, zu machen.

Auch ist meiner Meynung nach der Nachfolger berechtiget, von dem Vorgänger zu fodern, daß er nicht zu seinem Nachtheile gleichgültig gegen die Grundstücke und Freyheiten der Pfarre handele. Denn wer nicht selbst Landwirth ist, kann zum Schaden des Nachfolgers Vortheile abbringen, oder ihm sonst an seinem Wohlstande hinderlich werden. Dies ist der zweyte Bewegungsgrund Landwirth zu seyn, den ich hier, der Materie wegen, vorläufig berühren wollte. Wer es nicht ist, und also verpachtet, kann seinem Nachfolger und Nachfolgern wenigstens einen dreyfachen Nachtheil verursachen, den ich etwas näher vors Auge bringen will. Die Bauern, welche die Pfarräcker pachten, haben entweder Hoffnung, sie so lange der gegenwärtige Prediger lebt in Pacht zu behalten, oder sie erwarten all drey Jahre, daß sie ihnen wieder genommen werden. Im erstern Falle pflegen sie sie als ihre eigene in acht zu nehmen, wenigstens nicht weiter auszuzehren, als sie es zur Verbesserung ihrer eigenen nö-

nöthig halten. In diesem Falle nun tritt sie der Bauer dem neuen Prediger ab, erschwert ihm daher die Einrichtung seines Hauswesens aufs möglichste, um ihn müde zu machen, und zur Verpachtung zu bewegen. Dies kann dem Nachfolger vielen Verdruß veranlassen, manchen Schaden zuziehen, und höchst mißmüthig auf dem Lande machen, und es sind bloß der oder die unwirthschaftlichen Vorgänger Schuld daran. Wo guter und wohl gelegener, aber nicht gar häufiger Acker ist, da pflegt der Bauer auf den, der der Pfarre gehört, sehr gesteuert zu seyn, und ihn dem Nachfolger gern zuwider zu machen, und es wird an Fällen nicht fehlen, daß auch dies Hinderniß des Wohlstandes vom Vorgänger angelegt ist. Wenn der Bauer aus der Neigung des Predigers zum Ackerbau, oder aus dessen Unbeständigkeit, oder aus dem Verlangen seiner Nachbaren nach den Pfarräckern, erwartet, daß sie nach drey, sechs oder neun Jahren der Prediger selber annehmen, oder an andere verpachten möchte: so ist sehr zu besorgen, daß er sie während seiner Pachtzeit wenig düngt, und die zehrendsten Früchte tragen läßt. Es hat sich wenigstens oft genung begeben, daß ein Nachfolger oft verpachtete Aecker bekommen hat, die so ausgehungert waren, daß sie auch für ein viel geringeres Geld niemand wieder in Pacht nehmen wollte, daß er sie selber annehmen, und neun Jahre, fast mit jährlichem Schaden, pflegen mußte, ehe sie wieder thun konnten, was sie sonst thaten. Und dies werden die Fälle seyn, die man mir entgegensetzen, und mit Wahrheit sagen kann: wir haben Prediger gesehen, die die Landwirthschaft mit Lust anfingen, fünf, sechs, sieben Jahre fortsetzten, aber so dabey herunter kamen, daß sie sich kaum ihr Lebelang wieder erholen konnten. Ich gebe es zu, daß, ausser andern Ursachen, ein junger Prediger bloß dadurch zurückkommen kann, wenn er den Pfarr-

acker

acker ganz entkräftet und verwildert empfängt, ohne zu wissen, wie sehr er gelitten, ohne vermögend zu seyn, ihn zu schonen, und wieder aufzuhelfen, ohne auf seine Herstellung in den vorigen Zustand, die selten unter neun Jahre zu beschaffen steht, warten zu können oder zu wollen; und wenn er ihn, des Wartens auf bessere Erndten müde, nun verpachtet, ehe die sehr nahen bessern Erndten erfolgten, wozu sich denn nun bald ein Pächter, der es weiß, was er zu hoffen hat, finden wird. Man kann indeß doch einem neuen Prediger, dessen lange verpachtete, verkümmerte Aecker der Bauer gar in Pacht nicht nehmen, oder kaum zur Hälfte bezahlen will, nicht besser rathen, als daß ers sich die ersten neun Jahre sauer werden läßt, den Acker wieder in guten Stand zu setzen, die Erstattung der Auslage und die Belohnung des Fleisses bleibt nicht aus, so wenig die Ehre ausbleibt, daß er das Versehen des Vorgängers wieder gut gemacht, und gleichsam wieder Brodt bey die Pfarre gebracht habe. Es ist zwar einem Prediger unverwehrt, zu verpachten, nur ist es nicht rühmlich, darüber dem Nachfolger das Leben sauer zu machen, und Seufzer auszupressen, oder, wenn der der Mann nicht ist, der das Versehn wieder gut machen kann, ihn herab, und die Pfarre in den Ruf zu bringen, daß kein Brodt mehr dabey sey.

Der Fall ist hie und da schon etlichemal vorgekommen, daß eine Pfarre zum Filiale hat gemacht werden müssen, weil sie keinen Prediger mehr ernähren kann. Es giebt, ausser dem vergrösserten Aufwande unserer Zeit, noch mancherley Ursachen, wodurch die Einnahme eines Predigers vermindert werden kann; ob aber der Abfall auch in der Vernachläßigung des Ackerbaues gesucht seyn mag? Wenn ein Jahrhundert hindurch Prediger die Landwirthschaft nicht lieben, ihren Acker entweder verpachten, oder nachläßig bauen, und also ihren

Ein-

Eingepfarrten mit Verbesserungen nicht vorgehen, nicht forthelfen, sondern sie durch ihre Gleichgültigkeit auch gleichgültig und träge machen: was wird da werden? Der Pfarracker wird nicht mehr geben, was er sonst gab, ehemalige Dienste werden in Abgang kommen, auch wol gar ein Grundstück sich verliehren, (von diesen beyden Folgen rede ich gleich weiter,) und die Gemeine, welche den Acker nicht anstrengte, über dessen Abnahme klagen, zurückkommen, und dem Prediger Abzug machen müssen. Wenn er nun die vorigen Producte des Ackers und die vorigen Accidentien aus der Gemeine nicht mehr hat: so kann er freylich nicht mehr fertig werden, und man muß den Ort zum Filiale machen. Ich bin nicht in der lage, beweisen zu können, daß auf diese Weise eine Pfarre brodtlos geworden, aber begreifen kann ich sehr gut, daß sie es auf diese Weise hat werden können. Ich habe es auch bey gutem Acker gesehen, wie unergiebig er werden kann, wenn er nur 20 Jahre nicht gehörig gebauet wird; muß es indeß denen, die Untersuchung hierüber anstellen können, überlassen, sich gefälligst zu erkundigen, ob auch wol die Gleichgültigkeit der Prediger gegen den Ackerbau Einfluß in den Verfall der Pfarren, und selbst der Dörfer haben könne.

Es ist bereits bemerkt, daß sehr viele Pfarren gewisse freye Dienste behuef des Ackerbaues von der Gemeine geniessen; sie bestellt den Acker ganz frey, oder giebt gewisse Fuhren zu Hülfe, oder leistet einige sehr angenehme Handdienste, u. dergl. Diese Dienste nutzt die Pfarre nicht, wenn der Acker verpachtet, und landwirthschaft nicht getrieben wird; mir ist wenigstens kein Fall bekannt, daß eine Gemeine sie in Gelde freywillig vergütet hätte, oder zu vergüten gezwungen wäre. Daraus kann erfolgen, daß mancher neue, fremde Hauswirth wirklich nicht weiß, daß gewisse Dienste an die Pfarre

auf

auf seinem Hofe haften, weil er sie, als er ihn annahm, nicht fand, und daß er sie also dem nachfolgenden Prediger, der sie fodert, weigert, und daher, wo nicht entzieht, doch wenigstens Verdruß macht; und kann erfolgen, daß der neue Prediger von gewissen Diensten, die sonst der Pfarre geleistet sind, gar nichts erfährt, oder erst nach etlichen Jahren benachrichtiget wird, da er sie denn ohne Weitläuftigkeit, die er vielleicht scheuet, nicht wieder herstellen kann. Man wird ohne Zweifel zugeben, daß, wenn ein Paar Prediger hinter einander keine Landwirthschaft treiben, mithin die behuef derselben angesetzten Dienste nicht gebrauchen, sie so in Vergessenheit und Abgang kommen, daß sie kein Nachfolger mehr weiß, und entweder nicht mehr einfodern will, oder sich nicht wieder verschaffen kann. Es ist wenigstens gewiß, daß eine Pfarre gewisse Dienste, in deren Besitze sie ist, nicht leicht anders verliehrt, als wenn sie sie nicht braucht, und daß man also ohne Landwirthschaft ganz füglich seinen Nachfolger um Vortheile bringen kann, die ihm nöthiger als etwa seinem Vorgänger sind, und bey deren Verluste er den Landhaushalt unverträglich findet, angiebt, und seinem Nachfolger wieder etwas entzieht, bis endlich hier niemand mehr leben kann. Ich habe von unsern Vorfahren den billigen Begriff, daß sie vernünftige Leute waren, wie wir, und daß sie, wenn sie eine Pfarre mit Acker und Diensten zugleich aussteuerten, einsahen, daß jener durch die Hülfe von diesen gebauet, und dadurch des Predigers Nahrungsquelle werden müßte. Wer nun diesem Entwurfe von seinem Unterhalte nicht beytritt, den Acker verpächtet, ihn mithin viel geringer, und die Dienste gar nicht nutzt, wird wenigstens, wenn er auch seinen Wohlstand dabey zu erhalten vermag, dem Nachfolger gar empfindlich schaden können. Ich bin sehr dafür, daß man jeden seiner erlaubten Neigung folgen lassen müsse; gebe indeß denen, welchen die

Sor-

Sorge für das Brodt bey den Pfarren obliegt, anheim, ob nicht allemal Freunde der Landwirthschaft dahin zu setzen wären, wo von Betreibung des Ackerbaues und Nutzung der Dienste das Brodt bey der Pfarre abhängt. Wenn man mir antwortet, meine Sorge sey unnöthig; alles was der Pfarre gehöre, stünde im Haupt- oder Lagerbuche verzeichnet; es könne sich durch den Nichtgebrauch nichts mehr verliehren: so erinnere ich, aus Erfahrung zu wissen, daß es mit manchem dieser Dienste so genau nicht beobachtet sey, und bey Fertigung der Hauptbücher so genau nicht habe beobachtet werden können. Hier sind Fälle, die meine Erinnerung rechtfertigen. Das Hauptbuch enthält, daß die Gemeine den Pfarracker frey pflüge, sagt aber nicht, wie viele Aecker jeder grössere oder kleinere Hof zu bestellen habe. Dies haben die Einwohner ohne Zweifel ehemals unter sich verabredet, und kein anderer hat dazu etwas gesagt oder sagen können. Mit der Zeit hat sich der Grund der vormaligen Eintheilung verlohren, und es läßt sich itzt nicht mehr angeben, warum dieser geringere Hof mehr bestellt, als jener bessere. Nun wird ein Prediger hieher gesetzt, der den Acker verpachtet, und 30 Jahre hier lebt, ohne die Dienste zu nutzen, ohne sich darum zu bekümmern, wer und wie er sie leistet. Der Nachfolger treibt Landwirthschaft, und fodert sie wieder; manche Hauswirthe wissen noch, was ihren Höfen obliegt, andere nicht; besonders mögen die, welche, nach dem gegenwärtigen Verhältnisse ihrer Höfe, sonst zu viel bestellten, dies zu viel vergessen haben, und bey einer itzt proportionirlichen Vertheilung der Aecker bleiben einige ohne Pflugmann, obgleich das Hauptbuch sagt, und die Gemeine zugiebt, daß das gesammte Pfarrland sonst frey von ihnen bestellt sey. Der Nichtgebrauch der Dienste kann sie also vermindern, weil das Hauptbuch nicht jeden verzeichnete, nicht jede Veränderung damit enthält.

Als mans entwarf, gestund die Gemeine, diese oder jene Dienste freywillig gelobt zu haben, protestirte aber, daß sie als eine unauflösliche Schuldigkeit niedergeschrieben würden, und also kamen sie ins Hauptbuch gar nicht. Sie würden indeß immer fort geleistet seyn, wenn jeder Prediger Landwirthschaft getrieben hätte. Nun kommt aber einer, der keinen Gefallen daran hat, die Dienste nicht braucht: sollten sie seinem Nachfolger, der nichts davon weiß, freywillig wieder angeboten werden? Ich zweifle; der Landmann behauptet häufig, nicht mehr zu können, was seine Vorfahren auf dem Hofe gekonnt hätten, und die Furcht vor dem Niederschreiben und der daraus entstehenden Schuldigkeit hält Gefälligkeiten zurück, die sonst noch wol erwiesen wären. Meiner wenigen Einsicht nach sind es also nicht die Hauptbücher, sondern landwirthschaftliche, gute Prediger, die das Auskommen bey den Pfarren erhalten, und allenfalls verbessern, und Prediger, welche städtisch auf den Dörfern leben wollen, sind die Männer, unter welchen sich das Auskommen auf dem Lande mindert, und nach und nach gar verliehren kann.

Es giebt bey mancher Pfarre so abgelegene Grundstücke, die der wirthschaftliche Prediger nicht selbst erndten, sondern verpachten wird. Man pflegt es itzt, da man die Erwerbungsart nicht mehr weiß, zu tadeln, daß dieser Pfarre auf jener fremden Feldmark Aecker gehören; als sie sie erhielt, mag es wol untadelich gewesen seyn. Je weniger sich ein Prediger mit der Landwirthschaft befaßt, desto unbekümmerter und unbekannter pflegt er mit der Vorsicht zu seyn, die die Verpachtung erfodert. Man läßt also ohne schriftlichen Contract seine Aecker einem Hofe ohne alle Abwechselung für einerley jährliche Pacht. Nach 50 oder mehr Jahren kommt einmal ein Prediger, der mit diesen Grundstücken eine Ver-

änderung vornehmen will, und nun wehrts ihm der Bauer, und behauptet, das Jus perpetuae coloniae zu haben; seit undenklichen Jahren, sagt er, bauen meine Vorfahren auf dem Hofe diese Aecker, und haben der Pfarre, wir wissen nicht woher, nie mehr noch weniger als jährlich so viel gegeben. Der Prediger hat nichts diesen Angaben entgegen zu setzen, als hie und da eine Nachricht von einem Vorgänger, daß dieser Acker seiner Pfarre gehöre, und dahin verpachtet sey; er führt Proceß, und verliehrt ihn. Wodurch? Durch seine unwirthschaftliche Vorgänger, die bey einem Hofe unverändert für einen gleichen Canon ohne allen Contract den Pfarracker liessen. Er wird nun zwar nicht ganz verlohren, aber die Nutzung kann auch nie erhöhet werden, und auf dem Wege, mit der Zeit verlohren zu werden, ist er vielleicht. Wie es zugegangen, daß man von manchem Grundstücke in alten Pfarrnachrichten liest, das itzt ohne alle Recognition in den Händen der Bauern ist, weiß ich nicht, und könnte ichs auch, wenn ichs von einem und dem andern wüßte, hier nicht erzehlen. Es kann seyn, gar glaublich ists indeß doch nicht, daß die Vorfahren etwas als der Pfarre gehörig angegeben haben, woran sie etwa nur Ansprüche hatten; nach dem Laufe der Dinge aber, dem ich so zusehe, scheint mirs, daß dergleichen Grundstücke, weil sie die Prediger nicht selbst zu nutzen beliebten, für ein damals grosses, itzt kleines Pachtgeld in Groschen, oder einige Naturalien ausgethan, und diese Abträge mit der Zeit geleugnet, und zurückgeblieben sind. Doch, ich kann darüber nichts ausmachen, als, wie ich hoffe, dies einzige: ein Prediger, der nicht Landwirth ist, und also verpachtet, auch wol sorglos verpachtet und austhut, kann die Pfarre um Grundstücke, oder die freye beste Nutzung derselben bringen. Die sicherste Erhaltung der Grundstücke ist ohne Zweifel der eigene Gebrauch, wie die sicherste Verpachtung die auf Jahrzeit, an den Meistbietenden ist. Soll-

Sollte es nun andern eben so wahrscheinlich als mir vorkommen, daß sich ein Landprediger um seinen eigenen, und den Wohlstand seiner Gemeine und Nachfolger nicht wol anders verdient machen könne, als wenn er Landwirthschaft treibt: so wird man zu wissen verlangen, ob und wie die Besorgung eines Landhaushalts mit den in den beyden ersten Capiteln ihm empfohlnen Verdiensten, mit seinen bekannten andern Pflichten, mit den Verdiensten, wovon noch die Rede seyn wird, und mit dem eigenen Studieren verträglich sey, und bestehen könne? Daß dies alles zugleich seyn könne, beweise ich kurz mit den Männern, die einen ganz bedeutenden Landhaushalt versehen, und dabey in ihren Erkenntnissen nicht zurück, sondern vorwärts kommen, sich auch noch manche beträchtliche Verdienste erwerben. Man kennt einige von ihnen aus ihren Schriften, die sie bekannter machen als ichs kann. Ihre Brüder ziehen das stillere Verdienst vor, klären sich und ihre Gegend auf, breiten Wohlstand um sich her aus, und werden Stützen ihres Vaterlandes, ohne dafür angesehn seyn zu wollen. Auf ihren Höfen scheint bloß ein Landwirth zu wohnen, und auf ihrer Studierstube vergißt man das Dorf ganz; wiederum verschwindet der Gelehrte in ihrem populären Vortrage, und in Angelegenheiten der Kirchen und Dörfer hört man bloß den patriotischen Rathgeber, als wenn er ganz dazu erzogen wäre. Sie bekennen, diese Rathgeber und Lehrer nicht seyn zu können, wenn sie nicht Landwirthe wären; Landwirthe aber seyn, und doch studieren zu können.

Es wäre indeß höchst unbillig, von allen einerley zu fodern. Wer es fühlt, oder aus Mißtrauen auf seine Kräfte meynt, daß er mit der Bemühung, sich um die Jugend seiner Pfarre und um die moralische Besserung der Alten verdient zu machen, genung beschäftiget sey,

und

und Landwirthschaft nicht dabey treiben könne, der unterlasse es ja, und gehe bloß jenen Verdiensten nach. Ich hoffe, daß er doch recht gut durchkommen wird, und muß ihn höher schätzen als den, welchem andere als wirthschaftliche Verdienste weder wichtig noch leicht sind. Es könnte indeß seyn, daß junge Männer bloß aus Blödigkeit zweifelten, sich mancherley Verdienste zugleich auf dem Lande machen zu können, und daß Männer in Städten, die sich nie herabgelassen, das Verdienst des Landpredigers, der selten und unbemerkt in der Stadt erscheint, und keine Zeugen seines Lebens von hieraus einladet, zu untersuchen, daß diese gleich rund weg entschieden: der Gelehrte kann nicht Landwirth, und der Landwirth nicht Gelehrter seyn. Ich will daher einige Beobachtungen mittheilen, wie es die würdigen Landgeistlichen ausgerichtet haben, um in Wissenschaften, der Landwirthschaft und in andern Verdiensten gleich groß zu seyn. Man wird hoffentlich finden, daß es sehr füglich mit einander bestehen könne, und ihre Grösse sich erreichen lasse.

Ich habe bemerkt, daß junge Männer, die ohne ländliche Kenntnisse aufs Dorf kamen, und sie doch nöthig hielten, die ersten drey Jahre darauf studierten, und sich dadurch in solchem Maasse erwarben, daß sie die ganze Landwirthschaft ihrer Gegend übersahen, ihren Haushalt in den besten Gang setzten, und gleich für Hausväter und Ackerleute galten. Nichts erleichtert die ländlichen Geschäfte mehr, als die Uebersicht derselben, und das Urtheil, daß man sie verstehe. Wenn das Gesinde, der Tagelöhner und der Bauer erst von ihrem Pastor glauben, daß er wisse, wie der Acker behandelt, das Vieh gewartet, und jede Arbeit verrichtet werden müsse: so thut jeder was sich gehört ohne strenge Aufsicht. Es sind sonderbare Leute, wenig geneigt den zu hintergehen,

den sie für einen Kenner und Freund ihrer Arbeiten halten; geneigt aber genung untreu dem zu arbeiten, von welchem sie einmal glauben, es wäre ihm gut genung. Sollten sie wol so eingebildet seyn, zu verlangen, daß man ihre Arbeiten lieb haben und verstehen solle, wenn man unter ihnen wohne, oder so stolz seyn, den, welchen sie für einen Unkenner, und daher Verächter ihrer Geschäfte ansehen, mit Untreue strafen zu wollen? So viel ist genung beobachtet, daß sie dem Prediger, welchen sie ihr Werk haben studieren sehen, nicht biethen, was sie bey dem andern, dem sie Verachtung beymessen, immer angestrengter versuchen. Wie nun jenem die Leute, durch welche er Landwirth ist, weniger Aufsicht, weniger Zeitaufwand abzwingen: so kann er auch, weil er die Sache völlig inne hat, mit Blicken an die rechten Stellen, mit ein Paar Kunstwörtern, die alles enthalten, und mit der kürzesten Nachsicht in einer Stunde durchsehen, was dem andern, der keine vollständige Kenntniß besitzt, leicht einen halben Tag kosten kann. Ich erzehle dies Männern, die die Landwirthschaft für den Verderber aller Zeit halten, und lasse sie aus ihren Wißienschaften urtheilen, ob ein grosser Jurist einen halben Tag Zeit nöthig hat, ein Libell zu verstehen, und darauf zu decretiren? ob ein erfahrner Arzt einen Fieberpuls stundenlang aufsuchen, und eben so langsam das beste Mittel gegen ein Tertianfieber ausdenke? ob ein Belletrist von Profeßion die holprigen, matten Stellen und andere Fehler eines Gedichts oder Schauspiels erst nach dem zehenten Durchlesen finde? Eben so wenig braucht der geschickte Landwirth halbe Tage, seinen kleinen Haushalt zu übersehen, und wo es fehlt auszubessern. Es kostet so viele Zeit nicht, junge Männer, als ihr denkt, eurer Wirthschaft vorzustehen, und damit euren Wohlstand zu erhalten, wenn ihr sie erst übersehen könnt. Ihr beurtheilt doch beym Zuhören eine Predigt und Kinder-

lehre, weil ihr selber die eine und die andere halten könnt. Studiert die Landwirthschaft, so urtheilt ihr leicht und richtig. Und das wäre dem schwer, der Wissenschaften gelernt hat, wobey ihm seine Sinne gar nicht zu Hülfe kommen? Nimmermehr! Ein Paar Bücher sind bald durchgelesen, die Kenntnisse geringer Leute bald ausgefragt, die Grundstücke bald bezeichnet, die verschiedenen ländlichen Arbeiten bald sämmtlich angesehen. Im Winter wird gelesen, der alte und neue Wirth vereiniget, oder der Widerspruch einem erfahrnen Landmanne vorgelegt, und man hört sich in seiner Einsamkeit froh, wie er auf gut Kleinjochisch die Gründe seiner Entscheidung vorträgt. Im Sommer sieht man jeder Arbeit zu, und versucht, wenn man nicht gesehen wird, und genung gesehen hat, jede selbst, wozu ein Handgriff und Vortheil gehört, sieht sie nachher wieder bey den Fertigsten, um sie und den, der sie verrichtet, beurtheilen zu können; sieht man jeden Erfolg von jeder Witterung auf jedem Felde; sieht man die Einrichtungen und Ordnung, die der fleißige und unfleißige, der grosse und kleine Ackermann macht; und sieht man bald diesen, bald jenen Hirten hüten. Täglich durchgeht man einmal sein Haus, Boden und Kammern, Scheure und Ställe, bald zu dieser, bald zu jener Zeit, so muß alles, was vorgeht, in die Augen fallen. Man zeichnet endlich alles erhebliche auf, und rechnet fleisig zusammen. Die Landleute verlangen von ihrem Prediger, daß er sie in ihren Kunstwörtern verstehen soll, und die sind gemeiniglich so provinzial oder gar local, und den jungen Prediger so wenig vorgekommen, oder gar so entfernt von seinen bislang betriebenen Kenntnissen, und oft noch so verunstaltet dazu, daß ihm nicht besser zu rathen ist, als daß er sie aufschreibt, um sie wiederholen, behalten und gleichfalls brauchen, oder, wo möglich, verstehen zu können. Ich will eine Antwort ei-

ner gewissen Gegend hochdeutsch zur Probe hersetzen, die man von einem mit ledigen Pferden nach Haus ziehenden Landmanne, auf die Frage: wo kommt ihr her? genung hören, aber im Anfange des Landlebens schwerlich verstehen wird; er möchte antworten: ich habe auf meinem Dreywerlinge bey der Forbet ein Uendern gefälget. *) Was hat er nun gethan? Der junge Mann, der aus der Vaterstadt auf die hohe Schule, von da ins Haus eines vornehmen Mannes zur feinen Erziehung seiner Kinder berufen, und so vorbereitet aufs Dorf gekommen ist, kann so eine Antwort — verstehen fällt von selbst weg — nicht einmal behalten, und thut daher sehr,

*) Was Dreywerling und Uendern sey, will ich unten zu erklären versuchen. Was fälgen ist, kann ich gleich mit Gewißheit sagen, ohne den Ursprung des Worts zu wissen; es heißt, das abgeerndtete Winterfeld im Herbste zum erstenmale zu den nächsten Sommerfelde pflügen, das man anderwärts stürzen, strecken, oder ahren nennt. Aber was ist Forbet? So geschrieben, wie mans doch häufig findet, ists kaum verständlich. Es bedeutet einen Acker, auf welchen andere ziehen, einen Acker z. B. von Morgen gegen Abend, auf welchen andere von Mittag gegen Mitternacht schiessen, und soll also eigentlich heissen eine Vorwende, ein Acker, vor welchem der Pflug, der in die Länge herunter geht, wenden soll. In andern Gegenden wird ein so belegener Acker der Aussprache nach eine Anewenne genannt, oder ein Acker, an welchem der fremde Pflug wenden, die er nicht berühren soll. Es ist also, wenn ich mit meiner Erklärung, die ich befugten Richtern übrigens gern unterwerfe, Recht habe, es ist also ein schädliches Mißverständniß, wenn der Bauer in mancher Gegend eine Vorwende für einen Acker erklärt, auf welchen er mit seinen Pferden und Pfluge wenden, und den er, wenn er auch schon bestellt ist, bis an die Mitte wieder zertreten und zerstören dürfe. Man kann durch Vorbeet auch bloß einen Acker verstehen, der vor andern herzieht; ich bin aber der ersten Erklärung geneigter, und wünschte ihr Beyfall von denen, die sie gültig machen, und das Zertreten dieser Aecker abwenden könnten.

sehr wohl, alle diese ihm ganz neuen Kunstwörter, deren bis zum Ackergeräthe eine ganze Menge ist, gleich in die Schreibtafel zu tragen, und sich von einem benachbarten Prediger erklären zu lassen. Wie man sich in jeder Wissenschaft durch die Kunstwörter am kürzesten und deutlichsten ausdrückt: so muß man auch die bey der Landwirthschaft sich aufs baldigste bekannt machen. Das fleißige Zusammenrechnen von Ertrage und Kosten ist gleichfalls unumgänglich, wenn man in kurzer Zeit ein Haushalter werden will, der alles mit Ordnung und möglichstem Vortheil regiert. Und es müßte ein mir unbekannt gebliebenes Hinderniß im Wege stehen, wenn ein junger Mann, der schwerere Wissenschaften gefaßt, und drey Jahre hindurch fleißig liest, vergleicht, und Ortskunde sucht, alle ländliche Arbeiten, ihre Wirkungen, und die Erfolge aus der Witterung, aufmerksam ansieht, täglich alle seine Behältnisse durchgeht, und alle unbekannten Wörter, Erträge und Kosten sich bekannt macht, wenn der in dreyen so angewandten Jahren nicht wenigstens ein theoretisch starker Landwirth, und vermögend werden sollte, seinen kleinen Haushalt ohne grossen Aufwand von Zeit vortheilhaft zu regieren. Diese drey Jahre, worin man Wirthschaft studiert, wenn man sie ja ganz dazu nöthig haben sollte, lassen sich dem Betriebe anderer Wissenschaften durch den geringern Zeitaufwand, den die Wirthschaft nachher erfodert, leicht wieder erstatten.

Hat man die Landwirthschaft völlig inne, so kommen nun die Geschäfte, die der Haushalter selbst besorgen wird. Wir wollen sehen, ob die seine ganze Zeit kosten. Das erste ist die Anordnung der Arbeiten. Sie geschieht am besten, wenn der Hausvater jeden Sonnabend die Geschäfte der folgenden Woche auf verschiedene Art eintheilt, nach genommener Rücksprache nämlich

sich mit der Wirthinn über deren Gebrauch der Leute zu nöthigen häuslichen Dingen. Ein Plan, was und wie viel täglich geschehen soll, beweist eben noch keinen Wirth, weil diese Einrichtung durch die Witterung, Unpäßlichkeiten, Besuche und zehen andere Vorfälle umgeworfen werden kann. Man sieht besonders auf die Nothwendigkeit der nächsten Geschäfte, und auf die Hindernisse, die vorfallen können, zugleich. Es müßte z. B. ein Acker Gersten, wenn man ihn nicht verliehren will, die nächste Woche durchaus gemähet, und eine Wiese zugleich eingebracht werden; es möchte aber eins von den Dienstbothen erkranken, oder durchaus zu Haus nöthig, oder das Wetter unbeständig seyn. Nach jenen unaufschieblichen Geschäften und diesen nicht ungewöhnlichen Hindernissen macht man nun seine Einrichtung, wie der etwa fehlende Dienstbothe ersetzt, und der zugerufene Tagelöhner bey hinderlicher Witterung beschäftiget werden könne, und läßt gleich den Sonntag, um nicht zu spät zu kommen, und die eigenen Leute nicht von der Arbeit wegschicken zu dürfen, die fremde Hülfe besprechen. Wenn nun die Unfälle nicht sehr ungewöhnlich werden, so sind alle Abend ein Paar Worte mit dem Gesinde hinlänglich, die Arbeit des folgenden Tages zu reguliren. Und je mehr dieses überlegte gute Ordnung und Rücksicht auf seine Kräfte und Zufälle darin sieht: desto williger tritt es bey, desto treuer arbeitet, und desto mehr freuet es sich, in seines Herrn Einrichtungen ein früheres Ende seiner Arbeiten, als anderes Gesinde, zu finden.

Das zweyte Geschäft des Landwirths ist die Nachsicht der Arbeiten. Ich glaube, daß sie allgemein untreu geschehen, wenn sie nicht nachgesehen werden. Der Bauer ist entweder zu stolz, daß er sich loben lassen will, wenn er seine Sachen gut gemacht, oder so falsch, nie ehrlich zu arbeiten, wenn er keine Revision besorgt. Man

sehe

sehe also täglich die Arbeiten des Pflugmanns, wenn man ackern läßt, des Tagelöhners und jedes Dienstbothen durch, und lobe was Lob verdient. Der Mann, welcher die Achtung seines Dorfs hat, macht gewiß fleißige und treue Leute, wenn er, wie sie zu sprechen belieben, ihnen die Ehre thut, ihre Arbeit selbst nachzusehen, und ihr zuweilen zuzusehen. Und dies kostet im Sommer, wie schon da gewesen, einen Spatziergang, den man ohne Nachtheil, oft zur Stärkung der Gesundheit, auch in rauhem Wetter thut, und im Winter den gewöhnlichen Rundgang durch die Gebäude.

Diese tägliche Besichtigung des ganzen Hofes nenne ich das dritte Geschäft des Landwirths. Es ist weder nöthig noch nützlich, daß er alles auf einmal durchsieht, und sich dazu eine gewisse Stunde festsetzt, das Gesinde möchte sonst sich bloß auf diese Stunde bereiten. Er thut besser, seine Haussuchung zu theilen, wie es des Tages übrige Geschäfte erlauben wollen. Heute durchgeht er zu dieser, morgen und übermorgen zu einer andern unerwarteten Zeit alle oder einige Ställe, und untersucht den Zustand, die Fütterung und übrige Wartung des Viehes. In einer andern ungewissen Viertelstunde besieht er die Gebäude von aussen, den Hof und das Ackergeräth, um jeden kleinen Schaden, jede Unordnung täglich zu bemerken, und zeitig abzuwenden. Wenn er demnächst einmal wieder aufzustehen Lust hat, wird die Scheure, das Futter, Stroh und Holz in Augenschein genommen. Boden und Kammern, Küche und Keller vielleicht auch, besieht er ein andermal, ohne es sich eben sehr merken zu lassen, daß er, um nachzusehen, ob auch alles ordentlich zugehe, hieher komme. Neues Gesinde wird er im Anfange ohne Zweifel hie und da nachläßig, auch wol untreu finden; es wird sich aber, wenn es nicht von der schlechtsten Art ist, hoffentlich

lich nur einmal so finden lassen, und das tägliche Auge des Herrn, besonders dieses Herrn scheuen, wir wollen hoffen, zur Besserung auch auf andern Höfen. Man hat Erfahrungen, daß der Prediger zur Besserung des Diensthothen nur hinsehen durfte, wo er gefehlt hatte, daß er die bessere Einrichtung, die der Dienstbothe nicht gewohnt war, nur sagen, als besser und ihm gefälliger zeigen, und auf eine ernhaft liebreiche Weise vorschreiben, und daß er eine Untreue, die der Dienstbothe sonst unbemerkt hatte treiben können, nur entdecken durfte, um das alles nie wieder zu sehen. Der Prediger, welcher Verdienste sucht, muß noch nicht lange an seinem Orte gewesen seyn, oder das Unglück haben, an die schlechtsten Leute gerathen zu seyn, wenn er nöthig hat, ihnen vorsetzliche Untreue, Faulheit oder Unordnung auf seiner Stube allein, oder gar in ihrer Stube zu verweisen, und sie gar darüber ausser der Zeit gehen zu lassen. Als Landwirth beurtheilt und unterscheidet er indeß hier am treffendsten, er sieht in der Mittagshitze seine Leute schlafen, und weckt sie nicht, weil sie früh und spat diese versäumte saure Stunde wieder einbringen; wenn die Arbeit überhäuft ist, sieht er über eine Unordnung weg; was fürs Vieh genommen ist, läßt er stillschweigend ein- oder etlichemal wieder an seinen Ort bringen u. s. w. Der Landwirth belehrt zuweilen den Prediger. Ich glaube, daß dieser Satz nicht so unrichtig ist, als er zu seyn scheint.

Zu diesen nothwendigen Geschäften wird also schwerlich so viel Zeit gehören, daß zu denen, die Amt, Verdienste und Liebe zu den Wissenschaften erfodern, keine mehr übrig wäre. Mir scheint vielmehr alle diese Zeit noch einige Geschäfte zu erlauben, die auch durch andere geschehen können, die aber der Prediger immer am besten selbst thut. Hieher gehört besonders die Aufsicht über

den

den Kornboden. Wenn er auch noch so treue Leute hat, so thut der Hauswirth doch am besten, beym Aufmessen auf der Scheure und beym Aufschütten auf dem Boden selbst gegenwärtig zu seyn, und Rechnung darüber zu führen. Er mißt das Saatkorn selbst ein, spatziert in der Saatzeit immer dahin, wo gesäet wird, läßt sich das Uebrige wieder abliefern, und versucht den grün werdenden Acker auf die Menge des Korns, das er empfangen hat, anzusehen. Was zur Stadt geschickt wird, läßt er vor seinen und des Verkäufers Augen sacken, damit ihm der den Vorwurf und die Folgen des zu kleinen Maasses nicht verursachen könne. Das Brodt- und Futterkorn giebt er jedesmal selbst heraus, und macht die Wege auf den Boden zu einem Theile der nöthigen Bewegung. Was man thun kann, wie es am bequemsten ist, gehört kaum zum Zeitverluste, ist eigentlich Erholung, eine angenehme Zerstreuung zwischen Geschäften, wodurch die vorigen gehindert werden sich in die neuen zu mischen.

Das Federvieh des Hofes kann jede andere Hand auch füttern; es mißkleidet aber, meyne ich, den Hauswirth so wenig, daß ich vielmehr behaupten möchte, es stünde ihm sehr gut, wenn er es selbst füttert. Man wird es in den meisten Häusern aus dem Fenster thun können, und daß es keine Zeit kostet, brauche ich kaum zu sagen. Wenn ein wirthschaftlicher Ueberschlag gemacht werden soll, wie viel Federvieh ohne Schaden gehalten werden könne, wenn man es selbst kennen lernen, das beschädigte beachten, das fehlende vermissen, und das zu unruhige bemerken und entfernen, und wenn man endlich auch Vergnügen von dieser Art Vieh, und manche Bekanntschaft mit seiner Natur haben will: so thut man wohl, es selbst zu füttern. Ueberhaupt sähe ich gern, daß der Hausvater allen seinen Thieren als Wohlthäter bekannt wäre, daß er oft den Pferden ein Stück Brodt in

in den Stall mitbrächte, den Kühen dergleichen aus dem Fenster reichte, bald dieser bald jener eine Hand voll besseres Heu im Stalle vorhielte, das Korn, was die Hofschweine ab und an empfangen, ihnen selbst vorwürfe, dem Hunde sein Brodt und seinen Knochen gäbe; mir deucht, es läßt so gut, wenn der Hausvater alles Vieh kennt, ihm steht und ihm kommt, und bey neuem Gesinde, das das Vieh unruhig macht, und bey andern Vorfällen, die es in Verwirrung bringen, hat es zuweilen seinen Nutzen, wenn es die Stimme seines Herrn kennt, und sich durch seine Gegenwart wieder in Ordnung bringen läßt, ehe Schaden entsteht.

Auch zu einigen Geschäften im Garten wird immer noch Musse genung seyn. Es ist oben bereits dem Hauswirthe empfohlen, die Gartensämereyen selbst in die Erde zu bringen, und den Pflanzen ihren Platz selbst abzustecken. Wenn diese in der fruchtbarsten und genauesten Weite stehen, und jene nicht tiefer und dichter, als sie fodern, ausgestreuet, auch nicht vergriffen, und zur besten Zeit in die Erde kommen sollen: so wird auf den meisten Dörfern kein anderer Rath seyn, als daß dies der Prediger nach einem guten Gartenbuche selbst besorgt. Es lassen sich nach Anweisung derselben viele Sämereyen selbst aufnehmen, dies macht nicht viel Mühe, und das Reinigen steht auch den Leuten bald zu weisen. Man bleibt hiedurch bey guter Art ohne Kosten, und kann desto reichlicher mittheilen. Es ist endlich auch keine Hexerey, einen Baum so weit zu beschneiden, daß er nicht unfruchtbar, sondern fruchtbarer wird, eine Gestalt empfängt, und mit seinen Zweigen den Weg nicht sperrt. Wer darüber liest, einen Gärtner arbeiten sieht, und dem Baume zu der Gestalt, die er gern haben möchte, wie seine Schüsse lehren, lieber hilft, als ihm eine andere anzwingen will, lernt auch hier bald genung, und kann in ein Paar Nachmittagen vieles in Ordnung bringen. Bey

Bey allen diesen Geschäften des Landwirths wird er gewiß noch Zeit genung haben, ein verdienter Prediger zu seyn, und seine gelehrten Kenntnisse beyzubehalten und zu erweitern. Es läßt sich den Tag über vieles beschicken, wenn man stets etwas Gutes thut, und früh die Geschäfte des Tages ordnet, oder sich selbst streng vorschreibt, was man nach einander vornehmen und abthun wolle. Wer hierin genaue Ordnung sonst nicht gehalten, versuche es nur ein Jahr, und er wird mit Freuden sehen, wie groß der Fortgang in allen Dingen gewesen.

Es werden nur die wenigsten Dörfer seyn, auf welchen ein Prediger ohne Hausfrau die gewöhnlichsten Bedürfnisse und Bequemlichkeiten des Lebens haben kann, und zur vortheilhaften Führung einer völligen Landwirthschaft ist sie ihm noch nöthiger. Man kann allenfalls allein fertig werden, wenn man leicht zufrieden ist, oder die Untreue und Sorglosigkeit der Dienstbothen tragen kann, oder Kenntnisse und Lust hat, alle Kleinigkeiten des Hauswesens selbst zu besorgen. Wer es indeß allein verwaltet, soll in Wissenschaften nicht leicht mehr weiter kommen, und wer verpachtet, beraubt sich der Verdienste des Landwirths. Um nun einige Musse zum Studieren zu behalten, seinen Wohlstand auszubreiten, und viele bürgerliche Pflichten erfüllen zu können, wird hoffentlich jeder Landprediger wohl thun, sich bald nach einer treuen und geschickten Gehülfinn seines Lebens umzusehen.

Man hat manche Beyspiele, daß Frauenzimmer aus der Stadt gern aufs Land gehen, und gute Wirthinnen werden; am gewöhnlichsten aber werden Landprediger Töchter die besten Landprediger Frauen. Sie lieben die Haushaltung und das Landleben und den Landmann, sie sehen in diesem Stande das Mühsame, das Leere und das

das Niedrige nicht, was so oft in den Assembleen der Städte darin gesehen wird. Die häuslich und sonst wohlerzogene Tochter des Landpredigers bleibt gewöhnlich gern auf dem Lande ihr Lebelang, bleibt gern in ihrem Stande, gern in ihrer Nachbarschaft, kennt den Landhaushalt, der in dieser Gegend geführt werden muß, von Kindheit auf, mit allen seinen versteckten Vortheilen, weiß, wie man in ihrem Stande mit dem Bauer umgehen muß, und am besten fertig werden kann; versteht Handgriffe, durch welche sie manche Arbeit anzugreifen und zu beendigen weiß, wozu ohne sie leicht eine Tagelöhnerinn hätte gerufen werden müssen; kann aus der Haushaltung bestreiten, was ohne ihre Kenntnisse baares Geld gekostet hätte; ist wohlfeiler ländlicher Kleider gewohnt, und verursacht wenige Ausgaben dafür; und wird sich endlich, wenn sie dem Manne in die Stadt folgen muß, auch hier leicht zu finden lernen, da von ihr eigentlich niemand fodert, daß sie den sogenannten guten Ton der feinsten Gesellschaften mithalten, oder gar angeben soll. Eine Gattinn aus der Stadt geht vielleicht nur aufs Land, in Hoffnung nicht lange da zu bleiben, und kann, wenn sich diese Hoffnung verzieht oder verliehrt, eine unangenehme Gattinn werden; nimmt vielleicht den Landprediger mit Widerwillen, und wird nie, was sie seyn sollte, eine freundliche Gehülfinn; muß den Landhaushalt erst lernen, folglich erst manchen Schaden übernehmen, und kann ihn in der Lehre weder gehörig nutzen, noch in etlichen Jahren so hoch nutzen, als eines benachbarten Landpredigers Tochter gleich im Anfange gekonnt hätte; ist leicht zu groß gegen den Bauer, oder scheint ihm leichter so, daher denn Mißtrauen bey ihm entsteht, auch wol Empfindlichkeit, und Abneigung, der eingebildeten jungen Pastorinn zu rathen, zu dienen, und ihr immer die Wahrheit zu sagen; müßte itzt erst Handgriffe von der Magd lernen, welches leicht unanständig scheinen könn-

könnte, auch weder so leicht zu lernen ist, als es in der Kindheit gewesen wäre, noch so leicht ist auszuüben, da die Kräfte hierauf nie geübt seyn mögen; wird daher manches für Taglohn thun lassen müssen, was eine geübte Wirthinn mit einer kleinen Hülfe und Anweisung durch ihre Leute beschickt, ist aus der Stadt her des Einkaufs für baares Geld zu sehr gewohnt, als daß sie darauf denken sollte, ob sich dies, da man das hat, nicht entbehren, dies nicht selbst fertigen, das nicht eintauschen, und jenes nicht in Grossem mit Vortheil und zu Ersparung der Bothen einkaufen lasse; wird sich endlich so bald vielleicht nicht bequemen, Kleidungsstücke für gut genung bey dieser Arbeit, auf dem Lande, für ihren Stand u. s. w. zu erklären, als eines häuslichen Predigers Tochter zufrieden mit solchen bleibt, wie sie ihr ihr Vater gab. Für den Mann, der auf einer ganz mittelmäßigen Pfarre Wohlstand erlangen und bewahren will, möchte es also wol Regel seyn, sich mit einer gebohrnen Landwirthinn seiner Gegend zu verbinden; es giebt indeß nicht leicht eine Regel ohne Ausnahme. Ich will nur auf eine, die gewöhnlichste vielleicht, nur kurz antworten, auf diese: Die Städtnerinn hat baare 1000 Thaler. Gut, und ich wünsche noch dazu, daß sie nicht zur Einrichtung nöthig sind, nicht nach und nach zugesetzt werden dürfen, und 50 Thaler sichere Zinsen jährlich einbringen; aber zu einer jährlichen Einnahme von 50 Thalern schlage ich zum allerwenigsten eine geschickte, erfahrne, unverdroßne und zufriedene Landwirthinn an. Es müßte schlimm seyn, wenn die nicht in einem vollständigen Haushalte 50 Thlr. mehr gewinnen sollte, als eine unerfahrne, und wenn sie nicht noch 50 Thlr. zu ersparen wüßte, die eine andere für unvermeidliche Ausgabe erklärt. Jeder hat indeß seinen freyen Willen; ich habe gesagt, was ich gesehen habe.

Aus

Aus eben dieser Erfahrung rathe ich ferner, daß man die Haushaltsgeschäfte theile. Eine Landwirthinn thut genung, wenn sie den innern Haushalt besorgt. Will sie, oder muß sie, weil der Mann nicht will, auch den Acker bestellen lassen, und die Wiesen und Holzungen besuchen: so verliehrt sie zu Haus, und gewinnt schwerlich draussen, weil der Feldarbeiter gern zwey Ohren hat, wenn die Frau gebietet, und weils vielleicht sonst nicht gut ist, wenn sie sich im Felde Gehorsam verschaffen kann. Es ist überdas unbillig, von einer Frau zu verlangen, daß sie ins Feld gehen soll, wenn da ein Aufseher nöthig ist, weil der dann grade nöthig seyn könnte, wenn Wetter und Weg und andere Umstände es ihr zu sauer machen. Alle Geschäfte ausser dem Hause besorgt billig der Wirth, und verschafft der Wirthinn alle die Hülfe, die sie zum innern Hauswesen bedarf. Fodert sie selten mehr als die Hände der unumgänglichen Dienstbothen, fodert sie die nie, wenn draussen unaufschiebliche Geschäfte sind: so versteht sie ihren Beruf, und je mehr sie ihn versteht, je ordentlicher ihre Einrichtungen sind: desto weniger braucht sie selbst zu thun. Man sieht Wirthinnen durch kluges Anordnen und besserndes Zusehen weiter, als durch bäuersche Arbeiten kommen; das Taglohn, was damit auf dieser Stelle verdient wird, geht an fünf andern Stellen, wo indeß kein Auge hinsieht, mehr als doppelt wieder verlohren.

Wo die Dörfer mehr Viehweide als Ackerland, jene gut, dieses schlecht und unzulänglich zum eigenen Gebrauch haben, da pflegt der Prediger auch von der Viehzucht leben zu müssen, und hier kommt beynahe sein ganzer Wohlstand auf die Wirthinn an, weil es sehr hergebracht und für den Wirth eine grosse Erleichterung ist, daß sie die Nutzung der Producte vom Viehe besorgt.

Daß sie dies ja gleich vom Anfange an, und aufs vortheilhafteste für die Gegend verstehe! Muß sie erst lernen, so können die fünf Jahre, die dazu gehören mögen, leicht einen Verfall verursachen, aus welchem nicht gut wieder hervorzukommen steht. Nirgend fällts mehr in die Augen, wie viel auf die Wirthinn ankommt, als hier. Diese Pfarren sind gewöhnlich sehr niedrig im Anschlage, weil der Acker unbedeutend ist, der Wiesenertrag gering, und die Nutzung der Weide noch geringer steht. Ohne diese Nutzung sind sie auch wirklich sehr uneinträglich, und kaum vermögend, aufs dürftigste zu ernähren. Desto angenehmer ists daher zu sehen, wie eine erfahrne Wirthinn ihres Hauses Wohlstand in der ganzen Gegend sichtbar hebt, und das Vieh zu nutzen versteht.

Wenn die Landwirthschaft einträglich seyn soll, so muß auf die grossen Einkünfte hauptsächlich, aber gewiß auch auf die kleinen aller Bedacht genommen werden. Jenes wird mir jedermann zugeben, dieses aber vielleicht so nöthig nicht halten. Ich räume ein, daß bemittelte Prediger, oder Wirthe auf guten Stellen nicht eben leiden, wenn auch die kleinen Vortheile nicht eben sehr beachtet werden, und gestehe, daß in einem grossen Hauswesen um der beträchtlichen Vortheile willen die geringern zuweilen verachtet werden müssen. Wo aber der Acker die Einnahme von Summen versagt, und sonst keine Zuflüsse sind, da hängt vielleicht der Wohlstand daran, daß alle kleinen Vortheile bekannt, ergriffen, und zu einer Summe gesammlet werden. Wenn man sich die Einnahme manches Orts, die anzugeben steht, vorrechnen läßt, und sieht, wie weit doch die Leute damit kommen: so erklärt man das für unthunlich, so lange man noch nicht weiß, wie viel sich aus der Nutzung jedes kleinen Vortheils machen lasse. Der Prediger müßte auf ei-

einer solchen Pfarre erzogen seyn, wenn er etwas davon wissen sollte, seine wichtigern Geschäfte verstatten ihm die Zeit dazu nicht, und es steht ihm auch nur selten an, Kleinigkeiten nachzujagen und zu benutzen. Indeß müssen sie benutzt werden, oder er kommt zurück. Und hier zeigt sich besonders die auf dem Lande erzogene und auf alle Vortheile aufmerksam gemachte Wirthinn als die wahre Stütze des Wohlstandes. Ihr kann kein Huhn ein Ey verstecken, sie weiß so gut, wo sie hingelegt werden, und findet sie eher, als der Wiesel; ihr verunglückt nicht leicht ein Federvieh, sie weiß jedes zu erziehen, sieht sich gleich nach jedem fehlenden um, und sieht es da zuerst, wo es am leichtesten umkommen könnte; ihrer aufmerksamen Kenntniß mißräth nicht leicht weder Milch noch Butter, weder Lamm noch Kalb; sie nutzt das halb und das ganz reife Sommer- und Winterobst, und jedes Gewächs des Gartens aufs höchste; bey ihr hört kein Vorrath ganz auf: wenn er am theuersten bezahlt wird, ist sie noch versehen; mit ihrem Garne und ihrer Wolle kleidet sie das Haus, schmückt es mit ihrer Farbe, und der Band daran ist ihrer Hände Arbeit. Das weitere sehe man beliebigst Spr. Sal. 31, 10. ff.

Der Stadtprediger hat viel öfter Gelegenheit, seine geringe Einnahme durch Nebenarbeiten zu verbessern, als der Landprediger. Dieser ist an seinen Accidentien und an seine Wirthschaft völlig verwiesen. Jene darf er nicht erhöhen, und diese läßt sich nur bis auf eine gewisse Höhe treiben; verbessern kann man, aber aus Sand läßt sich nie ein fetter Boden machen, und die Producte von Viehe muß man hingeben, wofür sie andere verkaufen. Was soll er noch zu seinem Wohlstande ergreifen, wenn er durch die möglichste Nutzung seiner Pfarre nicht aufblühen will? Unanständige Dinge durchaus nicht. Soll er Bücher schreiben? Ich bins zufrieden; aber was

giebt

giebt man Männern zwischen den Zäunen dafür? und wie vieles pflegt hiezu auf dem Lande zu fehlen! Soll er Kinder in die Kost nehmen, und sie mit den seinigen unterrichten? Schön, wenn er der Mann dazu ist, das Haus dazu hat, und Eltern das gut finden, ihre Kinder lieber hieher, als auf Stadtschulen zu schicken. Soll er vorkommenden Falls noch ein Filial suchen und annehmen? Auch das, wenn die erste Gemeine nicht darunter leidet, die Zeit und Leibeskräfte es gestatten, und sich der seltne Umstand eben zuträgt, daß dergleichen ausgebothen wird. Oder soll er — Nun, ich weiß in meiner Gegend nichts weiter, womit ein Landprediger seine Umstände verbessern könnte, und muß die Lücken von denen füllen lassen, die mehr wissen, und am liebsten von denen hochgefälligst füllen lassen, die mehr können.

Indeß wäre es doch gar gut, wenn der Landprediger nach seinen Umständen nothdürftig zu leben hätte, seine Kinder erziehen, und seine Witwe versorgen könnte. Wer die Seinigen zerrissen oder bäuerisch hergehen, oder als Knecht und Magd arbeiten läßt, ist beynahe so verachtet, als der vom Bauer leiht und bettelt, oder von fremden Geldern, die er nicht ersetzen kann, zehrt. Und was soll nun der verachtete Prediger noch ausrichten, noch bessern! Was soll er bey dem Bauer bessern, der so platt schließt: wüßte dieser, was zur Glückseligkeit gehört, so darbte oder liehe er selbst nicht! Ich habe immer gefunden, daß die Prediger selbst nicht ohne Wohlstand waren, die sich am verdientesten um ihrer Eingepfarrten zeitlichen und ewigen Wohlstand machten. Sie brauchten nie vom Bauer zu leihen, bedurften keine Gefälligkeiten von ihm, und nahmen nicht alle angebothenen an; sie dienten vielmehr, sie gaben, sie liehen. Nun sprachen sie auch, ohne Schaden davon zu fürchten, nun gingen sie gleich durch, weil sie keinen nöthig hatten,

nun folgte ihnen der eine aus dankbarer liebe, und der andere war gebunden, keine Einrede, keinen Aufstand zu machen. Zu manchen Verdiensten um andere gehört der eigene Wohlstand unumgänglich, und die andern, wozu er nicht unumgänglich gehört, erleichtert und befordert er doch wenigstens sehr.

Wenn die Einnahme nicht vergrössert werden kann, sagen unsere Finanzmeister, so muß man versuchen, die Ausgaben zu vermindern. Ich will also kürzlich erzehlen, was ich darüber bey wohlstehenden Männern auf geringen Pfarren beobachtet habe. In ihrem Haushalte herrschte die Regel: man müßte aufs sorgfältigste die baare Ausgabe vermeiden. Sie nahmen daher jeden Tagelöhner an den Tisch, um das grössere baare Tagelohn nicht auszugeben, und die es von den Handwerkern thun wollen, arbeiten und speisen auf der Pfarre, wodurch das Arbeitslohn sehr viel geringer, und mancher Abfall behalten wird. In einer ordentlichen vollen Haushaltung kanns weder an Speisen für den Hunger, noch an Betten fehlen. Es ist aber ganz begreiflich, wie viel baare Ausgabe damit gespart wird, wenn der Tagelöhner nur etwa das halbe Geld, und vielleicht auch für dies lebensmittel empfängt, und wenn der Schneider, der Tischler, der Riemer, auch wol der Schuster und Rademacher bey des Predigers Kost für ein billiges Tage- oder Wochenlohn arbeiten. Sie können auf der Stelle alle besser messen, empfangen dauerhafte Materialien, lassen den Abfall dem Eigenthümer, machen es gänzlich nach seiner Vorschrift, und belehren ihn immer mehr über die beste Anwendung seiner Materialien. Wenn man einen Hof voll Ackerwerkzeuge, ein Haus voll Geräthe, und ein Schrank voll Kleider sieht, und nun hört, was es dem Eigenthümer baar gekostet: so wundert man sich, und findet die Regel sehr vortheilhaft und nöthig für einen Mann, der wenig baare Einnahme hat. Un-

Unter den dienenden Landleuten finden sich nicht wenige, die den Kopf und die Gelenkigkeit haben, manches hölzerne Haus- Garten- und Ackergeräth selbst hervorzubringen, und in einer ordentlichen Haushaltung, die die wenigen Pfarrgrundstücke nicht leicht gar groß machen, giebts immer so viele Zeit, worin ein geschickter Knecht etwas verfertigen kann, was sonst hätte gekauft werden müssen. Ich habe bemerkt, daß Männer, die Geld zu schonen nöthig fühlten, bey der Wahl eines Knechts mit auf diese Geschicklichkeit sahen, und sie, wenn ihr Haus eben mancherley Geräth nöthig hätte, vorzüglich suchten. Andere beschäftigen sich zur Bewegung im Winter selbst mit Arbeiten in Holze, und verschaffen ihrer Haushaltung alle Bedürfnisse dieser Art. Wer schon in seiner Jugend ein schneidendes Werkzeug zu führen gelernt, Lust, Geschick und Kraft zu diesen Arbeiten hat, und mehr abwechselnd zur Bewegung, als handwerksmäßig arbeitet, besonders aber fühlt, daß er die baare Ausgabe zu mindern nöthig habe, der wird dies, meiner Meynung nach, ohne allen Tadel thun können; den andern aber, der nun erst mit dem Beile umzugehen lernen will, bitte ich doch, Erholungen dieser Art lieber nicht anzufangen, weil er sich leicht beschädigen, und ausser diesem Ungemach auch noch Vorwürfe von der Gemeine zuziehen möchte.

Wo es eingeführt ist daß die Hausfrau selber webt, da sieht man ohne allen Anstoß Prediger Frauen und Töchter auf dem Gestelle arbeiten, und das Weberlohn selbst verdienen. Ich zweifle indeß, daß es sich da einführen lasse, wo eine Leinweberinnung im Besitz dieser Arbeit, und sonst niemand im Dorfe bekannt damit ist. Woher mag es indeß rühren, daß der Landmann in einer Gegend noch Nebenarbeiten treibt, die sich in eine nahe andere nicht ausbreiten lässet, sondern fast mit

Verachtung zurückgewiesen werden? Dies Dorf z. B. webt noch, das nächste durchaus nicht: in diesem spinnt der Knecht in den Winterabenden; aus dem nächsten liesse er sich lieber wegjagen, ehe er darin spönne, und dergleichen. Vermuthen sollte man, daß die Armuth des Bodens, der nicht Beschäftigung und Brodt genung giebt, die Nebenarbeiten möglich und nothwendig gemacht habe; man findet aber den Boden und die übrigen Umstände fast gar da nicht verschieden, wo Nebenarbeiten getrieben und nicht getrieben werden, und es scheint also aus einem Umstande ehemaliger Zeit herzurühren, der ganz vergessen, oder vielleicht in der Gegend noch wieder aufzufinden ist. Man thut ohne Zweifel am besten, die Vortheile seines Orts mit zu nehmen; sind es diese nicht, so sind es hoffentlich andere, und allenfalls zu untersuchen, ob der Grund, aus welchem diese vor jenen eingeführt sind, noch fortdauert.

Auf folgende Weise kann die Regel, die ich mit Beyspielen erläutere, hoffentlich an den meisten Oertern befolget werden. Man sieht nämlich, daß einige gute Wirthinnen aus wollen und fláchsen Garn, das sie selber, ihrer Versicherung nach, ganz wohlfeil und dauerhaft, und der Aussicht nach ganz gut färben, vom Leinweber Zeuge fertigen lassen, die der ganzen Familie zu häuslichen Kleidern dienen, meinem Urtheile nach gut genung aussehen, recht sehr dauerhaft seyn, und nicht mehr baare Ausgabe als für etwas Farbe, das Weber- und etwas geringes Schneiderlohn, falls es die Handwerker nicht an Naturalien verlangen, kosten sollen. Hiemit muß bey einer zahlreichen Familie sehr viel Geld geschont werden. Bunte Leinwande sieht man häufig besonders in den Ländern, wo Kattun zu tragen verbothen ist, und wo es unverbothen; wo aber stets eine dürftige Casse ist, auch da möchte es sehr vorträglich seyn, diese dauerhaften und

zur ländlichen Lebensart sehr passenden Zeuge mit geringen Ausgaben selbst fertigen zu lassen, und grosse damit zu ersparen. Auch habe ich ein ziemlich einfach, kleines, beynahe selbst gefertigtes Gestell auf dem Lande gesehen, worauf ohne Kunst und Zeitaufwand ganz bequem alle der linnen Band, weiß und bunt, nach Belieben, gemacht wurde, den man in der Haushaltung nöthig hatte. Ich wünschte, daß dies geringe Werkzeug mehr bekannt seyn, mehr gebraucht werden möchte.

Mehr will ich zur Erläuterung der Regel nicht erzehlen. Wer es fühlt, daß sein Wohlstand erfodere, die baare Ausgabe zu mindern, kann sich nun in seinen häuslichen und seines Orts Umstände weiter umsehen, und die bequemsten Einschränkungen machen, da, auch bey guter Einnahme, vielleicht sein ganzer Wohlstand darauf ankommt, die baaren Ausgaben zu mindern. Wem es ein Ernst ist, wundert sich noch wol, mehr zu finden, was ohne alle oder mit viel geringerer Ausgabe anzuschaffen ist, als er vermuthet hat. Ich lasse manches besondere Hinderniß gelten, warum diese oder jene Ausgabe sich nicht abstellen lasse; aber ich zweifle an einer Lage, worin sich gar keine abstellen, und die Armuth gar nicht vermeiden liesse.

Männer, die auf schlechten Stellen einen Wohlstand behielten, der sie vor Verachtung bewahrte, hatten es sich vom Anfange an zum Gesetze gemacht, als Landleute zu leben, und sich von den Moden der nächsten Stadt nichts, was über ihre Einnahme stieg, vorschreiben zu lassen. Dies hat nun freylich nicht immer den Beyfall der Stadtleute, die zwischen Beobachtung jeder Mode und Verbauern keinen mittlern Zustand gelten lassen, der doch aber gewiß statt hat, und in der Lage dieser Männer Klugheit ist. Ich glaube nicht, daß man

von

von Leuten, die auf dem Lande wohnen, fodern könne, sich in ihrer ganzen Lebensart nach den Gebräuchen der nächsten Stadt zu richten. Wer es fodert, wird wol erst seine Berechtigung dazu erweisen, und darthun müssen, daß es mit der Verwaltung einer Landwirthschaft verträglich sey, sich in allen Dingen städtisch zu betragen. Ich bin zwar hierin befugter Richter nicht, meyne aber, daß die feine Welt schon lange denen, die auf dem Lande leben, eine gewisse Befreyung vom Joche der Mode zugestanden, und verstattet habe, hier weniger Ceremoniel zu beobachten, mehr Bequemlichkeit zu geniessen, und nach den Umständen der Haushaltung sich freyer zu richten. Und nach dieser Erlaubniß lebt man nicht bäurisch, wenn man sich auf dem Lande nicht gleich kleidet, wie es seit 14 Tagen in der Stadt aufgekommen, noch nicht bäurisch, wenn man gleich das und auf die Weise seinen Gästen nicht vorsetzt, was und wie mans seit kurzem in der Stadt thut, und noch nicht bäurisch, wenn man auch den neuen Hausrath noch nicht angeschafft hat, oder gar nicht anschafft. Es giebt allerdings zwischen den ganz feinen Sitten der Stadt und den ganz groben Sitten des gemeinen Landmanns noch mehr denn eine Stuffe, auf welcher man, ohne Verachtung zu verdienen, stehen kann, und auf welcher man von Männern, die nach dem blossen Schnitte des Rocks und nach gewissen Modewendungen nicht urtheilen, am liebsten gesehen wird. Der Landprediger, welcher den äusserst feinen Stadt- oder gar Hofmann machen will, setzt sich leicht in den Verdacht, ein guter Landprediger nicht zu seyn. Man hat inzwischen nichts dawider, daß sich der bemittelte Mann, oder der ein von den einträglichsten Stellen bekleidet, der Stadt mehr, und so viel nähert, als es mit den Verdiensten, denen er nachjagen soll, bestehen kann; es muß aber keine Foderung daraus gemacht werden, daß jeder Landprediger so leben solle.

Der

Der, welchem ein Platz zu Theile geworden, auf welchem es Kunst ist sich mit den Seinigen satt zu essen, und unterscheidend vom gemeinen Landmanne zu kleiden, der handelt sehr klüglich, wenn er die Erlaubniß, auf dem Lande anders, als in der Stadt zu leben, nutzt, und damit einen Wohlstand erhält, der ihm die Verdienste in seiner Lage nicht sperrt, sondern öffnet. Besser, da zu gelten, wo man gelten muß, oder unnütz ist, als da verachtet zu seyn, um einige Jahre in der Stadt ganz städtisch, und nachher gar nicht mehr erscheinen zu können.

Wer es besser haben kann, braucht mich nicht zu hören; andern aber rathe ich, bey ihrem Berufe aufs Land sich nicht durch Aufwand für feinen Hausrath zu entblössen. Es giebt Pfarrhäuser, worin ein hohes, breites, oder sonst gutes Stück sich nicht einmal anbringen läßt, und die werden die Sparsamkeit darin bey jedermann, auch dem städtschen Tadler, entschuldigen. Feine, leicht zerbrechliche Sachen, und solche, die vom Staube, von der Sonne und vom Ungeziefer sehr leiden, gehören kaum auf eine Landpfarre. Das Gesinde weiß sie weder zu schonen noch zu nutzen, und zum fleißigen Fegen und Reinigen fehlt es oft an Zeit. Hier muß im Nothfall auch das sogenannte Putzzimmer Früchte in Verwahrung nehmen, oder ihnen wenigstens den Durchgang erlauben; hier kann der Staub, die Maus, die Motte, das Huhn nicht so abgehalten, hier dem Strale der Sonne nicht aller Orten ein Vorhang vorgezogen werden. Auch in guten Landhäusern wohlhabender Männer findet man häufig manchen Hausrath weniger geschont, mehr beschädiget, und nicht immer passend genung zu einander. Ein junger Landprediger thut daher wohl, nach Beschaffenheit seines Hauses sich nur aufs nothdürftigste mit dauerhaftem und solchem Hausrathe zu versorgen, der nicht einen beträchtlichen Verlust verursacht, wenn er zerbrochen,

chen, oder sonst beschädiget wird; ehe er an Ort und Stelle kommt kann er von denen, die nur einen Sack voll Korn anzugreifen, zu laden und zu fahren verstehen, schon zerbrochen oder beschädiget seyn. An den allermeisten Oertern kann man nach und nach von eigenen und zuverläßigen Materialien manches ganz wohlfeil selbst fertigen lassen; wenn man einer Stadt nahe wohnt, manches, das eben verkauft wird, viel geringer erstehen, als wenn man es zur Stunde haben will; und wenn man weit von einer Stadt wohnt, kann man vieles gar entbehren. Da nun der Anzug aufs land und die Einrichtung der Wirthschaft ohnehin ein kleines, zuweilen ein beträchtliches Capital erfodert: so ist wenigstens auf einer kleinen Pfarre zur Erhaltung des Wohlstandes oft gar nöthig, daß die Ausgabe für entbehrlichen Hausrath vermieden werde. Hätte sich der baldige Verfall mit Ersparung dieser Ausgabe abwenden lassen, so wäre sie sehr verschwendet. Den Wohlstand des Predigers beweisen theure und moderne Meublen nicht, man findet ihn oft da, wo ihn die Verzierung des Hauses nicht ankündiget, wie diese vorzüglich gemißbilligt wird, wenn sie an einer Stelle, und in allen übrigen Mangel ist. Billig sollte erst aller Bedacht auf die Brodt schaffende Einrichtung des Hauswesens genommen, und mit der Zeit bey verbesserten Umständen erst auf eine anständige Verzierung gesehen werden.

Man wird es keinem landmanne verdenken, wenn er seinen Tisch bloß mit den Producten seiner Wirthschaft, wie die auf einander folgen, besetzt, und wenig dazu aus der Stadt kommen läßt. Hier, wo das eine und das andere gekauft werden muß, machts nicht vielen Unterscheid, ihn immer so zu besetzen, wie es die jedesmalige Mode mit sich bringt. Dieser Mode braucht man sich aber auf dem Dorfe nicht zu unterwerfen, man

kann

kann ihr vielmehr die Sitte seines Dorfs entgegen stellen und behaupten, sie wolle, daß der Landmann von demleben solle, was ihm seine Gegend jedesmahl darbeut. Daß man hiemit gegen seine Hausgenossen und bey allen unvermutheten Besuchen bestehen könne, hat weniger Zweifel, als daß ein jeder Hauswirth damit bestehen wolle. Wer bis zum Anzuge aufs Dorf in Städten gegessen, und sich ganz daran gewöhnt hat, muß sich eine nicht jedem leichte Ueberwindung anthun, wenn sein Tisch sehr verändert werden soll. Ich weiß daß diese Ueberwindung zu sauer geworden, die städtsche Mahlzeit fortgesetzt, und über die geringe Einnahme sehr geklagt ist, und möchte daher wol, daß der junge Mann nicht so unbekannt mit ländlicher Kost, mit welcher er sich dereinstens nähren, oder anderswo leiden muß, aufgezogen würde. Es kann ganz wahr seyn, daß sie dem weichlichern Städter nicht bekommt, wenn er sie ohne anderweiten grossen Nachtheil nur anders haben könnte. Je mehr die Städte fremde Gewächse lieben und zur Gewohnheit machen: desto schlimmer ists für den Landmann, der sich auch daran gewöhnt, aber kaum so viel baares Geld einnimmt, als sie kosten. Sich davon zu entwöhnen, seinem Magen einige Gewalt anzuthun, der Mode den Gehorsam aufzukündigen, und einige Vorurtheile und Einwendungen zu verachten, ist indeß ein Entschluß, den ich zu befordern nicht beredt genung bin, wenn ihn der eigene Verfall und das Verdienst, durch sein Beyspiel seinen Ort von einem verderblichen Aufwande abgebracht zu haben, nicht befordern können. Ich kann nichts als bitten, überzuschlagen, ob eine geringe Landpfarre, ohne andern Zufluß, die beträchtliche baare Ausgabe, welche fremde Gewächse erfodern, auch hergeben kann, und zu überlegen, ob Wohlstand mit seinen frohen Folgen zu haben es werth sey, darüber von der Mode zu weichen.

Die Kleidung der Stadt und des Dorfs sind billig verschieden. Man geht dort reinlicher, seltner, und unter mehrerm Schutze, man arbeitet reinlicher, weniger angestrengt, und selten in freyer Luft, man wird mehr von solchen gesehen, vor welchen man in dem neuesten und anständigsten Aufzuge erscheinen soll, und man kann sich mit keiner Unwissenheit, wie man sich itzt trage, entschuldigen. Alles anders auf dem Lande. Hier erlauben die Witterung und die Strasse weniger kostbare und feine Kleidung, hier verstattet die Arbeit, und was ihr anhängt, daß man sich mit stärkerm, weniger empfindlichem und bequemern Zeuge versieht, hier wohnen entweder keine Leute, oder man sieht sie selten, welche nämlich den Zwang jeder geänderten Mode auflegen könnten oder wollten, und hier kann man die Unwissenheit, wie dies und das itzt in der Stadt aussehe, mit allem Rechte behaupten. Wer von diesen Umständen des Landlebens den Gebrauch machen will, den er ganz unverachtet davon machen darf, kann von dieser Seite recht vieles schonen. Ich habe, wie schon da gewesen, nichts dagegen, daß jeder Wohlhabender es mache, wie ers ausführen kann; ich möchte aber gern, daß es nicht für unvermeidlich gehalten würde, alles, was sich auf einer kleinen Stelle von baarem Gelde nur zusammenbringen läßt, an die entbehrlichsten Kleidungsstücke zu wenden, und sich durch diesen und andern eben so unnützen Aufwand in Schulden zu bringen. Man kann sich in allen Auftritten kenntlich kleiden, ohne vieles daran zu wenden, kann manches hievon ganz wohlfeil, wovon schon einige Fälle angeführt sind, anschaffen, kann manches Kleidungsstück sicher ganz entbehren, und kann die meisten, wie sie zuerst zugeschnitten waren, behalten, ohne sie der kürzenden Scheere der Mode einigemale preis zu geben. Leute, die diesen Aufwand füglich bestreiten können, behaupten, diese Bequemlichkeit, sich wohlfeiler und nachläßiger zu tragen,

müsse

müsse dem Mangel anderer Beqemlichkeiten, die die Stadt giebt, mit ersetzen, und die grössere mit dem Landleben verbundene Mühe berechtige zu Vortheilen und Vorzüge anderer Art; das Landleben sey eine unverdiente Strafe, der man entfliehen dürfte, wenn man im zu engen oder zu weiten städtschen Staate das Feld bauen und des Viehes warten sollte.

Es mag ein seltner Fall seyn, daß sich ein Dienstbothe auf dem Lande zu der Bedienung gewöhnen läßt, die das Gesinde in der Stadt der Herrschaft leistet. Die sie nun durchaus selbst zu bedürfen, oder ihren Gästen verschaffen zu müssen glauben, halten einen Dienstbothen aus der Stadt. Man gönnt es denen, die es können; wo aber die Einnahme ziemlich selten ist, da glaube man ja nicht, daß dies nöthig sey. Diese Leute haben so viele Arbeit auf dem Lande nicht, und können oder wollen in der Landwirthschaft so viele Dienste nicht leisten, daß sie ihr Lohn und Brodt verdienten, sie wollen ihren Lohn für die Gefälligkeit, auf dem Lande zu dienen, nicht gering und nicht in Naturalien zum Theile, sondern in baarem Gelde, das oft eine so rare Materie ist, haben, und wollen dem Gesinde vom Lande so weit vorgezogen werden, daß die Herrschaft täglich Streitigkeiten beyzulegen, und endlich Mühe hat, gutes Landgesinde in Dienste wieder zu bekommen. Es ist wahr, daß Leute aus der Stadt über den ungewohnten Aufzug und die unfeine Bedienung von einem Bauermädchen oft lächeln; aber wol nicht wahr, daß ein Landprediger darüber verächtlich werde, oder werden könne, wenn er auf einer schlechten Pfarre, die es durchaus nicht abwirft, zur bessern Bedienung seiner etwanigen Gäste aus der Stadt ein Mädchen von daher hält. Es ist wahr, daß es darin einer Dorfdirne vorgeht; aber gewiß auch sehr wahr, daß man doch recht gut fertig werden kann, und um ei-

nes

nes so geringen Vortheils willen sein Fortkommen nicht aufhalten muß. Eines Landpredigers Tochter wird ein bey geringer Einnahme zu kostbares Gesinde nie verlangen.

Bey der Landwirthschaft ist es keine Schande, auch kleine Vortheile zu beachten, und kleine Ausgaben zu vermeiden. In der Stadt ist man freylich nicht Kaufmann, da könnte es für unanständig gehalten werden, verkaufen zu lassen, was man z. B. von seinem Garten und Federviehe übrig hätte. Diese Vorstellung bringt mancher junge Mann aus der Stadt mit aufs Land, und siehts für unausstehlich an, seinen dortigen Bekannten den Ueberschuß seiner Wirthschaft zu Kaufe anstellen zu lassen. Der Landwirth soll aber durchaus Verkäufer seyn; denn woher wollte man in den Städten seine Bedürfnisse nehmen, wenn er nur für sich allein ziehen und bauen wollte. Ich habe junge Landprediger zweyerley einwenden hören; sie sagen, der Bauer darf und muß verkaufen, aber der Pastor nicht. Ich antworte: der Pastor verkauft auch nicht, sondern der Landwirth; beyde Geschäfte lassen sich sehr glücklich vereinigen, eins kann das andere befordern, der Pastor ist öffentlicher Landwirth; der vornehmste Edelmann, der reichste Beamte sind ohne alle Zurücksetzung Verkäufer ihrer Producte. Sie sagen weiter, der Verkauf in Grossem mißkleide nicht, aber der keine Handel in Körben für Groschen und Pfenninge — Auch der, antworte ich, wird von den größten Gütern getrieben, und kann mit vielen Dingen nicht anders als in Kleinem getrieben werden; Gartengewächse, Eyer, Butter, Flachs und dergleichen kann und will der Städter größtentheils nur in Kleinem kaufen. Und dies ist bey vielen Pfarren der einzige Verkauf. Wie wollte hier die Haushaltung bestehen, wenn mans für zu klein hielte, bey Groschen und Pfenningen zu verkaufen! Es

trägt

trägt sich indeß zu, man verachtet diese wöchentliche Einnahme, und klagt nachher laut, man könne hier kein Brodt haben. Da es nun der Magd nicht vor dem Kopfe steht, daß ihre Waare auf der Pfarre gesammlet ist, es auch auf keine Weise unanständig seyn kann, und auf mancher Pfarre ganz unumgänglich zum Auskommen gehört, Kleinigkeiten an den Markt zu schicken: so wollte ich wol rathen, die Aufmerksamkeit auf Kleinigkeiten nicht für zu klein zu halten, und sich an jedem Orte die Vortheile, welche er hat, zu Nutze zu machen. Andere, grössere lassen sich nicht herziehen; söllte es klug seyn, lieber zu darben, als aus der Nahrungsquelle, die da ist, zu schöpfen, weil nur mit Löffeln daraus geschöpft werden kann?

Häufiger findet sich indeß die unbeachtete kleine Ausgabe als ein Hinderniß des Wohlstandes. Man achtet den Groschen nicht, weil er nur ein geringer Theil vom Thaler ist, giebt ohne alle Nothwendigkeit einen nach dem andern aus, und kauft nach und nach hundert Kleinigkeiten jede nur für einige Groschen; rechnet aber nie zusammen, wie viele Thaler aus diesen unnütz ausgegebenen Groschen entstehen. Bey diesen beständigen kleinen Ausflüssen kann sich nie eine Summe sammlen, und sie wird daher geliehen, wenn sie nöthig ist, oder man sucht zu entbehren, wozu sie gehört. Man will bemerkt haben, daß ein Landprediger aus der Stadt leicht in Gefahr sey, diesen Fehler zu begehen, weil er aus seinen vorigen Umständen gewohnt wäre, die Hand immer in der Tasche zu haben, und weil seine itzige Einnahme fast aus lauter Kleinigkeiten bestünde, die man, weils eine Kleinigkeit wäre, auch leicht wieder laufen liesse, und zum Vorrathe zu legen nicht bedeutend genung hielte. Es mag wol so darum seyn, und die guten Wirthe können leicht Recht haben, wenn sie behaupten, die größte

Haus

Haushaltungskunst sey, das Nothwendige von dem Entbehrlichen zu unterscheiden, sich den Ankauf von diesem selbst versagen, und zu jenem aus eitel Kleinigkeiten sammlen zu können. Man sieht Leute nicht hervor- sondern zurückkommen, die gute Einnahme haben, und keinen einzigen eigentlichen Aufwand machen, vielleicht deswegen zurückkommen, weil sie in kleinen Ausgaben verschwenden, so wenig dies auch Verschwendung zu seyn scheint. So viel weiß ich gewiß, daß geringe Dorfpfarren keine Verschwendung in kleinen Ausgaben verstatten.

Eins der größten Hindernisse des Wohlstandes und der Zufriedenheit auf dem Lande ist der Verlust durch die Hand des Diebes. Was in Jahren mit Ueberlegung und Einschränkung gesammlet ist, kann ein nächtlicher Ueberfall auf die unangenehmste Weise rauben. Bey dem Wunsche, Wohlstand unter Männern zu sehen, die ihn zu allerley Verdiensten bedürfen, habe ich auf die Vorkehrungen in den Häusern geachtet, die gar keinen oder nur einen vergeblichen Angriff erfahren haben, und es ist hoffentlich nicht unnütz, sie jungen Landpredigern mitzutheilen, die wenn sie aus der Stadt kommen, entweder zu sicher oder zu blöde sind, und damit ihrem Wohlstande oder ihrer Gesundheit schaden.

Man muß auf dem Lande nie für einen reichen Mann angesehen seyn wollen; dies machen bedächtliche Landwirthe zur vornehmsten Regel. Die meisten Pfarrhäuser sind mit so vielen beherzten und starken Leuten nicht besetzt, daß man einer kühnen Diebesbande widerstehen könnte, nicht so belegen, daß die Hülfe des Dorfs leicht zu haben wäre, und nicht so verwahrt, daß der Dieb keinen Eingang finden sollte. Man hält sich also gegen eine starke, verwegene Bande, dergleichen ehemals Nickel List anführte, auf keine Weise gedeckt, und weiß

nichts,

nichts, sie zu entfernen, als dies, daß man für einen reichen Mann nicht gehalten wird. Banden pflegen sich, nach der Geschichte, um einige Kleidungsstücke und ein Paar silberne Löffel nicht zu bemühen, die suchen Geldsummen oder Kostbarkeiten. Ist man nicht in dem Rufe, Capitalien, häufiges Silbergeräth und dergleichen bey sich liegen zu haben, so ist man für sie schon sicher. Daß es dergleichen in unsern Zeiten gar nicht mehr gebe, ist wol wider die Erfahrung; lieber will ich zugeben, daß sich Banden, die eigentlich Profeßion von der Dieberey machen wollen, in unsern Zeiten so lange, wie sonst, nicht möchten halten und verbergen können. Es ist wenigstens unsicher darauf zu rechnen, daß es keine Banden geben könnte; denn was würde es dem Bestohlnen helfen, wenn die Diebe auch schon kurze Zeit nachher betroffen und bestraft würden! Die wenigen bemittelten Landprediger handeln daher immer am vorsichtigsten, wenn sie von ihrem Vermögen nicht laut reden, nie grosse Summen im Hause haben, und sich kein Silbergeschirr anschaffen, oder das, was sie haben, nicht zeigen, wenn sie keine Gelegenheit haben es in der Stadt in sichere Verwahrung zu geben. Bey der nicht ungegründeten Gefahr eines Ueberfalls kann diese Ueberwindung kaum schwer ankommen. Das baare Vermögen läßt sich ohne Zweifel in allen Ländern leicht belegen, und mancher ehrliche Landmann in aller Stille damit aufhelfen und retten. Wissen es Leute auszurichten, daß sie für reich gehalten werden, wenn sie es nicht sind: so wird ja auszurichten stehen, daß man nicht für reich gehalten wird, wenn mans ist.

Indeß lebt man auf dem Dorfe ohne allen Ruf von Vermögen doch in Gefahr, beraubt zu werden, weil es, leider! immer noch Gesindel giebt, das mit einer kleinen Beute zufrieden ist. Die Entdeckungen, welche zu-

weilen

weilen gemacht werden, lehren, daß bald ein im Dorfe selbst oder in der Nachbarschaft wohnender Tagelöhner, bald ein sehr unverdächtiger Handwerker, und bald ein Umherstreicher unter allerley Vorwande Einbrüche wagen. Es sind gewöhnlich die Kleiderschränke, Küchen- und Vorrathskammern, auch die Viehställe, worauf die Angriffe geschehen. Ob sie nun gleich nicht arm machen, und mit keiner Mißhandlung begleitet sind: so stehen sie doch, zumal wenn sie einigemal erlebt werden, dem Wohlstande sehr im Wege, und es ist ein vorzüglich unangenehmer Verlust, den man durch die Hand des Diebes leidet. Man hat Erfahrungen, daß mancher Landprediger öfter angegriffen wird, und ein anderer in der Nähe wohnender immer verschont bleibt, obgleich dieser eher für wohlhabend gehalten wird, als jener, und das verschonte Haus die Hülfe des Dorfs nicht näher hat, als das bestohlne. Ich habe billig gefragt, wie das kommen möge? Die Liebe und Achtung, die der eine mehr als der andre haben mag, könnten höchstens den Dieb in seinem Dorfe abhalten, ihn zu bestehlen, werden aber schwerlich den fremden Dieb und Landstreicher zurückhalten, und ich würde dieses bey dem, der stehlen kann, kaum glaublichen Hindernisses gar nicht einmal erwehnen, wenn ich nicht einigemale die Vermuthung von Bauern gehört hätte, der Mann, welcher öfter beraubt wird, möchte wol, weil er mißfiele, beraubt werden. Ohne Zweifel sind es, ausser dem Schutze Gottes, die möglichst besorgte Festigkeit des Hauses, die Vorsicht, und der Muth der Leute, die gegen diese kleinen Diebe sichern. Es hat vielleicht einigen Nutzen, hierüber noch ein Paar Worte zu verliehren.

Ich habe hie und da gefunden, daß alle Thüren zu den Schlafstellen inwendig gut verwahrt, und alle Thüren der Zimmer, wo niemand schlief, auswendig befe-

sti-

stiget waren. Jenes bestand hauptsächlich in einem Riegel an dem Pfosten, der über die Thür greift, und draussen nicht gesehen werden kann, auch fester sperrt wie der, den man an die Thür schlägt, und durch eine Krampe schiebt. Man sagt, List wäre diesen Riegeln spinnefeind gewesen. Zugleich war verhütet, daß diese Thür ohne Griff war, und inwendig aufging, damit sie von aussen nicht vermacht, und also niemand eingesperrt werden konnte. Die Unvorsichtigkeit, Thüren vor den Schlafstellen zu haben, die draussen zugehängt, zugebunden, oder leicht verrammelt werden konnten, soll schon öfters ein Dieb gemißbraucht haben. Die übrigen Thüren, hinter welchen niemand schlief, konnten alle von aussen zugehängt, oder sonst vermacht werden, damit der in ein Zimmer einsteigende Dieb nicht weiter kommen, nichts weiter, als was auf dem Zimmer war, greifen konnte. Ist nun auf denen, die am abgelegensten und am ersten in Gefahr sind, nichts, was sich unbeschädigt aus dem Fenster werfen läßt: so steht freylich wenig zu verliehren. Ja, man will sogar versichern, daß man auch hier Sachen, die wegzubringen stünden, aufbewahren könne, weil jeder Dieb Hauseskunde habe, und nicht leicht einbräche, wenn er wüßte, daß er keinen weitern Ausgang als Eingang habe, weil ihm bange sey, daß der Eingang gesperrt werden möchte. Der Hausvater, sagt man, der die gehörige Aufsicht auf die Thüren, ihre inwendigen Riegel und auswendige Sperrung wende, habe vieler Gefahr männlich vorgebeugt.

Der zweyte Weg des Diebes ist die Wand, die er durchbricht, der gewöhnliche Weg in die Küche; ein Weg, den man ihm vermachen könnte, wenn die untersten Wände mit Bohlen, besonders eichenen, inwendig beschlagen wären. Da dies aber in den wenigsten Häusern zu erlangen stehen wird, so erschwert man diesen

Weg, wenn die untern Wände entweder mit sehr schweren Sachen, die die durchgreifende Hand wol stehen lassen muß, oder mit hölzernen und irdenen Geräthe, das nothwendig herabgeworfen werden und poltern muß, besetzt. Mit bedächtlicher Stellung einiger Kasten zu Spreu und anderm Viehfutter, einiger Tonnen voll Wasser oder Spühlig, einiger Tubben, Eimer, Milch- und Küchengeräthe lassen sich alle untern Wände so sichern, daß nicht leicht ein Dieb zu seinem Zwecke kommt. Schon eine festgemachte Bank vor den Wänden her, die leicht erbrochen werden könnten, macht das Durchdringen sehr schwer. Ist nun, nach obiger Vorsicht mit Sperrung der Thüren, der Dieb durchaus hier eingeschlossen: so muß er schon alles, was nicht durch seine gemachte Oeffnung geht, stehen lassen. Wie man mir denn versichert hat, es sey bey dieser Besetzung der Wände noch von keinem Diebe gewagt, und noch keinem gelungen, hier durchzudringen.

Man findet häufig auf dem lande die untere Fenster mit eisernen Stangen verwahrt, aber nicht so häufig die Stangen so dicht, daß durchaus niemand durchschlupfen könnte. Ich bin erstaunt zu sehen, wie schmal der Raum war, durch welchen sich ein breitschultriger Kerl gearbeitet hatte. So dichte und so dicke Stäbe, die keinen menschlichen Körper durchlassen, und aller menschlichen Gewalt widerstehen, werden schwerlich wohlfeiler als eine hölzerne Klappe oder lade vor dem Fenster seyn. Diese schützt aber, wenn sie inwendig sitzt, und nur einigermassen verwahrt ist, viel mehr, als die Stangen, weil das Fenster durchaus hinderlich ist, Gewalt dagegen zu gebrauchen, und weil sie die Gewalt, die sie leidet, gemeiniglich lauter verräth, und ehe weckt. Ueberhaupt ist sehr zu Fensterklappen zu rathen, die inwendig angebracht sind. Die auswendigen kann man

sel-

selten im Zimmer öffnen, und ist damit selbst einge= sperrt, die kann der Dieb draussen genauer untersuchen, und sich ihre schwache Seite zu Nutze machen, und bey der kann eine grössere und doch stillere Gewalt angewandt werden; man hat sie wenigstens erbrochen gefunden, oh= ne daß davon jemand wach geworden, und starke äussere Klappen erbrochen gefunden, da niemand einen Fall wissen will, daß ungleich schwächere inwendige aufgeris= sen, oder nur stark angegriffen wären.

Die Pfarrhäuser, welchen Scheure und Ställe an= gehängt sind, pflegen so viel Eingänge zu haben, als überhaupt Thüren da sind, und hier ists kaum möglich, dem Diebe den Einbruch nur einmal zu erschweren, ver= wehren, kann man ihn gar nicht. Ausser dieser unan= genehmen Lage in einem Hause, dessen Eingänge sich übersehen und sperren lassen, wird der Wirth doch nö= thig haben, so oft, bis er weiß, daß es seine Leute nicht mehr vergessen, selbst zuzusehen, ob Thüren, Wände und Fenster verwahrt sind, wie sie es seyn sollten. Man kann kaum sagen, daß man gehörige Vorsicht zur Er= haltung des Seinigen angewandt, wenn man die Nach= sicht nicht selbst angestellt hat. Verschiedene Erfahrun= gen haben besonders die Aufmerksamkeit auf Thüren und Fenster in der ersten Dunkelheit empfohlen. Man erfüllt eine Hausvaterspflicht, wenn man vor dem Schla= fengehen alles selbst nachsieht; sie hat aber oft nichts ge= holfen, wenn man nicht früher das Sperren der Thüren und Fenster besorgt hat, weil sich gefunden, daß sich der Dieb in der Dämmerung in eine offene Thür oder Fenster geschlichen, und bis zur Mitternacht im Hause verborgen hatte. Diese nicht seltnen Fälle empfehlen da= her die Sorgfalt, die Fenster zeitig gegen Abend zu schliessen, den Thüren eine Glocke oder ein anderes Ge= räusch anzuhängen, und darauf zu halten, daß sie zuge=

macht werden, so bald die Dämmerung eintrit. Auf einen Dieb dieser Art fällt der Verdacht, daß er Hauses Gelegenheit sehr gut inne hat; da man nun auf dem Lande gemeiniglich das Gesinde öfter als in der Stadt ändern muß, und daher in 20 Jahren viele Leute im Brodte gehabt haben kann: so gebe ich dem Hauswirthe Recht, der mit allen seinen Leuten fast wöchentlich einmal vor dem Schlafengehen sein Haus, wo es nicht immer verschlossen war, durchsuchte, und behauptete, dies sey das sicherste Mittel, abzuwenden, daß sich kein Dieb einschleiche, weil keiner von den ehemaligen Dienstbothen, die alle diese seine Gewohnheit wüßten, es wagen würde, und weil es durch dieselben so weit auskäme, daß sichs aus dem Dorfe und der Nachbarschaft gewiß keiner unterstünde; erlebt hat ers wenigstens nicht, und es kann gar wol seyn, daß ihm diese öftere Haussuchung gesichert hat.

Es trägt sich aber auf dem Lande fast nicht viel seltener zu, daß man am hellen Tage bestohlen wird, oder der Dieb wenigstens bey Tage ins Haus kommt; und man muß sich darüber weniger wundern, als darüber, daß es nicht noch öfter geschieht, weil im Sommer auf den Dörfern fast niemand eine Thür zuzumachen pflegt, als etwa der Pastor. Und der thut sehr wohl daran, auch seine Leute dazu zu gewöhnen, weil sich mit dieser kleinen Mühe oft grosser Schaden im Hause und auf dem Hofe abwenden läßt. Es steht nicht zu ändern, daß manchen Tag fast alle Leute auf dem Felde sind, und an solchen Tagen pflegen die Bauerhöfe eben so leer von Menschen zu seyn. Dies sind die Tage, an welchen sich der Dieb einschleicht, wenn der, welcher allein im Hause, vermuthlich bey Geschäften ist, nicht sorgfältig die Thüren und Fenster in acht nimmt. Da es gemeiniglich die Wirthinn oder eine alte Magd trifft, das Haus zu hüten: so

so ist um so vielmehr anzurathen, daß sie alles um sich her sperrt, und den Unbekannten aus dem Fenster abfertiget, weil er, wenn er ins Haus kommen kann, doch Schrecken zu verursachen pflegt, im Fall er auf Schaden nicht ausgeht. Am öftersten findet man das Haus leer, wenn Arbeiten im Garten geschehen; es wird nichts besorgt, weil man dem Hause so nahe ist, und man ist doch wirklich so weit wenigstens davon, daß eine böse Hand einigen Verlust, wenns auch kein grosser ist, zufügen kann. Diese Unachtsamkeit aufs Haus am Tage hat, wie einige bekannt gewordene Fälle gelehrt haben, einen Dieb so dreist gemacht, durch eine der Thüren, ein Fenster, auch wol durch eine Commodität einzudringen, sich bey Tage zu verbergen, und bey der Nacht auszupacken. Es steht dahin, ob nicht der Fälle, da man durch Unachtsamkeit am Tage dem Diebe den Eingang so leicht gemacht, eben so viele als derer sind, da er sich ihn bey Nacht hat öffnen müssen. Nach meiner Erfahrung muß ich eben so grosse Vorsicht bey Tage als bey Nacht empfehlen; eine Thür zu sperren, wenn man aus dem Hause geht, ist ja so eine saure Arbeit nicht.

Man hört oft vom Verluste durch des Diebes Hand, wenn kurz zuvor Unbekannte da gewesen, die etwas zu Kaufe oder zum Verwechseln angestellt, oder nur um eine Gabe gebeten, und wenn man so unbehutsam gewesen, sie durchs Fenster oder gar in der Stube selbst sehen zu lassen, was man hat, wo es liegt, und wie es verwahrt ist. Es folgt zwar keinesweges, daß dieser Unbekannte es genommen, aber verdächtig ist es doch, daß es bald nachher genommen ward, und unvorsichtig ist es sehr, daß man auf dem Lande einen Fremden, unter welchen sich doch gefährliche Landstreicher finden, durch Vorzeigung solcher Dinge, worauf er vielleicht ausgeht, zur Lust darnach fast reitzt, und es ihm nicht erschwert,

die Gelegenheit selbst abzusehen, wie er derselben habhaft werden könne. Die Vorsicht gebiethet dagegen, die Fremden, unbekannte Bettler, oder Verkäufer und Verkäuferinnen, die dem Gesindel, wozu sie gehören, Hausesbeschaffenheit beschreiben sollen, und als weniger gefährlich, weniger verdächtige, leichter zu dieser Einsicht gelassen werden, nicht ans Fenster, sondern an die Thür zu gewöhnen; eine sorgfältig verwahrte Hausthür kann man sie sehen lassen; was in der Stube ist, und wie man ihr Fenster geschützt hat, müssen sie nicht sehen. Es mag ein seltner Fall seyn, daß von unbekannten Verkäufern ächte Waare mit Vortheil gehandelt wird; daß Landleute betrogen werden, findet sich oft genung, es ist daher in den allermeisten Fällen ein so unsicherer Handel sehr zu widerrathen. Beliebt man ihn aber, so kann er ja draussen, oder in der Gesindestube geschlossen werden, und wenn man ihn nirgend, als in der Wohnstube treffen kann, so wird doch zu verhüten stehen, daß der unbekannte Verkäufer nicht alles, was und wo mans hat, gewahr wird. Die Fälle sind zu häufig, daß auf die Kenntnisse, die man Unbekannten von seinen Baarschaften, oder andern Dingen von Werth, und deren Aufbewahrung hat nehmen lassen, bald ein Einbruch erfolgt ist, als daß man nicht Verdacht schöpfen, und daher zur Vorsicht mit ihnen sehr rathen müßte.

Bey der gewöhnlichen Einrichtung der Pfarrhäuser auf dem Lande, daß sie drey freye Seiten haben, hat es sich von Nutzen bewiesen, wenn nach allen Seiten hin jemand schläft, wenigstens giebts Erfahrungen, daß auf eine gemachte Veränderung an der ledigen Seite eingebrochen ist, und am ersten eingebrochen wird, wenn die Leute sämmtlich an einer Seite geschlafen, und nicht leicht hören können, was an den andern vorgeht. Man hält es für gut, alle seine Leute in der möglichsten

Nä-

Nähe zu haben, um sich desto nachdrücklicher vertheidigen zu können. Diese Vertheidigung würde aber wenig gegen eine Bande helfen, wenn man das Unglück hätte, von der überfallen zu werden, und es ist gegen einen einzelnen Dieb nicht nöthig, weil der flieht, sobald jemand erwacht, und nicht angreift, sondern sich höchstens wehrt, wenn man sich seiner bemächtigen will. Da nun der Ueberfall von einer Bande nur beym Rufe von grossem Vermögen zu besorgen, der einzelne Dieb aber unter allen Umständen zu fürchten ist, und sich von jedem, der erwacht, verjagen läßt: so sichert es ohne Zweifel mehr, wenn man die Schlafstellen seiner Hausgenossen nach allen Seiten vertheilt. Ein einzelner, besonders eine Magd, wagts zwar nicht gern allein aufzustehen, und das verdächtige Geräusch zu untersuchen, und man kann es auch keinem einzelnen, und ihr am wenigsten zumuthen, weil ein Dieb, ehe er sich erkennen oder gar angreifen läßt, kühn wird, sollte er auch nur dem, der ihm auf den Hals kommt, einen Eimer Wasser über den Kopf schütten; ich erkenne es daher für die bedächtlichste Einrichtung, die mir noch vorgekommen, in jeder Schlafkammer eine Glocke anbringen zu lassen, die in jeder andern Schlafkammer angezogen werden kann, so daß der Hauswirth aus seinem Bette in aller seiner Leute Kammern klingen, und diese wieder ihre Herrschaft und die übrigen Hausgenossen von ihrer Schlafstelle wecken können. Wer nun zuerst etwas verdächtiges hört, weckt das ganze Haus, und dessen gemeinschaftliche Erscheinung wird kein Dieb erwarten; ohne Zweifel wird ihn die erste Glocke gleich in die Flucht jagen. Ich halte von dieser Vorsicht sehr viel, die leicht, was sie kostet, schon durch die Ruhe wieder vergütet, bey schleuniger Feuersgefahr und Krankheit die Hülfe befördert, und zugleich dient, schläfriges Gesinde zur rechten Zeit zur Arbeit zu wecken.

Es

Es giebt Zeiten und Gegenden, da man von Diebereyen mehr als sonst hört. Hier muß sichs der Hausvater nicht verdriessen lassen, einige Stunden länger als seine Leute wach zu bleiben, und vor dem Schlafengehen das Haus durchzusuchen. Der draussen etwa schon auflaurende Räuber wird leicht muthlos, wenn er das durchs Haus gehende Licht gewahr wird, am ersten aber muthlos, wenn man ein sicheres Nachtlicht irgendwo anzündet, und brennen läßt. Er muß glauben, daß bey diesem Lichte jemand schläft, oder arbeitet, und der mit dem zweyten Lichte in der Hand von hier weggeht, ist in seinen Gedanken die zweyte wache Person, auf deren beyder Einschlaf er warten, und darüber die Zeit des Einbruchs versäumen muß. Der Hausvater thut wohl, diese Vorsicht seinen Hausgenossen zu verbergen, damit sie nicht auskomme, und bleibe was sie seyn soll, ein Irremachen des Diebes. Die Unterhaltung eines schwachen Lichts, das nur ein paar Stunden zu brennen nöthig hat, ist nicht kostbar. Nach zwey Uhr hat sich der Dieb müde gewartet, und steht schon der Dröscher, und wer nach der Stadt fährt, wieder auf. Und wer gern studiert, wird es auch so unbequem nicht finden, zuweilen einmal einige Wochen bis zwölf Uhr recht ungestöhrt zu lesen.

Der Muth der Hausgenossen, den ich oben als einen Schutz gegen einzelne Diebe genannt, ist mir nicht die Entschlossenheit den Räuber anzugreifen, und fest zu machen, als in welchem Sinn er sehr selten seyn, und schwerlich einzuflößen stehen wird, sondern bloß die Herzhaftigkeit, nicht jedes Geräusch als einen Spuck zu fürchten, und vielmehr zu glauben, daß es ehe von einem Menschen herrühre. Fälle beweisen, daß vielleicht die meisten Diebe vom Gesinde gehört werden, ihre unbesonnene Furcht vor Gespenstern aber drückt es unter das Deckbette, und der Dieb kann ungestöhrt nehmen, was

er

er findet. Der Landprediger wird nun zwar auch schon als Lehrer gegen diese Furcht reden, die ihm als Hausvater gar nachtheilig werden kann, sie scheint aber auf dem Lande, besonders in manchen Gegenden, noch Jahrhunderte leben zu wollen. Er rede gegen sie öffentlich und bey Gelegenheit mit Weisheit und Ernst, und thue was er kann, daß sie nicht auf die Kinder fortgepflanzt werde, und bey ihnen einwurzele; glaube aber nur nicht, daß er sie schon vertrieben habe, wenn man sie gegen ihn nicht mehr erwehnt. Vor meinen Ohren hat mehr wie einmal ein feinerer Landmann andere von Erzehlung der Gespenstergeschichte mit den Worten abgehalten: schweigt hier davon, die Pastoren glauben so was nicht. Als Hausvater erwarte man wenigstens noch ein Jahrhundert, daß jeder gemeine Dienstbothe jedes nächtliche Geräusch einem Gespenste zuschreibt. Das sicherste, und vielleicht gar einzige Mittel, Nachricht von dem zu bekommen, was sie mit Zittern hören, wird der oben empfohlne Glockenzug seyn, wenn sie im Bette die Linie bequem erreichen können, und auch das Herz, nach der Linie zu greifen, wird ihnen vorher eingesprochen und eingedrohet werden müssen. Bleibt der Hausvater zuweilen allein bis Mitternacht auf, und geht mehr schleichend als dreist durch, ohne es seinen Leuten vorher gesagt zu haben: so erfährt er am ersten, wie aufmerksam und unerschrocken sie sind; die alle seine Bewegungen im Hause verschlafen, oder verschlafen haben wollen, werden vermuthlich auch den Dieb nicht stöhren. Will man demnach etwas auf seine Leute rechnen, so mache mans ihnen sehr leicht, anzuzeigen, was sie hören, und lasse sichs nicht verdriessen, sowol zu erfahren, was sie für einen Spuck halten, als sie zu belehren, daß dies Geräusch hiedurch, jenes dadurch veranlaßt sey, und es vor ihren Augen nachzumachen.

Man

Man wird sich übrigens vermuthlich wundern, daß ich bey Erzehlung meiner Beobachtungen, wie man das Seine gegen den Dieb verwahrt, nicht zuerst, und gar noch nicht einmal der Hunde und des Schießgewehrs erwehnt habe. Nach meiner Erfahrung aber stehen sie allen obigen Hülfsmitteln nach, und leisten wenig. Es kann wol seyn, daß sich ein unbekannter und ungeübter Räuber durch den Hund abhalten und verrathen läßt, der ist aber selten gefährlich, und der gefährliche ist entweder mit dem Hunde bekannt, oder er versteht sonst sein gottloses Handwerk. Man hat Fälle, daß der Dieb, der sich gegen Abend ins Haus geschlichen, den Hund in seinen Winkel mitgenommen, und bey sich behalten, daß er ihn mit dem gefundenen Vorrathe seines Herrn still gefüttert, daß er ihn vorher weggelockt oder vergeben, daß er gestohlen, ohne daß jemand im Hause oder ausser dem Hause den Hund gehört hat. Er leistet andere gute Dienste auf dem Hofe, und ist nicht wohl zu entbehren, gegen den Dieb aber schützt er draussen sehr wenig. In dieser Absicht sind ein Paar kleine Stubenhunde nützlicher. Ich sage ein Paar, weil diese Art Thiere vorzüglich der Laune unterworfen, und gleichsam unaufgeräumt zuweilen sind; hat man ihrer zween, so schlägt doch wol der eine an, und ermuntert den andern mit. Je mehr man sie an sich allein gewöhnt, und vom Gesinde entfernt, desto ehrlicher zeigen sie in der Folge jeden an; der Hofhund pflegt nicht ausser Bekanntschaft mit ehemaligem Gesinde zu kommen. Wer draussen Böses ausführen will, kann diese Hunde in der Stube auf keine Weise zum Schweigen bringen, und da sie nur aus der Hand des Hauswirths ihr Futter zu empfangen gewohnt sind, und selten die Stube verlassen: so können sie nicht vergeben, nicht leicht weggelockt werden. Von ihnen hört mans oft, daß sie den Dieb verrathen haben; der gute Hofhund kanns nicht leicht.

Ein geladenes Gewehr wird oft als ein grosser Schutz gerühmt; ich weiß aber noch nicht, wo es einem Landprediger Diebe abgehalten, oder was es ihm gegen sie genutzt hat. Wo es häufig ist, wird eingebrochen, und man kann ohne Anlauf bleiben, wenn man gleich keins im Hause hat. Und was soll es helfen, wenn der Dieb in der Stille einbricht, und davon geht! Nun da freylich nichts; aber man kann sich doch damit wehren — Der Fall ist selten, daß eine Bande in die Kammer dringt, und die darauf ausginge, würde gewiß verhüten, daß es nicht zum Schusse käme. Man kann einen Nothschuß damit thun — das ist wahr, aber gegen einen einzelnen Dieb nicht nöthig, der flieht, wenn nur eine Magd wach wird, der greift nicht an, sondern wehrt sich höchstens, bloß um entfliehen zu können. In dem seltnen Falle, wenn man von einer Bande angegriffen, und noch zur rechten Zeit wach würde, die Nachbaren dabey unterrichtet hätte, diesen Schuß gleich für einen Nothschuß in Gefahr unter Räubern zu erkennen, in diesem Falle könnte ein geladenes Gewehr von Nutzen seyn. In einständigen Häusern läßt es eine verwegene Bande wol so weit kommen, daß sie mit Gewalt in Kammern dringt, worin die Leute schon wach sind; in einem Dorfe aber zieht sie sich zurück, sobald Lärm im Hause wird. Hinter her zu schiessen ist gemeiniglich in der Dunkelheit umsonst, man kann nicht leicht treffen, ein Prediger wird auch nicht gern treffen wollen, und das Dorf damit zur Verfolgung aufzubiethen, ist wol immer zu spät. Ich widerrathe übrigens nicht, ein Paar geladene Pistolen in der Nähe des Betts, wo sie von Kindern nicht erreicht werden können, zu haben, auch seinen Leuten damit Muth zu machen, und Kennzeichen anzugeben, wodurch sie den Aufenthalt oder Weg des Diebes bezeichnen sollten; ich widerrathe aber, mehr als auf die übrigen empfohlnen Vorkehrungen darauf zu rechnen, weil ich noch keinen

Fall

Fall weiß, daß sie einem Prediger hierin genutzt haben. Wenn bessere Einrichtungen den Angriff des Diebes zeitig verrathen, und die Bewohner des Hauses geweckt haben: so erscheint gewöhnlich der Hausherr mit der Pistole, der Knecht mit der Heugabel, und die Magd den Besenstiel in der Hand, aber der Dieb ist dann schon über alle Zäune; man erscheint nur so.

Der grössere Schaden durch eine Feuersbrunst kann der wachsame Wirth nur in so fern abwenden, daß er nicht in seinen Gebäuden entsteht. Ausser der allgemeinen pflichtmäßigen Aufsicht auf Feuer und Licht wird der schon angerathene Rundgang durch das ganze Haus dem Aufmerksamen jede Lage zeigen, wo die Sorge eine Gefahr sieht, und verhütet, was sich verhüten läßt. Man glaubt häufig auf dem Lande, daß von bösen Leuten Feuer angelegt wird, und will öfters brennbare Sachen gefunden haben, die zum Glück noch entdeckt, oder von selbst verloschen sind. Es sey zu besorgen, oder nicht, der Landwirth thut wenigstens wohl, sein Auge auch auf die Oeffnungen zu richten, durch welche Feuer ans Stroh gebracht werden könnte, und sie entweder zu schliessen, oder zu untersuchen. Der Landmann hat sehr gewöhnlich den Bettler im Verdachte, daß er sich auf diese grausame Weise räche, wenn er abgewiesen, oder im mindesten hart angelassen würde, und giebt daher auch mit Unbequemlichkeit jedem. Ein junger Landprediger könnte dagegen der Meynung seyn, man müsse den schlechten Menschen, der sich aus Faulheit vom Betteln nähren will, zu seiner Besserung abweisen, und müsse, was man geben kann, nicht in der kleinsten Münze unter viele vertheilen, sondern einem oder etlichen kundig Elenden und Unvermögenden zuwenden, die ihr Elend damit erleichtern, oder ihre Umstände verbessern könnten. So gut diese Grundsätze sind, so bedenklich finde ich doch, ihnen

auf

auf dem Lande zu folgen, weil der abgewiesene schlechte Bettler sich auf den Bauerhöfen so laut darüber beklagen würde, daß der gemeine Landmann seinen neuen Prediger leicht für hart, oder gar für einen Mann ansehen möchte, der die Bettler zur Rache gegen das Dorf reitzte. Man thut besser, sich, bis man sie bessern kann, hier nach der Denkungsart seiner Eingepfarrten zu richten, jedem Bettler zu geben, und es Mächtigern zu überlassen, daß sie die faulen ausmerzen, und zur Arbeit anhalten. Es kann nicht jeder alles, was wahr ist, in den Gang bringen, und, was sich in der Stadt durchsetzen läßt, kann auf dem Lande grosse Bedenklichkeiten finden. Legt er auch kein Feuer an, der beleidigte Bettler: so kann er Federvieh rauben, und mancherley Vieh beschädigen, und so findet er leicht etwas auf dem Hofe oder Zaune, woran er sich schadlos halten kann. Der Landman weiß wohl, daß er nur den geringsten Theil seines Vermögens verschliessen kann, und den größten jedem, der ihm schaden will, gleichsam preis geben muß, und hütet sich daher, auch dem Bettler nicht zum Schaden zu reitzen.

Ich hoffe, daß nie auf einer Pfarre Feuer ausgebrochen ist; sie ist aber gleich mit in Gefahr, sobald ein Haus im Dorfe brennt, weil die Strohdächer und der Mangel früher Hülfe das Unglück leicht ausbreiten, und dahin kommen lassen, wo man, dem Zuge der Luft nach, ausser Gefahr zu seyn schien; wenigstens hält jeder Landmann seinen Hof in Gefahr, und verläßt ihn nicht ohne Zwang, daher denn ein anfänglich leicht zu löschendes Feuer weit um sich greifen kann, bis die Nachbaren kommen. Ich glaube, daß in vielen Gegenden hier noch heilsame Anstalten nöthig und möglich wären, muß aber diese Verfügungen denen überlassen, die sie machen können. Den Landprediger kleidet es recht gut, wenn er

von den ersten ist, der dem Feuer widersteht, und die Anstalten zur Tilgung vorkehrt, die in seiner Gewalt sind; wer sorgt aber indessen für das Seine? Den Knecht sollte er wol mit zum löschen brauchen, und wenn er ihn zu Hause läßt, und er ist aus dem Dorfe gebürtig, so entläuft er doch zu seinen Verwandten, um denen zu helfen; die einheimischen Mägde machen es gern eben so, und die arme Hausfrau bleibt oft mit ihren Kinderchen allein. Es giebt der Fälle mehr, dies ist aber einer der wichtigsten, in welchem es nicht gut ist, eitel Gesinde aus dem Dorfe zu haben. Benachbarte Prediger sollten und pflegen auch mit ihren Leuten der einzige Beystand der Pfarre zu seyn, und man muß sie durch die treueste Nachbarschaft dazu noch besonders verpflichten. Bey der leichtern Entzündung der Strohdächer ists bedächtlich, die Gebäude gleich in Gefahr zu halten, wenn sie bey der Entfernung auch noch nicht nahe zu seyn schiene, und gleich zuerst das Vieh loszumachen. Man hat gute Art nicht gleich wieder, und es ist sehr menschlich, sich des eingesperrten Thiers zu erbarmen; kommt man ihm nicht gleich zu Hülfe, so kommt man ihm gemeiniglich zu spät zu Hülfe. Die Vorfahren hielten viel von festen Kasten, und vertrauten ihre Baarschaften und ihr Geräth von Werth ihnen lieber an, als Schränken und Zimmern, denen sie Schmuck geben sollen. Sie hielten selbst ihre Wohnstube durch einen Koffre nicht verunstaltet, und die Schlafkammer war gewöhnlich mit den übrigen besetzt. Wer auf dem Lande, wo es so sehr nicht mißkleidet, das Herz hat, altmodig in diesem Falle zu bleiben, und sein Vermögen in mäßige Kasten, die ein Paar Leute rühren können, zu vertheilen, der wird die Freude haben, auch der nahen, eilenden Feuersbrunst das Beste wenigstens zu entreissen. Sollte es, daß ich dies hier beyläufig frage, nicht mit einander bestehen können, in seinen

Kennt-

Kenntnissen mit den Neuern fortzugehen, und in gewissen Moden, die mehr auf die Erhaltung des Wohlstandes abzwecken, bey den Alten stehen zu bleiben? Hat man seinen Noththaler, sein kaum entbehrliches bischen Silber, seine meiste Kleidung, alle sein Leinwand, sein meistes Zinn und Kupfer in Kasten unten im Hause, deren in einer halben Stunde viele gerettet werden können, und ist noch früher das Vieh in Freyheit gesetzt: so hat auch die schleunigste Feuersbrunst nicht ganz herabgebracht. Das Korn in der Scheure und auf dem Boden, Betten und übriger Hausrath, läßt sich in diesem Falle fast niemals retten. Das letzte zerbricht und verdirbt und verliehrt sich unter freyem Himmel gemeiniglich so sehr, wenn man auch noch die Zeit hat, es heraus zu bringen, daß doch am Ende fast nichts erhalten ist, als was die Kasten verbergen, die ein guter Freund schon so lange hütet, bis der Tumult vorüber ist.

Man pflegt zu sagen, wenn kein Schaden auf dem Lande wäre, so könnte man reich darauf werden. Dieser Schaden muß indeß doch in den unvermeidlichen und vermeidlichen getheilt werden. Der, welchen die Witterung an den Feldfrüchten verursacht, und den sie vom Ungeziefer leiden, gehört zwar unter die unvermeidlichen, er kann doch aber bey grosser Landwirthschaftskunde und beym Nachgeben zur rechten Zeit, bald wenig, bald viel gemindert werden. Wer z. B. allerley Früchte, und von allen frühe und späte bauet, rettet beym Hagelwetter noch immer etwas, und gewinnt bey anderer nachtheiliger Witterung an der einen den Verlust an andern zum Theil wieder. Wer sich mit seinem Mißtrauen nicht übereilt, nicht zuerst wieder umpflügt, nicht den scheinbaren Schaden ungünstiger Witterung voreilig abwenden will, sondern auf die Abwendung durch die

Witterung selbst wartet, der leidet oft wenig, oft gar nichts. Soll Schnecke, Maus u. s. w. verderben: wer kann sich mit Millionen aufnehmen! Man säe zur rechten Zeit; je länger man wartet, desto mehr pflegt des Ungeziefers, desto grösser der Schaden zu werden. Ich habe noch nicht gesehen, daß Gewinn dabey gewesen, wenn man zwey- oder dreymal gesäet hat. In einem alten Kirchengesange steht, der Unfall wolle zuweilen seinen Willen haben, und da sey nichts besseres, als Gott vertrauen, und still nachgeben. Viehsterben gehört bis itzt unter die unvermeidlichen Unglücksfälle. Man findet indeß Dörfer, die verschont bleiben, und in angegriffnen Dörfern Höfe, die verschont bleiben. läßt sich gleich von jenen eine Ursach vermuthen: so ist sie desto schwerer von diesem zu vermuthen. Man warte sein Vieh mit Futter, das es nicht aus blossem Hunger verschluckt, und lasse es sich satt saufen; man verhüte, daß es sich weder draussen noch im Stalle erhitzt, weder draussen noch im Stalle friert, und lasse es in seiner gewohnten Ordnung, wenn sich die Seuche nähert, sie wird weder durch Vorbauungsarzney noch durch Einsperrung verjagt; will sie tödten, wer kanns ihr wehren! Ich habe noch immer die furchtsamsten und irre gewordenen landwirthe am meisten, und die ruhigen am wenigsten leiden gesehen. Auch Unglück sollen wir nutzen lernen. Ein anderes unvermeidliches ist der Krieg. Der Prediger darf ihm nicht entlaufen wollen. Je furchtsamer man ins Holz flieht, und das Seine verläßt, und je steifer man sich der Gewalt, der man doch nicht widerstehen kann, entgegensetzt: desto grösser pflegt der Nachtheil zu werden. Es giebt rohe und aufgebrachte Feinde, das ist, leider! wahr, aber auch menschliche und sanfte. Trotzen läßt sich keiner, aber die meisten lassen sich mit Höflichkeit, und der Beute, die man noch für sie über hat, gewinnen. Man bleibe männlich und

christlich auf seinem Posten, begegne dem Ueberwinder als Ueberwinder, und vertraue Gott, ohne dessen Zulassung auch der Barbar nicht Barbar seyn darf. Der Verlust läßt sich nicht abwenden, oft aber, wenn man gegenwärtig ist, mindern; und Krieg und Brand, sagten unsere Vorfahren, segnet Gott mit milder Hand.

Ein vermeidlicher Verlust pflegt empfindlicher zu seyn, als ein unvermeidlicher. Der Landmann nennt es Glück, mehr zu retten und weniger zu verliehren, als andere Leute; es ist aber gewöhnlich genaue Aufsicht, womit man Schaden abwendet. Wenn man dem Schneewasser, ehe es kommt, den Abfluß schon geöffnet, gleich tiefer aufgräbt, sobald der erste Wagen über die Saat fährt, nach der Brachfurche schon die Klösse zerschlägt, unter welchen die Schnecke im Herbste hausen könnte, und ehe das Regenwetter einfällt, mit den Früchten in die Scheure geeilet hat: so ist man glücklicher denn andere, aber durch genauere Aufsicht. Wenn man alle sein Vieh täglich etlichemal vor Augen hat, oder es in Gedanken übersieht, und besorgt, daß jedem seine Nothdurft und Bequemlichkeit, Hülfe und Ordnung verschafft, und gegönnt wird: so fällt und verunglückt so leicht keins, so wird das nothleidende zur rechten Zeit gerettet, so gedeyet es sichtbarer, hält sich länger, und brauchbar, und vermehrt sich fruchtbarer. Es hebt den Landwirth sehr, wenn ihm das Vieh, vom Pferde bis zur Taube, geräth; aber es ist nicht so sehr dem Glücke, als der genauern Aufsicht zuzuschreiben. Haus- und Ackergeräth kann sich lange halten, wenn es geschont, und gleich der kleine Fehler ausgebessert wird; kann aber eine beträchtliche jährliche Ausgabe verursachen, wenn es in aller Witterung umhersteht, und davon verdorben wird, keinen gewissen Platz hat, und aus unrechten Stellen weg-

weggeworfen und zerstossen wird, so uneben gestellt, oder unter schweren Druck gelegt wird, daß es zerbrechen muß, da liegt, wo es jede untreue Hand greifen, und mitnehmen kann, und nicht gleich wieder ergänzt wird, sobald ein Stück davon bricht. Es heißt Glück, wenn man sein Geräthe länger, als andere brauchen kann; man sieht aber leicht, daß dies Glück in guter Aufsicht besteht, und es kommt zum Wohlstande etwas darauf an, daß man eine gute Aufsicht führt, und sich dadurch manchen Schaden abwendet.

Vielfältig wird der Verfall auf den Aufwand geschoben, den die Erziehung der Kinder veranlaßt, oder diese vernachläßiget, wenn jener nicht bestritten werden kann. Auch hierüber will ich meine Beobachtungen kürzlich mittheilen. Daß eine gute Erziehung der Kinder Kosten erfodert, ist bekannt genung, um voraus gesehen werden zu können. Die aufmerksamen Hausväter haben sich daher die Regel gemacht, so lange die Kinder noch nicht da, oder noch klein wären, und noch wenig kosteten, müsse man sich möglichst einschränken, um zu einigem Vorrathe zu kommen, wenn sie herangewachsen, sey es an den allermeisten Stellen nicht mehr möglich, etwas für sie zu erübrigen. Sie sind ferner der Meynung, man müsse kleine Kinder nur aufs nothdürftigste, ohne allen Aufwand, kleiden, und an die wohlfeilsten ländlichen Speisen gewöhnen, weil dereinstens in ihrem Leben nichts darauf ankäme, wie schmuck sie im Gängelbande gewesen, und wie viel theures Zeug sie verdorben, so lange sie im Staube krochen, und nichts zu schonen verstunden, und weil man die theurern fremden Speisen schon essen lernen würde, wenn man sie haben könnte, und für unentbehrlich hielte. Es ist auffallend, daß diese Regeln gut und durchaus nöthig für den sind, der sonst nichts als die Einkünfte seiner Stelle hat. Wo

man

man mit Wahrheit sagt, daß man die Kosten zur guten Erziehung seiner Kinder itzt, da sie schon erwachsen sind, und einigen Aufwand erfodern, nicht über haben könne, ist vermuthlich in ihrer zartsten Kindheit nicht für sie gesorgt, vermuthlich da zu viel an sie gewandt.

Es kann indeß seyn, daß Unglücksfälle oder gar zu geringe Einkünfte nicht verstatten, sich in Umstände zu setzen, bey welchen man seinen Kindern einen Hauslehrer halten, oder sie auf Stadtschulen schicken kann. Hier ist kein anderer Rath, als daß der Vater selbst ihr Lehrer wird. Man sieht es hier und da mit Vergnügen, welche geschickte Predigersöhne aus ihres Vaters Schule auf die Akademie gehen, und der fleißige Vater hat doch darüber im Amte und Hauswesen nichts versäumt, sondern sich noch manche andere wahre Verdienste erworben. Die Erfahrung lehrt also, daß man alle seine übrigen Pflichten verdienstlich thun, und doch noch der Lehrer seiner Kinder seyn könne. Sauer ist es nun freylich, und ich wünsche, daß es niemand so sauer haben möge; aber was wird aus den Kindern, wenn man sie bloß in die Dorfschule gehen läßt? Das will ich nicht erzehlen, sondern lieber vergessen. Es wäre traurig, wenn ein Landprediger so viele sogenannte Schulstudien oder Sprachkunde nicht hätte, um seine Kinder selbst unterrichten zu können; mehr will ich nicht davon sagen. Soll ihm die Lehrgabe fehlen? Und er ist doch Lehrer von Bauern und ihren Kindern! Ich bitte, diese Entschuldigung nicht zu treiben, ob ich gleich einen Unterscheid unter dem Lehrer in den Anfangsgründen der Religion, und dem Lehrer alter Sprachen und anderer Kenntnisse zugebe. Ich bitte aber auch junge Leute, die sich dem Predigerstande widmen, bey Einsammlung ihrer eigenen Kenntnisse auch darauf zu denken, wie sie wieder mitgetheilt werden müssen. Doch so weit geht dann wol

ihre Ueberlegung noch nicht, und von den Schulen möchte ich nicht gehört werden, ich hätte sonst das Anliegen an geschickte und gebohrne Schulmänner, die von ihren Schülern, welche Theologie studieren wollen, in den niedern Classen, deren Lehrer etwa krank ist, vor ihren Augen informiren zu lassen, und sie in der Kunst zu lehren zu unterweisen. Der Unterricht in Kirchen und Schulen fällt dereinstens auf sie, man sorgt treulich, daß sie selbst geschickt werden, aber man sorgt nicht genung, daß sie ihre Kenntnisse auf irgend eine leichte Art wieder mittheilen lernen; wissen und wieder vortragen können ist doch aber ohne Zweifel nicht einerley. Daß nicht jeder Vater Geduld genung mit eigenen Kindern hat, hört man oft, aber nie gern; sollte wol die Ungeduld daher rühren, daß er nicht weiß, wie diese Kenntniß in dem Alter bey der Fähigkeit des Kindes beygebracht werden müsse? Wer auf die Kräfte und Jahre und Beschaffenheit der Sachen, die gelehrt werden, nicht genung achtet, kann durch die Gleichgültigkeit und bleibende Unwissenheit der Kinder um das größte Maaß von Geduld gebracht werden. Verstünde man die Kunst zu unterrichten, so würde die Arbeit weder so peinigend, noch so unfruchtbar ausfallen. Und in diesem Falle möchte ich sehr gern davon befreyen; aber was soll aus den Kindern werden, wenn der Vater behauptet, sie nicht selbst unterweisen und in der Stadt nicht unterhalten zu können? Wer gleichgültig hiebey ist, mit dem habe ich nichts zu schaffen, und wer da antwortet, sie sollten ein Handwerk lernen, hat meinen Beyfall, wenn sie nur mit guten bürgerlichen Kenntnissen versehen zum Handwerke kommen, und dabey nothdürftig unterstützt werden. Aber auch hiezu gehört Unterricht und Anlage. Eins von beyden wird also immer nöthig bleiben, wenn man seine Söhne nicht zu Bauern oder Soldaten bloß auffüttern will, daß man sie nämlich entweder selbst unterrichtet,

tet, und sich allenfalls dazu vorbereitet, oder Einrichtungen macht, einen Hauslehrer besolden, oder den Unterhalt in der Stadt bestreiten zu können.

Es muß schon ein ganz bemittelter Mann seyn, der seine Söhne, sobald sie des Unterrichts fähig sind, auf einer Stadtschule, und nachher auf der Universität aus eigenen Mitteln unterhalten will. Zu Stipendien kommt der Landprediger gemeiniglich zu spät, die Leute in der Stadt lassen selten eins auf ihn warten. Es muß aber auch eine der schlechtsten Pfarren und Wohnungen seyn, wo man für einen Hauslehrer weder Besoldung noch ein Zimmer hätte. Hier wäre für den rechtschaffnen Mann kein anderer Rath, als selbst zu unterrichten. Der gewöhnlichste Fall wird indeß immer der seyn, daß ein Hauslehrer gehalten werden kann, und dann stünde sehr dazu zu rathen. Es findet sich selten in der nächsten Stadt Gelegenheit, Kinder in den frühern Jahren so unterzubringen, daß sie alle ihre Bedürfnisse und die nöthige Aufsicht haben; sie verwildern leicht, vernachläßigen sich, verschwenden und mißrathen doch. Gemeiniglich schlagen sie aber sehr gut ein, wenn man ihnen zeitig einen Hauslehrer giebt, der sie bey sich hat, wenn sie bey den Eltern nicht seyn können, und der sie nach dem Plane des Vaters unterrichtet und bildet. Ist der Mann nur einigermassen geschickt, belebt und treu; (ist ers nicht, so läßt er sich leichter ändern als der Lehrer in der Stadt,) so machen die Kinder oft einen Fortgang zum Vergnügen, so gewöhnen sie sich nicht zu bäurischen Sitten, entwöhnen sich aber auch vom Landleben nicht, und so werden sie geschickt und gut, ohne ungesund und schwächlich zu werden. Sobald ein Landprediger einen Hauslehrer halten kann, sollte er, meiner Meynung nach, nicht klagen, und es noch weniger wahr machen, daß die Kinder auf dem Lande vernachläßiget würden.

Was er und der Informator daran thun können, läßt sich kaum in der Stadt mit der schwersten Ausgabe erkaufen; solcher Unterricht, solche Aufsicht, solche Diät, solche Bewegungen, solche Luft, wie geschickte, gute, gesunde Jungens müßte die nicht erziehen! Man sieht das nicht oft so, ich weiß es wohl; aber in Wahrheit, ich wundere mich. Aus diesen Landschulen müßten, meyne ich, eitel so wackere und feste Männer kommen, als man zuweilen daraus kommen sieht. Sollte der Vortheil, seine Kinder selbst bilden, in Aufsicht haben, und nach seinem Plane unterrichten lassen zu können, keinen Werth haben? Die etwas feinere Bildung durch den frühen Aufenthalt in der Stadt, wenn sie durchaus auf dem Lande nicht gegeben werden kann, sollte die schon in den ersten Jahren so nöthig, in den untern Classen der Stadtschulen so gewöhnlich, und wichtiger als die grössere Festigkeit seyn, die der auf dem Lande erzogene Knabe zu empfangen pflegt? Ich habe nichts dagegen, sondern rathe vielmehr dazu, daß der Jüngling ein oder ein Paar Jahre zuvor, ehe er die Akademie bezieht, auf eine Stadtschule geschickt wird, um hier von einem grössern Schulmanne, als sein Hauslehrer wol nicht gewesen seyn kann, zu profitiren, und um sich hier, was ihm etwa noch vom Dorfe her anklebt, unschädlicher abschleifen zu lassen; bis dahin aber halte ich es für ein Glück des Landpredigers, seine Kinder bey sich haben, ihnen Unterricht nach ihren Bedürfnissen und Anlagen ordnen, ihr Herz bilden, und durch seinen Tisch, seine Luft und seine frohern Bewegungen ihnen eine ächtere Gesundheit befördern zu können. Diese Erziehung halte ich dem Manne von Wissenschaften für sein ganzes Leben zuträglich, wenn ich auch nur bloß auf die Anlage zu einer guten Gesundheit, die vorzüglich dabey gemacht werden kann, sehen darf. Jedem Gelehrten, dem grossen und dem kleinen in allen Facultäten, wünsche ich eine Festig-

keit des Leibes, womit sie ihre künftige ungesundere Lebensart lange aushalten können, und jedem Staate wünsche ich sehr gesunde Gelehrte; wie langsam gehen die Geschäfte, und wie unlustig werden sie betrieben, wenn die Männer kränklich sind, durch deren Kopf und Feder sie gehen! Ich würde an künftiger Brauchbarkeit noch nicht verzweifeln, wenn man gleich den Knaben in der besten Zeit seines Wachsthums nicht sehr triebe, sondern weniger lernen und mehr verdauen liesse, auf die Stärke des Leibes eben so viel als auf eine Menge von Wörtern hielte, und erst anstrengte, wenn er stark und erwachsen genung wäre, grössern Fleiß selbst für nöthig zu halten, und ertragen zu können. Ein Jüngling von 16 bis 18 Jahren mit geschonten und fast männlichen Kräften bringts in einem Jahre weiter, als das stets angegriffne schwächliche Kind in dreyen. Sollte der Staat verliehren, wenn seine jungen Arbeiter erst im 25sten Jahre von der Universität kämen, aber als gesetzte, recht gesunde, und zur besten Zeit in Arbeit gebrachte Männer zu ihren Geschäften kämen, und lange und ununterbrochen arbeiten könnten? Unter diesen Umständen riethe ich meinem Landprediger, seine Söhne bis kurz vor der Akademie bey sich zu behalten, sie so langsam lernen zu lassen, daß sie groß und stark dabey werden können, und nicht muthlos zu werden, wenn sie gleich ein Paar Jahre später, als einige früher geschickte, blasse und jüngferliche junge Städter auf die Universität gehen; ja ich riethe ihm, wenn es sonst der Raum seines Hauses verstattet, noch etliche junge Leute aus der Stadt, falls es da Leute meines Sinnes noch giebt, in die Kost zu nehmen, und seine Umstände damit zu verbessern. Ich werde doch nun einmal für einen pädagogischen Ketzer oder Sonderling ausgerufen werden, also sey es darum, hinzuzusetzen, daß ich in Rücksicht auf Gesundheit lieber sähe, Leute aus der Stadt möchten ihre Söhne,

ne, die studieren können und sollen, bis zu einiger Stärke Landpredigern in die Kost thun, als daß diese und andere Landmänner ihre Kinder früh in die Kost und Erziehung der Städte geben. In Rücksicht auf den Wohlstand, den ich hier hauptsächlich vor Augen habe, ists ohne Zweifel am vortheilhaftesten, einen Hauslehrer zu halten. Seine Besoldung beträgt gegen die Ausgaben für Kinder in der Kost eine Kleinigkeit, und daß er mitißt, und eine Stube inne hat, kann auf dem Lande nicht hoch gerechnet werden, erfodert auch nicht leicht eine baare Ausgabe. Auf dem Lande kann man mit der Kleidung der Kinder viel kürzer als in der Stadt abkommen, manches brauchen sie da gar nicht, manches kann wohlfeiler seyn, und manches länger getragen werden. Da es nun, vielleicht allgemein eingestanden, nicht nothwendig ist, daß sie gar jung in die Stadt mit vielen Kosten geschickt werden, und, meiner Meynung nach, nicht nützlich für sie ist: so kann es zur Erhaltung des Wohlstandes beytragen, sie bey sich zu behalten, und den unumgänglichen Aufwand auf der Akademie sehr erleichtern.

Aber die Töchter müssen doch in der Stadt ihre Bildung empfangen, und erfoderliche Geschicklichkeit erlernen! Auch hier muß ich bekennen, daß ichs für so nothwendig, als es pflegt gehalten zu werden, nicht ansehe. Es thut mir leid, daß man die Fälle einander entgegensetzt, entweder in der Stadt erzogen, oder ein Bauermädchen zu seyn. Um Vergebung, eines Predigers Tochter braucht nicht bäurisch zu seyn, wenn sie gleich ihren Eltern nicht einige hundert Thaler in der Stadt gekostet hat. Man schlägt nur ehrliche Leute, die diese Mittel nicht haben, nieder, wenn man so geschwind behauptet, daß man ohne Erziehung in der Stadt gar keine habe. Wer es glaubt, und sie nicht bestreiten kann, sollte in die Versuchung kommen, sie gar liegen zu lassen, und es

wirk-

wirklich wahr zu machen, daß man ohne Aufenthalt in der Stadt ungesittet sey. Ich widerrathe es eigentlich keinem vermögenden Landprediger, seine Töchter die Stadt einige Jahre sehen zu lassen; aber für so nothwendig und für so nützlich, als es ausgegeben wird, kann ichs nach meiner Erfahrung nicht erkennen. Für nothwendig halte ichs mit andern, daß ein Mädchen das in der Haushaltung vorkommende nähen, eine modige Arbeit auch machen, ein Stück feinern Zeuges angreifen, und sich schicklich anziehen kann. Muß dies aber in der Stadt erlernt werden? Daran zweifle ich, so lange es da Frauenspersonen giebt, die dies alles völlig inne haben, und sich sehr gern Monathe lang auf dem Lande gegen eine sehr geringe baare Vergütung aufhalten, und ihre Kenntnisse mittheilen. Auf die wohlfeilste Weise erlernen Prediger Töchter von ihnen, nach und nach, was sie in ihrem Stande wissen müssen, und bilden sich nach dieser gut gewählten Städtnerinn, und auf ihren Wink nach den Besuchen aus der Stadt schon so weit, daß sie sich mit Anstande zeigen können. So fein werden sie freylich nicht, als eines angesehenen Mannes Tochter, die täglich Gesellschaften vom sogenannten Bonton (ihrer Stadt nämlich) sieht, und darin zu glänzen sich zum Beruf macht, oder machen soll. Diese tanzen und reden besser, aber jene kochen und wirthschaften besser, und der eine Mann sucht jene, der andere diese Eigenschaft an seiner Frau. Um des modigen Putzes willen, welcher gemeiniglich den Vorwand abgiebt, warum man seine Töchter in die Stadt thun müsse, scheint mirs gerade am wenigsten nöthig zu seyn, weil der sich zu oft ändert, als daß ihn eine andere, als eine eigentliche Putzmacherinn, sich stets mit der Mode fort selbst verfertigen könnte. Das mehr unterrichtete junge Frauenzimmer in der Stadt lernt sich selbst zu putzen, so lange das Putz heißt, was sie gelernt hat. Nach einigen

Jah-

Jahren heißt das nicht mehr Putz, sondern eine ganz andere Verrichtung, wozu ganz neue Handgriffe und Werkzeuge gehören, heißt so, und nun muß sie wieder in die Schule gehen, oder wenn das andere Zeitvertreibe nicht mehr erlauben, sich ihren Putz machen lassen. Was wirds nun gar einem Landmädchen helfen, mit vieler Beschwerde ihres Vaters den Putz des Jahrs 1780. erlernt zu haben, da sie ihn 1785. nicht mehr tragen darf, und den dermaligen sich doch, so weit sie ihn nöthig hat, für Geld machen lassen muß? Ein hübsches Frauenzimmer aus der Stadt kann sicher dem Landprediger den nicht geringen Aufwand ersparen, den eine Tochter in der Stadt von mancher Seite verursacht; Kostgeld, Unterricht und Kleidung kosten mehr, als manche Pfarre abwirft. Wer aber auch diesen Aufwand bestreiten kann, sey ja sicher, ehe er ihn beschließt, daß sich die Tochter nicht ins Stadtleben verliebt; sie möchte sonst ungern zurückkehren, mit ihrem Widerwillen gegen das Dorf manche unangenehme Stunde machen, die Haushaltungsgeschäfte nun unfreundlich und mit spitzen Fingern treiben, eine Versorgung auf dem Lande ausschlagen, und auf eine eingebildete in der Stadt vergeblich warten, u. s. w. Was ich zum Unterrichte und zur Bildung der Töchter vorgeschlagen, reicht ohne Zweifel hin, läßt sich hoffentlich in allen Gegenden erlangen, und erfüllt väterliche Pflichten ohne Nachtheil des Wohlstandes. Wer seine Söhne auf der Akademie, und seine Töchter als Bräute verlassen muß, weil er alles das Seinige vorher an sie gewandt, hat ohne Zweifel die Ausgabe zu früh gethan; bedächtliche Wirthe sparen früh auf diese Zeiten.

Die pflichtmäßige Sorge für seinen Wohlstand, zumal bey einer zahlreichen Familie, die sich mit nothdürftiger Hülfe heben liesse, rechtfertigt den Wunsch, von einer schlechten Stelle mit der Zeit auf eine bessere

versetzt zu werden. Es giebt, leider! krumme Wege, auf welchen diese Verbesserung gesucht und erlangt wird. Wer sie gehen kann, mag sie für sich allein gehen; ich unterhalte mich mit Männern, die nur ebene betreten wollen. Der Bettelweg, möchte ich ihn nennen, ist zwar nicht verbothen, aber auch nicht edel. Wer Beforderer bey aller Gelegenheit angeht, Gefahr, Hunger zu leiden, vorstellen kann, und um jeden bessern Platz förmlich bittet, wird endlich um seines Geilens willen fortgerückt. Man kennt nicht eines jeden seine Noth, und würde wol anders denken, wenn man in seiner Stelle wäre; indeß spricht man doch auch nicht gern von Männern, die bloß das Mitleiden oder ihr Ungestüm befordert hat.

Am liebsten (und ich wünsche, am häufigsten) sieht man, wenn stille oder laute Verdienste und Geschicklichkeiten weiter bringen. Wer sich die möglichsten Verdienste um die Jugend, die moralische Besserung der Alten, und den Wohlstand seines Orts macht, bleibt, wenns auch entfernt wäre, da nicht unbekannt, wo Verbesserungen ertheilt werden können. Seine nächsten Vorgesetzten, die Zeugen seiner Rechtschaffenheit, müssen, so wahr sie selbst ehrliche Männer sind, ihn empfehlen. und wenn die das auch aus Mangel an Herzen und Augen nicht sähen, nicht erwehnten: so ist sichtbare Verbesserung seines Orts kein Ding, das sich verstecken liesse. Die Leute, die sie empfangen haben, und ihre Nachbaren, die sie sehen, Reisende und Commissarien, die da Geschäfte haben, und sich über einen guten, blühenden Ort freuen, sprechen mit Dankbarkeit und Achtung von dem wackern Manne, der sich mit gutem Fortgange um Verbesserung bemüht hat. Man wundert sich, wenn man Gelegenheit hat zu hören, wie und durch wen mancher in der Stille verdiente Mann am rechten Orte bekannt

kannt wird. Und so wünschte ich besonders, daß Männer, denen mehr anvertrauet werden kann, bekannt würden. Man hört zwar zuweilen die Meynung, man müsse sich selbst melden, wenn man nicht vergessen werden wolle, selbst von sich reden, weil es andere unterlassen möchten, und dem Nepotismus Nepotismus entgegen setzen; es sey jeder seiner Meynung gewiß, ich bleibe bey der meinigen, woran die Erfahrung grossen Theil hat. Nach derselben sammlet der Landprediger so viele Verdienste, als an seinem Orte liegen, richtet sich da auf Lebelang ein, und macht, was nur einigermassen dazu taugt und umgeschaffen werden kann, zum Gegenstande der Zufriedenheit und Freude. Dies räth die Klugheit und vernünftige Selbstliebe; denn der Prediger kann nicht eigenmächtig seinen Ort ändern, und die günstigsten Aussichten kann der Tod und so mancher andere Zufall verdunkeln. Wer sonst keine Freude in seinem Dorfe zu kennen versichert, als die, daß er da nicht sterben werde, kennt nur eine schwache und unsichere, die er sich vielleicht doch nur selbst macht, und durch Gram und Unruhe vielleicht auch selbst zerstört. Man gehe mit der rechtschaffnen Absicht, Wohlthäter seines Dorfs zu werden, auf sein Dorf, und werde es mit aller Weisheit, Treue und Demuth, nach dem Maasse der Kräfte und Gelegenheiten, das der Herr darreicht; man erinnere sich täglich, daß nicht der Ueberfluß, sondern der dankbare, frohe Genuß der Nothdurft das Leben versüßt, und man vergesse nicht, daß wir mit unsern Entwürfen und Bemühungen der Vorsehung keinen Weg öffnen, keinen bahnen; will die uns heben, so lernt ihr Werkzeug, unser Beforderer, Gott weiß wie! uns kennen; wir werden gehoben, ohne geklettert zu haben, und das Klettern ist immer sauer, oft fruchtlos, zuweilen sogar nachtheilig.

Wenn

Wenn ich nun die Hoffnung zur Verbesserung hauptsächlich auf die stillen Verdienste am vorigen Orte baue: so muß ich aber auch hinzusetzen, daß kein Mangel von Geschicklichkeit und Sitten in den Weg treten muß. Es mag oft sehr wahr seyn, was Beforderer sagen: man hülfe ihm gern weiter, wenn er das Geschick zu einem höhern Beruf, oder zu der und der bessern Stelle, wo schärfer gerichtet wird, hätte. Gesagt wirds wenigstens, daß sich Männer auf dem Lande in wenigen Jahren ganz versessen hätten, die einen Ruf von Gelehrsamkeit und gar eine akademische Würde mit dahin gebracht; und unglaublich ist es nicht, weil die Freuden und manche Ruhe des Landlebens etwas einschläferndes haben. Wer ohne Erfahrung davon ist, pflegt leicht hart über einen Schlummer zu richten, ohne die Einladungen dazu zu kennen; hätte er diese, so schliefe er wol gar ein. Es geht indeß sehr gut an, alles anziehende und beschäftigende des Landlebens zu erfahren, ohne darüber von den Wissenschaften ganz Abschied zu nehmen. Wer die Winterabende anders als mit Studieren hinbringen kann, ist entweder mein Mann gar nicht, oder er hat ein schwaches Gesicht. Ich habe oft bemerkt, daß Landleute sehr früh das Vermögen bey Lichte zu lesen verliehren, sollte das wol daher kommen, daß sie ihr Auge mehr zu Bemerkung weiter Gegenstände gebrauchen und gewöhnen? und sollte die Kraft des Auges, das Nahe zu unterscheiden, sich nicht durch fleißige Beschäftigung damit erhalten und stärken lassen? Sonderbar ists wenigstens, daß Männer, die einige Winter wenig bey Lichte gelesen, mit Wahrheit versichern, es würde ihnen sauer, wenn sie es nachher wieder anfangen. Man thut ohne Zweifel am besten, gar nicht aus der Uebung zu kommen, und die ruhigen Winterabende durch Lesen, Denken und Schreiben ununterbrochen sich nützlich zu machen, sich auch darin durch nichts stöhren zu lassen. Der

kurze Tag mag gutentheils mit Amts- und Wirthschaftsgeschäften besetzt seyn, doch aber gewiß nicht ganz; wer die Zerstreuungen nicht geflissentlich sucht und häuft, behält im Durchschnitte an jedem noch immer ein Paar Stunden zur eigenen Arbeit. Beyläufig will ich hier bemerken, daß es nachtheilig werden kann, sich festgesetzte Stunden zum Studieren auszusuchen, und dem Gesinde zu untersagen, daß es darin nicht stöhre; es pflegt in denselben, weil es nicht überrascht zu werden besorgt, allerley Unfug anzurichten. Man lasse es immer glauben, daß man weiter nichts thue, oder zu thun habe, als Aufsicht zu führen, und man lese sich zwischen durch immer gelehrter und klüger. Der Sommer stöhrt mehr am Studieren; Aufsicht, Anordnung und Besuche sind häufiger, und der Zug der milden Witterung in die Schönheiten der Natur, ist unwiderstehlich. Dennoch bleiben täglich, gegen einander gerechnet, verschiedene Stunden, da man ein Buch in die Hand nehmen, ja sich ganz ruhig hinsetzen, und etwas ausarbeiten kann. Man ordnet nur an; und führt Aufsicht, dies kann, wenns recht genau geschieht, in drey bis vier Stunden geschehen. Wenn man nun noch ein Paar Stunden etwas im Garten selbst beschickt: so bleiben noch vier bis sechs zu Amtsgeschäften und zum Studieren übrig, die verschleudert würden, wenn sie nicht dazu angewandt würden. Indem man am Abend die Geschäfte des folgenden Tages bestellt, ordnet man zugleich seine eigenen, und diese Eintheilung der Zeit weiset gleich die Stunden an, die man in aller Ruhe vor dem Schreibetische zubringen kann. Am weitsten sieht man die Männer kommen, welche die Zeit, die bey ordentlicher Vertheilung ihrer Geschäfte ihnen als ein Eigenthum überbleibt, wieder bestimmen, die erste, heiterste, ruhigste Stunde z. B. zu exegetischen Beschäftigungen, die zweyte etwa zu dogmatischen und andern dahin einschlagenden

Un-

Untersuchungen, die dritte beliebigst zu moralischen Betrachtungen, und besonders pastoralischen, die vierte zur alten- und neuen Kirchen- Welt- und gelehrten Geschichte, die fünfte zum lesen, neuer Beobachtungen im Reiche der Natur, die sechste zur Wiederholung der alten und modernen Sprachen, die sonst gar bald verlohren gehen, u. s. w. Jeder machts, wie es ihm beliebt und möglich ist; aber am weitsten kommen gewöhnlich die Männer, die sich gleichsam Tagewerke vorgeben, und durch Kleinigkeiten nicht stöhren lassen. *) Bücher, die man

*) Von des Herrn Formey Briefen vom Predigen, (Bremen, 1754.) möchte ich den achten hier gern ganz hersetzen. Ich darf aber nur etwas daraus anführen. S. 102. ff. sagt er, die erste Regel, um mit Nutzen zu studieren, sey, daß man täglich studiere, und in diesem Stücke gegen sich selbst recht strenge sey. Man muß mit sich selbst wie mit Kindern umgehen, die wohl erzogen werden, und welchen man auch die kleinen Thorheiten nicht hingehen läßt. Wenn man, da man einmal in der Gewohnheit zu studieren ist, bald sagt: ich bin heute nicht wohl aufgestanden, der Kopf steht mir nicht recht, oder: heute ist ein schöner Tag zu spatzieren, diesen muß man sich zu Nutze machen, oder daß man, sobald man durch die geringste Zerstreuung abgehalten worden, keine Lust mehr hat, sich wieder an die Arbeit zu machen: so bin ich gut dafür, daß man nicht weit kommen wird, und daß, wenn man dann und wann einige Zeit bey gewissen Wissenschaften zugebracht, und alle Augenblicke abgebrochen hat, alles auf gar nichts hinauslaufen wird. — Man muß zweytens gewisse Stunden des Tages festsetzen, und die bequemsten, welches ordentlich die Morgenstunden sind, zu allen Wissenschaften, welche Fleiß und Nachdenken erfodern, wählen. Nicht die Heftigkeit der Arbeit macht es aus, daß wir fortkommen; auf die Ordnung, auf die Beständigkeit kommt es an. Das Jahr hat 365 Tage, wenn man keinen Tag vorbeygehen läßt, ohne etwas zu thun, so ist es unglaublich, wie viele Dinge wir am Ende des Jahrs finden werden, die in unserer Seele, oder auf unserm Papiere gehäuft

man auf eine gewisse Zeit lieset, können den, der sich diese Gesetze noch nicht gegeben hat, am ersten dazu gewöhnen; das Buch muß binnen der Zeit aufmerksam durchgelesen werden, dazu gehören täglich so viele Stunden, also darf ich nicht davon aufstehen. Es müßte eine armselige und unfreundliche Gegend seyn, wo man nicht, wenn gleich nicht alle, doch ein und das andere nützliche alte und neue Buch antreffen, und geliehen bekommen sollte. Gelehrte Zeitungen und andere Journale werden am bequemsten in Gesellschaft gelesen, weil man auf den allerwenigsten Pfarren nur ein Paar allein wird bezahlen können, wenn anders in allen Gegenden eine solche Gesellschaft zusammengebracht, und in Ordnung gehalten werden kann. So viel ist gewiß, daß ein Mann, der sich verdient machen will, seine Wissenschaften nicht, wie mans nennt, unterpflügen muß, und daß er sie, wenn ers pflichtmäßig und bedächtlich darauf anlegt, in allen Gegenden wird erhalten, und in den meisten ganz bequem wird ausbreiten können. Denkt er nun noch einmal weiter mit Ehren zu kommen: so muß er in Erkenntnissen wachsen, damit ihn seine Gönner mit Beyfall höher bringen können, und das bey Amtsveränderungen gewöhnliche Colloquium nicht hinderlich werde.

Der

häuft sind. Die dritte Regel bezieht sich aufs Predigtamt. Der Prediger thut wohl, den Montag, und, wenns nöthig ist, auch den Dienstag Morgen, zu Ausarbeitung seiner Predigt zu gebrauchen; alle Tage in der Woche ein Capitel aus dem Griechischen, und eins aus dem Hebräischen zu lesen, daß er mit der Zeit mit diesen beyden Sprachen nicht ganz aus der Kunde komme, und das griechische N. T. und die hebräische Bibel fertig verstehen und lesen möge; und überdas täglich die Theologie eine Stunde, die Philosophie eine Stunde, die Kirchengeschichte und Kritik eine Stunde, und die Wissenschaft, welche er insbesondere nach seinem Geschmacke wählet, eine Stunde zu nehmen, u. s. w.

Der fleißige Landprediger kann es, wenn er nur einigen Umgang mit Kennern hat, nicht verbergen, daß er fort studiert, so wenig er sichs auch abmerken lassen will. Seine nächsten Vorgesetzten, die zu ihm kommen, sehen es aus den Büchern, die er liest, (nicht immer aus denen, die er hat,) hören es aus seinen Vorträgen und Urtheilen, und erkennen es aus seinen Aufsätzen. Und ich rathe, ja nicht zu pralen, und andere übersehen zu wollen, sondern mit aller Bescheidenheit mit zu sprechen, wo von gelehrten Dingen die Rede kommt, und rathe, besonders die abgefoderten Aufsätze mit Fleiß zu entwerfen, weil es nicht oft, unter dem Vorwande, geschieht, daß sie doch nicht gelesen, und keine Rücksicht darauf genommen würde. Nun soll es freylich wol einem hohen Collegio bey so vielen andern Geschäften sauer genung werden, die Aufsätze aller Prediger aus dem Lande durchzulesen; aber durchgeblättert werden sie ohne Zweifel, die sich auszeichnenden Aufsätze gelesen, und in neuen Sammlungen wieder aufgesucht. Jedermann, glaube ich, der über eine Materie etwas lesen muß, und nicht alles lesen kann, sucht sich, seiner vorigen Erfahrung nach, das Beßte aus, und die gearbeiteten Aufsätze der Prediger mögen hoffentlich alle gelesen werden. Ehe sie ans Collegium kommen werden sie von Männern gelesen, die sicher einen guten und schlechten Entwurf unterscheiden können; sind diese nun gleich keine unmittelbare Beförderer, so gilt doch ihre Empfehlung zuweilen hie oder da. Denen, die es aus Erfahrung wissen wollen, daß auf den Fleiß bey diesen Ausarbeitungen nie Rücksicht genommen werde, darf ich wol nicht widersprechen; allein, womit soll man denn nun den Mann empfehlen, wenn er die Zeugnisse seiner Geschicklichkeit nicht giebt, die in der Beforderer Hände kommen, und gleich wieder nachgesehen werden können? Es kann immer geantwortet werden, wir haben, ausser

dem Protocoll vom Examen, keinen Beweis von den Kenntnissen, die zu dieser Stelle erfoderlich sind, und wenn also fleißige Ausarbeitungen auch wirklich nicht helfen, so können doch unfleißige allemal schaden. Mit mehrerm Rechte können geschickte Männer hingeworfene Aufsätze damit entschuldigen, daß sie aus einem Fache wären, worin sie ungern arbeiteten. Wie ich nun gern zugebe, daß nicht alle alles können, und daß man seine Lieblingsfächer haben dürfe: so glaube ich dagegen, daß doch wol zuweilen ein Aufsatz aus einem der Lieblingsfächer gefodert wird, und der werde denn mit allem Fleisse ausgeführt. Ausser diesen gefoderten Ausarbeitungen kann man sich in allen Ländern durch allerley nützliche und gelehrte freywillige Beyträge in dieser und jener Sammlung bekannt machen, oder ein Buch schreiben, wozu Landpredigern noch manche Materien überbleiben, und die sie wenigstens am leichtsten und fruchtbarsten behandeln können. Wer sich auf keine Weise als einen geschickten und fleißigen Mann zeigt, kann sich denn auch nicht beschweren, wenn ihm andere, die sich gezeigt haben, vorgezogen werden. Und wenn uns denn gleich andere, die sich nicht gezeigt, vorgezogen werden: so behalten wir doch die Beruhigung, daß wir von unserer Seite nicht unterlassen haben, zu beweisen, wie man uns hätte brauchen können; das man andere lieber als uns brauchen will, das muß man niemanden verargen, denn jeder hat seinen Willen, und zugleich die Vermuthung für sich, daß der aus richtigen und hinlänglichen Einsichten geflossen sey.

Die da zu vorzüglichen Stellen in geistlichem Stande ernennen, sehen billig auf die Sitten eben so scharf, wo nicht schärfer, als auf die Gelehrsamkeit. Ich habe, wie längst verabredet ist, nichts mit dem Manne von tadelhafter oder nur verdächtiger Aufführung zu sprechen;

aber

aber auch der untadelhafte, unverdächtige kann sich mit seinem Aeusserlichen an weiterer Beförderung hinderlich seyn. Es sey mir erlaubt, dasselbe ins ländliche, städtsche, und feine zu theilen, weil ich hiemit gern Männer beruhigen wollte, denen es niemand sagen will, daß es ihnen, um weiter zu kommen, an den letztern fehlt. Man kann sich leicht auf dem Lande an eine gewisse Kürze und Gleichgültigkeit in Ausdrücken und Gebräuchen, die man zur Höflichkeit rechnet, gewöhnen, und sich dadurch das Urtheil zuziehen, daß man für die Stadt zu ländlich und unpassend sey. Ohne Zweifel weiß der ehrliche Mann alle die weitläuftigern Worte und alle die eingeführten Gebräuche, die man höfliche Begegnung heißt, ist aber nach ländlicher Weise auch gegen andere sparsam damit, weil er sie nicht verlangt, und vielleicht gar mißbilliget. Es bleibt ihm daher überlassen, ob er sich in die Zeit schicken, und mit jedem Städter, der zu ihm kommt, ganz städtisch und etwas umständlich umgehen, sein ländliches Willkommen zu dreyßig schönen Worten verlängern, in seinen übrigen Ausdruck viel feine Hochachtung und Titulatur einflechten, in seiner Begegnung alle artige Gebräuche anbringen, seine Bewirthung ganz nach dem Geschmacke seiner Gäste einrichten, mit dem freundlichsten Gesichte abwarten, und den Landmann also einmal ganz ablegen will. Besonders hüte sich der Mann, der noch einmal in die Stadt zu kommen denkt, wenn er da Aufwartungen oder Besuche macht, nichts vom Lande mitzubringen. Seine Kleidung, sein Gang, seine Begleitung, sein Gesicht, sein Ausdruck — alles muß anders als auf dem Lande aussehen; das Compliment muß er sich verschaffen können, man merke es ihm nicht an, daß er vom Lande sey. — Das wären Kleinigkeiten, die nicht erwehnt zu werden verdienten! — Ich glaube es auch, wenn sie nur nicht die Folge hätten, daß ein Mann bloß um derselben willen für unstädtisch er-

erklärt, und bey einer Wahl verworfen würde. Da es sehr gut bestehen kann, anders in der Stadt, mit Leuten von Stande und Aufmerksamkeit auf sogenannte Welt, und anders auf dem Lande mit Leuten umzugehen, die da glauben würden, man spotte ihrer, wenn man recht höflich ist: so beobachte man beydes, und verwechsele es nicht. Wenn es nicht aus unserm Betragen ersichtlich ist, daß wir die Sitten der Stadt haben: so muß es denen, die es bezweifeln, verziehen werden.

Die gar feinen Sitten sollten, meyne ich, vom Landprediger nicht gefodert werden; ich zweifle beynahe, ob sie einen Geistlichen kleiden. Es giebt meines Wissens in allen Ständen ein gewisses Decorum, und das hat der Predigerstand auch. Man fodert vom Bürger nicht, daß er alle leisen Wendungen und gespannten Höflichkeiten der Vornehmsten mit beobachten soll, man verdenkts ihm ehe, wenn er sie nachahmt; warum soll der Prediger, der zu einer ungewohnten Tafel geladen ist, oder in einem grossen Hause erscheint, sich hier von dem Ernste, der doch sonst seinen ganzen Beruf umgiebt, entkleiden, und mit den flüchtigsten Blicken, Händen und Beinen von einer Politesse zur andern hüpfen? Wenn ers troz dem jungen Herrn könnte und thäte, würde es ihm gut genommen werden? So muß es ihm aber auch nicht übel genommen werden, wenn sich in seiner schuldigen Höflichkeit noch etwas altes, steifes, unzuvorkommendes, unzudringliches findet. Mit Ehrerbietung und Liebe begegnet der Prediger jedem in Handlungen und Worten, die das deutlich und verdächtig ausdrücken; daß er dies in den Handlungen und Worten, die itzt überall oder nur in dem Hause Mode sind, ausdrücken soll, müßte billig von ihm nicht verlangt werden.

Wenn

Wenn er nun aber auch ohne Neigung und Hoffnung ist, sein erstes Dorf zu verlassen: so muß er doch nie so ganz zum Bauer herabsinken, weil er darüber vom Städter und vom Bauer selbst verachtet, und den Seinigen hinderlich wird, in ihrem Stande zu bleiben. Es wird schwerlich ein Ort seyn, wo es mit dem Wohlstande nicht bestehen könnte, sich zu unterscheiden, da der Unterscheid oft nichts mehr als die Gleichheit kostet. Damit die Pfarre, die sich vom Bauerhause nicht unterscheiden läßt, nicht für eine Wohnung des Geitzes gehalten werde: so rathe ich sehr, noch folgende Erinnerungen nicht zu verachten.

Es ist, wie ich schon erwehnt, nicht nothwendig, und dem jungen unbemittelten Prediger zu widerrathen, daß er viel an theuren, zerbrechlichen und sonst leicht verderblichen Hausrath auf dem Lande wendet; aber so viel, als die schickliche Aufnahme eines Gastes, und die Unterscheidung seiner Stube von einer Krugstube voll Bänke und Schemmel erfodert, muß er haben. Auch im Hausrathe ist bekanntlich eine Mode, der neueste ist der theuerste, aber nicht immer der dauerhafteste, bequemste und ansehnlichste. Wer ihn gemächlich bezahlen kann, schaffe ihn sich; mit dem wohlfeilern, weniger modernen kann man indeß auf dem Lande völlig bestehen. Da man nun ganz leicht daran kommen, und ihn nach und nach nothdürftig vermehren kann, auch keinen Pracht damit treiben soll: so würde eine verächtliche Verwunderung weder beym Städter noch beym Bauer zu vermeiden seyn, wenn man nichts von dem hätte, was jener anzutreffen erwartet, und nichts mehr hätte, als was dieser in seinem eigenen Hause findet. Doch dieser Fall wird itzt selten seyn, und bey der steigenden Neigung zum Aufwande noch seltener werden; dafür aber mag es desto häufiger vorkommen, daß Unordnung und Unreinlichkeit

keit das Haus verunstalten, und dadurch unter manches Bauerhaus, das eine ordentliche Wirthinn hat, herabsetzen. Man kann, heißt es, nicht alle Tage putzen und aufräumen; das soll man auch eigentlich gar nicht, sondern vielmehr nur Unordnung und Unreinlichkeit verhüten, oder nur nicht einreissen lassen, so wird putzen und aufräumen nicht nöthig seyn. Enthält das Haus ein Zimmer, worauf man einen Fremden führen kann, so ist nichts leichter, als das Zimmer in Ordnung zu halten, es darf nur zu keinen Hausgeschäften gebraucht werden; geschieht dies, da es zur Gaststube im Hause über ist: so kann der Wirth oder die Wirthinn dem Vorwurfe der Unordnung nicht entgehen, weil zu dem, was auf der Gaststube vorgenommen ward, anderswo Raum war. In den hoffentlich immer weniger werdenden alten Häusern, muß man jeden Fremden in die Wohnstube führen, und sollte sie daher täglich in einer Verfassung haben, deren sich Herr und Frau nicht zu schämen brauchen. Das Gesinde wird seine eigene Stube haben, wenigstens gönne und rathe ich jedem Landprediger, möglichst darauf zu bestehen, es wäre denn, daß er auch im Winter seine Studierstube bewohnte, und die Wirthinn es nöthig hielte, das Gesinde bey sich zu haben. In diesem Falle träte der Gast auf die Studierstube, die wie die Wohnstube, wenn kein Gesinde mit darin ist, leicht in Ordnung zu erhalten steht, wenn nämlich nur nicht hineingenommen wird, was draussen bleiben kann, nicht darin geschieht, was draussen geschehen kann, die darin nothwendige und abgethane Arbeit nun gleich wieder über die Seite geschafft, den Kindern ihr eigener Winkel angewiesen wird, und für den Fremden immer ein anständiger Platz leer bleibt. Auch in den ordentlichsten, reinlichsten Häusern ist oft Mangel an Zimmern, geschieht Arbeit, und werden Kinder groß. Man kann bey aller Abneigung zu tadeln doch sich des Unwil-

willens nicht enthalten, und ihn kaum verbeissen, wenn man in ein Zimmer kommt, worin es eine wahre Aufgabe wird, was es für eine Bestimmung haben möge, ob es Stall oder Stube, Küche oder Keller, Schlafkammer oder Studierstube, Waschhaus oder Werkstatt, oder was es sonst seyn solle. Reinlichkeit und Ordnung sind nicht theuer, zwischen städtschen Putz von der Hausthür bis ins Canapee und bäurischen Schmutz in allen Winkeln stehen sie in der Mitte, und geben Vornehmen und Geringen einen guten Begriff von dem Bewohner des Hauses. Wo sie fehlen, fodert man gleich einen Beweis mehr, daß der Mann weiter als in seinem Dorfe vorgezeigt werden könne.

Reinlichkeit und Anstand erwartet man auch im Anzuge bey einem Prediger, der sich nicht wegwirft. Es ist wahr, daß das Dorf zu einem wohlfeilern und bloß häuslichen Anzuge berechtiget, und desto mehr, je weiter es von Städten liegt, die sich dahin vergnügen. Man kann es Männern verstatten, in häuslicher Kleidung aufs Feld zu gehen, wenn ihr Dorf keinen Bewohner von Stande, keine Heerstrasse, und keine Stadt in der Nähe hat. Vortheil wird indeß nicht dabey seyn, weil man sein ältstes Zeug anziehen kann, das im Schmutz und Regen weniger leidet, als ein guter Schlafrock, und in Ansehung der Bequemlichkeit muß man zwar, weil sie aufs Gefühl ankommen soll, jedem seine Meynung lassen; käme es aber auf die meisten Stimmen an, so fallen sie vermuthlich da hinaus, man gehe im ordentlichen Habite bequemer aufs Feld als im Nachtzeuge. Schicklicher wird es übrigens jedermann halten, daß ein Prediger im Schlafrocke und mit der Tobackspfeife nicht ins Weite gehe, und es kann sich doch bey aller Abgelegenheit begeben, daß man in diesem Aufzuge von Leuten angetroffen wird, vor welchen man nicht ohne Un-

anständigkeit darin erscheinen kann, und vor welchen sich verbergen oder entfliehen eben so unanständig ist. Die Arbeiten im Garten, die man lieber selber thut, können ohne Nachtheil nicht gut anders, als bey der leichtsten Bekleidung verrichtet werden, man habe aber das Oberkleid und Waschwasser in der Nähe, um sich dem, der uns dabey überrascht, bald ohne Uebelstand zeigen zu können. Die Stadt fodert, daß der Habit des Landpredigers ihn nicht kenntlich mache, sondern aussehe, wie er bey andern aussieht; und es ist ein sehr geringer Aufwand, seinen besten Rock u. s. w. machen oder ändern zu lassen, wie er itzt getragen wird, um in der Stadt ohne Abzeichen damit erscheinen zu können. Der Bauer sieht nicht auf die Mode, und erlaubt, daß man sein übriges Zeug trägt, wie es ist, und so lange es sich tragen lassen will. Die Landwirthinn darf sich ganz dreist in der kurzen häuslichen Kleidung, die zu ihren Geschäften gehört, bey ihrer Arbeit antreffen lassen, und braucht nicht zu entfliehen; aber kenntlich muß sie auch in dieser Kleidung vor allen, die sie umgeben, seyn. Es ist eine unangenehme Verlegenheit, wenn man hört, die Hausfrau sey unter den Arbeiterinnen, und man kann sie nicht herausfinden. Die Farbe, die Ordnung, die Reinlichkeit und ein auszeichnendes Stück ihres Anzugs sollten sie billig gleich auch jedem Unbekannten kenntlich machen. Selbst der Bauer sieht darauf, er mag nicht gern, daß seine Pfarre nicht dem Prediger und seiner Familie einen unterscheidenden Anzug gewähren sollte; ein unnöthiger Aufwand hat seinen Beyfall so wenig, als der Schmutz, der Lappen, und das ganz gemeine Zeug, worin sich auch seine Magd kleidet. Auf dem Lande können die Kinder ungleich wohlfeiler als in der Stadt gekleidet werden; aber nothwendig muß man darauf sehen, daß die Ordnung ihres Anzugs, wenn sie auch fünfmal im Tage hergestellt werden müßte, der Zuschnitt,

schnitt, die Farbe und besonders die Reinlichkeit sie gleich kenntlich mache. Diese Aufmerksamkeit ist nicht kostbar; sie gehört aber unstreitig mit unter die Mittel, wodurch eine schlimme Vertraulichkeit mit Knecht und Magd verhütet wird. Ohne daß ein lächerlicher Stolz bey den Kindern einreisse, können und müssen sie vom genauern Umgange mit dem Dorfe zurückgerufen werden. Daß man ihnen zeitig einen Hauslehrer hält, pflegt übrigens bey weitem das beste Mittel zu seyn.

Wo das Platteutsche die Muttersprache ist, läßt man oft die Kinder sich daran gewöhnen, in der Hoffnung, daß sie mit der Zeit schon hoch zu sprechen lernen würden. Sie lernen es aber, wenn sie nicht von Haus kommen, selten ohne Anstoß, und die viel grössere Geläufigkeit im Platten bindet sie oft mehr ans Dorf, als man nachher gern sieht. Lernen sie erst hoch reden, wenn sie schon herangewachsen, so können sie das Eigenthümliche ihres Dorfs in der Aussprache sich kaum wieder abgewöhnen, und man hört oft an dem Manne, der grammatisch richtig hoch spricht, doch die Provinz noch, in welcher er gebohren ist. Es ist so etwas eigenes mit den Organen der Sprache, die in der Kindheit zu viel oder zu wenig gebraucht sind, schallen immer durch, oder wollen sich nicht vernehmlich machen lassen. Die Eltern thun daher wohl, daß sie stets hoch mit den Kindern sprechen, und besonders wird der Vater auf den richtigen und reinen Ausdruck halten. Itzt richtet er das, wie ich gesehen habe, leicht aus, das Kind spricht, wie die aus der Stadt mit Städtern und seinen Eltern, kann aber auch, wenn es dem Gesinde etwas bestellen muß, wie dieses sprechen. Es scheint eine Kleinigkeit zu seyn, und doch ists zuweilen der Versorgung einer Tochter hinderlich, wenn sie wie eine Bäurinn spricht, und wird dem Sohne auf der Schule und Akademie nachtheilig, wenn er den Spott über

sei-

seinen Ausdruck nicht tragen will. Eine Kindermagd, die hoch sprechen kann, falls sie nicht andere Bedenklichkeiten widerrathen, und zeitig ein Hauslehrer, pflegen von dieser Seite alles Dorfmäßige wegzunehmen.

Man kann manche kleine Arbeit im Garten und Hause, ohne Geitz und Niederträchtigkeit, selbst thun, und manche Hülfe von seinen Kindern annehmen; aber vorzüglich muß man hieben behutsam seyn, daß sie nicht unanständig wird, und besonders nicht den Kindern einen ganz bäurischen Sinn eindrückt. Es giebt Nothfälle, in welchen kleidet, was sonst mißkleiden würde. Im vorigen Kriege war zuweilen kein Knecht mehr, höchstens noch ein alter stumpfer Tagelöhner im Dorfe, da hat mancher Landprediger gethan, wozu er Leibeskräfte und Handgriffe hatte. Bey unbeständiger Witterung in der Erndte, wenn noch dazu einige Leute erkranken, greift man schon ohne Vorwurf mit zu. Ausser diesen Nothfällen aber mißbilliget es Stadt- und Landmann, wenn ein Prediger seines Knechts oder Tagelöhners Arbeit thut; der Bauer thut ja nicht einmal selbst, was er durch andere verrichten lassen kann. Da es an andern Bewegungen nicht fehlt, und ein Tagelohn sich an fünf andern Ecken ersparen läßt: wie will man bey Tagelöhners Arbeit den Vorwurf des Geitzes oder der Niederträchtigkeit von sich ablehnen? Es giebt viel anständige Hausgeschäfte für die Wirthinn, und manche, die sie gar nicht abtreten sollte, wenn nämlich auf die Reinlichkeit und genaue Aufsicht das meiste ankommt. Was aber eigentliche Viehmagdsarbeit ist, oder in der Gesellschaft von Tagelöhnerinnen geschieht, fodert niemand von ihr, kann sie ohne verächtlich zu werden nicht thun. Warum besorgt sie mit grösserm Vortheile nicht lieber die Küche und einige unsichtbare Hausarbeiten, und läßt die Magd, der sie dies aufträgt, unter den Flachsarbeiterinnen sitzen? Sie thut genung, wenn sie ab und an dieser oder jener Arbeite-

terinn auf die Finger sieht, um sich die fertigste zu merken, und die untreue auszumerzen. Setzt sie sich in ihre Mitte, so bekommt sie das bäurische Compliment, das sich die Landleute wol zu machen pflegen, von den Vorbeygehenden mit, und die entschuldigen sich, wenn sie auffährt, hinlänglich damit, daß sie die Frau Pastorinn in dieser Gesellschaft nicht vermuthet hätten. Schlimmer als dies, was Vater und Mutter gemeines thun, pflegt noch die grobe Arbeit zu seyn, die man von Kindern verlangt. Wird der Sohn unter den Pferden groß, so ists eine Ausnahme, wenn er noch etwas mehr als Landwirthschaft lernt, und wenn er die nur ordentlich lernte, in Condition gehen, und einmal eine Pachtung übernehmen könnte! Gemeiniglich aber ist er nicht von Hause zu bringen, wenn er in einer niedrigen Lebensart aufgeschossen ist, und wird nach des Vaters Tode Soldat, weil ihn der Bauer nicht einmal zum Schwiegersohne haben will. O! ja bey Zeiten einen Hauslehrer, oder zum Handwerke mit dem Jungen, ehe er so weit verwildert und verdummelt, daß auch nicht einmal ein guter Soldat mehr in ihm steckt! Ich will hoffen, daß es Ausnahmen gewesen, sonst habe ich mit Prediger Söhnen studiert, die im 16ten Jahre aus dem Stalle auf eine Schule geschleppt, und gezwungen waren, da und auf der Universität auszuhalten, die aber nachher bey erster Gelegenheit sich in einen Bauerhof einkauften oder einheyratheten, und, wie man sich vorstellen kann, ihn nicht erhalten konnten; denn man muß ganz Bauer seyn, oder man verarmt leicht auf seinem Hofe. Vornämlich sind endlich die Töchter zu beklagen, die die Eltern zu ihren Viehmägden gebrauchen, oder vielmehr mißbrauchen. Ein Mann ihres Standes wird sich schwerlich mit einem blossen Bauermädchen verbinden, wenn sie auch ihrer Eltern Vermögen mit manchem Mägdelohne, das sie selbst verdient, vermehrt hat. Sie wird unvermeidlich mit andern, die

ihre

ihre Arbeit thun, bekannt, sie gewöhnt sich an sie, und wird dadurch gleichgültig gegen den Bürger, der sich etwa mit ihren Pfenningen helfen wollte, und bleibt also auf dem Dorfe, ich mag nicht sagen wie? oder verarmt zuletzt in der Stadt. Diese Mißhandlung der Kinder (ich halte sie dafür) scheint mir so unerlaubt, daß ich sie, wenn ich dürfte, an den Eltern strafen würde.

Man wird mir hoffentlich genung abgemerkt haben, wie hoch ich den Landmann, diesen steifen Lastträger des Staats, schätze, und mir also keine Verachtung Schuld geben, wenn ich dem Landprediger rathe, sich ihm nie ganz gleich zu stellen, sondern immer in gewisses Ansehn zu behaupten, das den Bauer bey aller Liebe, die wir ihm abgewinnen, in der nöthigen Entfernung hält. Man läßt fast nie den Leuten, die etwas zu bestellen haben, die Antwort heraussagen, und spricht jeden selbst, wenn man nicht die gerechtste Entschuldigung hat; man erlaubt ihnen aber auch nicht, als zu ihres gleichen, grade zuzulaufen, und läßt es sich merken, daß Leute, die in unanständiger Kleidung kommen, kürzer abgefertiget werden. Der Bauer, der auch sein Ceremoniel hat, begreift es bald, und wagts nicht wieder. Man läßt die meisten Leute in die Stube kommen; aber ihren sogenannten Tagstock müssen sie draussen lassen, und in der Stube keinen Hut aufsetzen. Man redet keinen leicht an, der bey der Arbeit ist, weil die ihn hindert bescheiden zu seyn. Man sagt denen, die uns begegnen, daß sie sich bedecken, weil der Bauer gar nicht gewohnt ist in blossem Kopfe zu gehen, und in der Sonnenhitze bedeckt seyn soll; aber man bricht kurz ab, wenn er es früher, als mans sagte, thut. Man dankt mit dem Munde wenigstens allen Kindern, die uns grüssen; aber man fodert auch, daß sie grüssen, und beschämt sie, bis sie es thun. Man nimmt die Hauswirthe und Wirthinnen mit Bescheidenheit auf, läßt ihnen einen Stuhl setzen,

auch

auch einmal zu trinken reichen; aber eine Pfeife Toback oder andere Vertraulichkeit wird ihnen nicht angebothen. Man besucht Leute in ihren Häusern, wenn man weiß, daß sie keine dringende Geschäfte haben, verlangt, daß man höflich aufgenommen wird, versagt ihnen auch einen Trunk nicht; begehrt aber nie von ihnen bewirthet zu werden, es wäre denn ein alter Gebrauch im Dorfe, daß man mit seiner Familie bey den Vornehmsten zuweilen äße. Man erscheint förmlich eingeladen auf ihren Gastgebothen; verlangt aber nie genöthiget zu werden, bringt nicht so viele von den Seinigen mit, als gebethen sind, und verschenkt lieber was zum Mitnehmen gebothen wird, als daß man um sich greift. Man führt es ein, oder erhält es mit guter Art dabey, daß in der Stube kein Hut auf dem Kopfe bleibt, und nöthiget an seinen Tisch selbst, am liebsten diejenigen, welchen alle übrigen gern in der Höflichkeit folgen. Man sucht selbst ein Gespräch aufzubringen, worauf der Landman hört, um das viele Gemurmel abzuwenden; Zeitungsneuigkeiten, Vorfälle im Lande, alte Geschichte seiner Gegend, landwirthschaftliche Probleme und dergleichen, sind Materien, denen eine ganze gestopfte Stube voll Bauren und Bäurinnen stille Aufmerksamkeit gönnt. Man duldet zur eigenen Erholung und Beobachtung, daß ein offener Kopf einen witzigen Einfall anbringt, der die ganze Gesellschaft unterhält. Ich will, um die Möglichkeit hievon zu beweisen, nur des letzten erwehnen, den ich gehört habe. A. both dem B. eine Wette an, daß er, A. mehr Heu auf seinem Boden habe, als B. Dieser und die ganze Gesellschaft wußte, daß A. in fünf Jahren so viel Heu nicht erndtet, als B. in einem, und verwunderte sich stillschweigend der kühnen Wette, die B. ohne Wink zum Nachdenken gleich eingegangen wäre. Diese Gesellschaft wurde also sehr angenehm überrascht, als A. erklärte, B. habe auf seinem, des A. Boden gar kein Heu.

Der-

Dergleichen Einfälle sind Zucker für Landleute. Man gönne sie ihnen; aber man suche gleich mit einem ernsthaft spitzen Worte den Praler still zu machen, wenn er zumal seinen Unwitz mit einem Fluche geltend machen, oder mit Zoten aufstutzen wollte. Man thut wohl, gleich nach der Mahlzeit sich zu entfernen; die Alten rauchen dann gern ihre Pfeife mit dem Hut auf einem Ohre, und die Jungen tanzen; nun hat der Prediger keine Gesellschaft mehr. Es scheint mir gar unanständig zu seyn, daß des Predigers Töchter auf den Bauerhochzeiten mittanzen, und seine Frau muß es gar nicht thun; ja, wenn man das Ansehn hat, durch welches der Prediger am meisten nutzt, so muß sich kein Bauer einmal unterstehen, zum Tanze aufzufodern; man gehe doch lieber mit seiner Familie nach der Mahlzeit weg; auf der Hochzeit ist der Bauer der nicht, der er sonst ist. Man stehe sammt den Seinigen Gevatter mit jedem, der noch gebeten wird: am Taufsteine steht eines Predigers Frau zur Seite des Bauers recht gut, aber desto schlechter auf dem Tanzplatze. Doch, ich muß aufhören, der Fälle mehr anzuführen, die den Satz erläutern sollen, daß der Prediger nicht, so genannt, verbauern, sondern sorgfältig das Ansehn suchen und bewahren müsse, ohne welches er so nützlich und verdient, als er sich machen soll, nicht gut werden, und auf weitere Beforderung nicht leicht hoffen kann.

Ich kenne die Beschwerden, die ein häufiger Besuch dem Landwirthe zu verursachen pflegt. Der Städter geht im Sommer aufs Land, und in den schönsten Tagen des Sommers, am meisten wenn sie selten sind, und weiß es nicht, oder bekümmert sich nicht darum, welche eilige und wichtige Arbeiten und Aufsicht der Landwirth itzt zu besorgen hat. Die Kosten sind nicht groß, welche ein unvermutheter Besuch macht, aber der Schade kann groß werden, wenn man einen seiner Leute vom Felde rufen lassen muß, und selbst nicht hinkommen kann. Man

thut

thut daher wohl, an solchen Tagen lieber eine Vormittagsstunde, die sonst eigentlich dem Studieren gehörte, aufzuopfern, und seine Leute zu besuchen, und sich vorläufig um jemand im Dorfe zu bekümmern, der auf dem Fall des Zuspruchs Handreichung im Hause thut, damit man nur draussen das Tagewerk nicht irre und aufhalte. Vermuthlich ist doch wol einer von der Gesellschaft, den ein Spatziergang zu den Arbeitern nicht beschwert, mit dem gehe man zu seinen Arbeitern; man richtet damit aus, daß sich die Leute nicht darauf verlassen, der Herr könnte nicht herauskommen, und richtet auch aus, daß sie, um vor einem Fremden nicht getadelt, sondern gelobt zu werden, ihre Sachen vorzüglich gut machen. Am wenigsten kommt der Zuspruch unbequem, wenn man seine Freunde auf einen Tag einladet, den man ihnen ganz widmen kann. Da aber dies mit einigen Ausgaben und jenes mit Hindernissen verbunden ist: so haben genaue Wirthe vortheilhafter gefunden, allen Umgang mit den Städten abzubrechen. Hieraus aber habe ich die übele Folge entspringen sehen, daß diese guten Wirthe in den Städten für Geitzhälse ausgeschrien, und da um alle ihre Connectionen gekommen sind; die allerübelste, und der ich am wenigsten günstig bin, war indeß, daß sie ohne allen Umgang mit der Stadt viel zu tief zum Bauer herabgesunken sind. Wer es weiß, wie sich in den guten Gesellschaften der Städte ohne Unterlaß gewisse Gebräuche einführen und wieder daraus verliehren, der kann sich vorstellen, wie sonderlich und wie abgeschmackt den bloß modigen Leuten ein Mann mit seiner Familie vorkommen muß, der seit fünf oder gar zehen Jahren keine gute Gesellschaft besucht, und also erscheint, noch dazu mit einem auffallenden Zwange erscheint, wie man sich vor fünf oder zehen Jahren betrug. Gleich allgemein wird er zum ewigen Dorfpriester verurtheilt, und, so unartig es auch ist, mit seinen fremden Sitten aufgeführt. — Wenn er indeß keine weitere

Be-

Beförderung verlangte: so könnte er diese Verurtheilung, wovon noch zu appelliren steht, tragen. Ich sehe aber noch auf ein Paar andere Folgen, wenn aller Umgang mit der Stadt aufgehoben ist. Nicht die Wissenschaft allein, sondern besonders gute, feine Gesellschaft emollit mores, nec sinit esse feros. Man wird ohne sie rauh und hölzern, und das kann kein Prediger allein seyn, sondern er macht auch rauh und hölzern, da er doch mit auf dem Lande ist, um zu schleifen und beugsam zu machen. Man wird ohne sie wol gar steif und hart, da niemand mehr nachgebend und geschmeidig seyn sollte, als ein Landprediger, das Muster seines Dorfs. Ob ich mich verständlich hierüber ausgedrückt habe, weiß ich nicht, ich wünschte aber verstanden zu seyn. Hier ist ein Fall, der es deutlicher sagen wird, was ich meyne. Ein Landprediger, der schon lange aller feinen Gesellschaft entsagt hatte, wollte die Schaafhürde noch eine Nacht länger auf seinem Acker haben, und der Bauer sie diese Nacht nicht mehr da lassen; jener setzte sich darauf, um sie zu behalten, und dieser spannte die Pferde vor, und schleppte Hürde, und was darauf saß, fort. Kann man bey der geringsten Feinheit der Sitten so handeln? Kann mans dem hölzernen Bauer verdenken, daß er dem hölzernen Prediger so begegnet? Zur Kriegszeit seinen Knecht zu verliehren ist dem Landwirthe freylich sehr unangenehm. Ein längst verbauerter Prediger sollte ihn zum Soldaten abtreten, und sah den Befehl, dem er gehorchen mußte; er war aber so steif, sich so ganz zur Unzeit zu widersetzen, und ward abgesetzt. Man gebe ja den feinern Umgang mit guter Gesellschaft in der Stadt nicht auf, er bezahlt gewiß was er kostet, und man ist ihn sich und seinem Berufe schuldig. Wer darauf achtet, kann es den Sitten und Gesinnungen der Bauern beynahe ansehen, wie belebt und weich und wirksam auf sie, oder treu ihr Prediger ist.

Viertes Hauptstück.

Vom Verdienste des Predigers um den zeitlichen Wohlstand seines Orts.

Hier habe ich es zuvorderst mit denen zu thun, welche behaupten, um zeitliche Dinge könne und müsse sich kein Lehrer des Christenthums bekümmern, *) er habe genung mit seinem geistlichen Amte zu schaffen. Ich gebe zu, daß es Männer auf dem Lande giebt, denen ihre Kirchen- und übrige Amtsarbeit so sauer wird, und so viel Zeit zur Vorbereitung kostet, daß sie sich um ihren eigenen Haushalt nicht einmal bekümmern können; daß andere nichts als den Platz vor ihrem Schreibtische lieb haben, und jedes andere Geschäft als einen Stöhrer ihres Vergnügens am Studieren meiden, und möglichst kurz abthun; daß einige am Landhaushalte durchaus keinen Geschmack finden, keine Kenntniß davon verlangen, und alles

*) Einige Bekanntschaft mit der Naturgeschichte, mit der Landökonomie, mit der Gesundheits- und Heilungslehre macht einen Prediger seiner Gegend ungleich gemeinnütziger, als eine noch so grosse Bekanntschaft mit Alterthümern, mit der Chronologie, Genealogie, höhern Mathematik, Physik, Kritik ꝛc. Es sind mir Prediger bekannt, die, da sie die Bauren gelehrt haben, durch Pfropfen wilde Bäume zu veredeln, einer ganzen Gegend vorher gänzlich unbekannte Vortheile verschafften; der Bienenzucht nicht zu gedenken. Ueberhaupt sind in unsern Zeiten durch die Leipziger, Hannoverische und andere Intelligenzblätter und ökonomische Schriften manche Prediger als allgemeine Wohlthäter sehr rühmlich bekannt worden. S. Herrn D. Millers Anleit. z. Verwalt. des Lehramts, S. 192 f.

Die Bernsche landwirthschaftliche Gesellschaft hat dreymal des Herrn Diac. Stapfers Beantwortung wichtiger ökonomischer Aufgaben gekrönt. M. s. ihrer Sammlungen 2ten Th. 2tes St. S. 469.

alles, was dahin einschlägt, mit Ekel ansehen, mit Widerwillen besorgen; und daß manche nur einen geringen Theil davon, z. B. den Garten- oder gar nur den Blumenbau in Gunst nehmen, und das übrige vernachläßigen, oder auch den Kopf zur Uebersicht des Ganzen nicht haben u. s. w. Damit ist aber weiter nichts gesagt, als es giebt Prediger, die zu Verdiensten um den zeitlichen Wohlstand ihres Orts nicht aufgelegt sind. Und das weiß ich wohl; ich weiß sogar, daß einige auch zu andern Verdiensten kein Geschick und keine Lust haben — die gehen mich aber nicht an; ich bin mit Männern in Gesellschaft, denen ich erzehle, wie sie sich, bey ihrem redlichen Verlangen nützlich zu werden, allerley Verdienste erwerben können. Die unter ihnen behaupten, daß sie mit der Bemühung um die bereits in den beyden ersten Hauptstücken vorgeschlagenen Verdienste schon hinlänglich beladen wären, hören nun auf, meine Zuhörer zu seyn, und ich bleibe nur noch mit denen in Verbindung, die entweder zu Verdiensten dieser Art die meiste Neigung, auch wol zum Nachtheil anderer, fühlen, oder es für möglich erkennen, das eine zu thun, und das andere nicht zu lassen.

Wer viel beschicken will, hat nichts weiter nöthig, als seine Zeit ordentlich einzutheilen, und dieser Eintheilung strenge gehorsam zu seyn. Dies ist indeß eine der schwersten Lectionen für den Mann, der sich wohl verdient machen möchte, aber an die ländlichen Zerstreuungen schon so gewöhnt ist, daß er nicht einsehen zu können versichert, wo man die Musse dazu hernehmen wolle. Man sollte es kaum glauben, daß Männer, deren Geschäfte man kaum gewahr werden kann, klagen, sie wären bislang behindert gewesen, einen Bericht aufzusetzen, oder ein Protocoll abzuschreiben. Ich meyne, es kömmt alles auf den weisen Gebrauch der Zeit an, dazu ich bereits im dritten Hauptstücke Vorschläge gethan habe. Je-

Jedes Ding hat seine Zeit, nicht allein eine angewiesene und passende, sondern unser Herr Gott hat auch für jedes Ding so viel Zeit geordnet, daß das eine mit dem andern geschehen kann. Wer es überdenkt wird finden, daß man gar füglich sich und die Seinigen erbauen, seine Amtsgeschäfte verwalten, seinen Haushalt besorgen, und selbst auf eine anständige Weise darin mit zugreifen, andern einen guten Rath ertheilen, seinen Freund besuchen, dessen Besuch annehmen, und an ihn schreiben, und sich erhohlen und erquicken könne, ohne das eine über das andere zu versäumen. In eine nähere Bestimmung kann ich mich nicht einlassen, weil, was allgemein darüber gesagt werden kann, in vorigem Capitel schon gesagt ist. So viel ist indeß schon jedem, der Verdienste mancherley Art sucht, klar, daß man sie durch weise Vertheilung der Zeit mit einander erlangen, und also, bey aller schon empfohlnen verdienstlichen Treue, noch immer zum zeitlichen Wohlstande seines Orts mitarbeiten könne.

Wer nun behauptet, daß sich ein Lehrer des Christenthums in Händel der Nahrung nicht flechten müsse, scheint ihn für einen Apostel, oder Mönch, oder Schwärmer, oder für einen blossen Gelehrten anzusehen; und das alles soll er doch nicht seyn, sondern ein Mann soll er seyn, der einem oder etlichen Dörfern die Wahrheiten, Pflichten und Wohlthätigkeit der christlichen Religion aufs fruchtbarste vorträgt, und sie an sich selbst sehen läßt was für ein guter, nützlicher und zufriedener Mensch der Christ in allen Auftritten des Lebens sey. Als ein solcher darf er nun nicht allein selbst Hausvater werden, sondern er ist auch schuldig, seinen Eingepfarrten alle Anweisung und Hülfe zur irdischen Wohlfahrt zu geben. Die dem Prediger bloß von himmlischen Dingen zu reden auflegen, scheinen zu vergessen, daß der Weg zum Himmel durch die Welt geht, daß man ihn durch Mitwirken zum Be-

sten seiner Brüder wandelt, und daß Gott auch auf Erden die Menschen so glücklich, als es seyn kann, haben will. Hier sollen wir dienen, jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat; hier sind unserer Bedürfnisse mehr, denn im Himmel. Wer es sieht, wie seine Nächsten sich leichter ernähren, ruhiger leben und nützlicher werden können, sollte es nicht sagen, nicht dazu helfen, und doch Christ seyn? das glaube ich nicht; ich glaube vielmehr, daß das der verdienstvolleste Prediger ist, der seinen Bauren zur Wohlfahrt dieses und jenes Lebens hilft. *) Ich will

*) Herr Mannheim, dessen Leben im deutschen Museum 1778. 4. u. 5ten Stück, unter dem Namen des Landpredigers erzehlt wird, predigte, nach dem sechsten Stücke, S. 569. am Kirchenvisitationstage, über die beste Art die Wiesen zu wässern, und rechtfertigte sich darüber mit folgender Geschichte: „Es war ein Mensch in einer wüsten Insel, und hatte in zwey Tagen kein Wildpret gefangen. Bey dem heftigsten Anfall des Hungers stieß ein Brett mit einem Mißionär ans Land, der Schiffbruch gelitten hatte. Der Mißionär freuete sich, eine Seele mehr zu gewinnen, ging auf ihn zu, und fragte ihn über die ersten Grundsätze seines Glaubens. Er wollte essen, sagte der andere. Dieser fing an, ihm den katholischen Lehrbegriff vorzutragen; der Proselyt packte ihn an, und fraß ihn auf. So könnte es uns, mutandis mutatis, mit unsern Bauren gehen, wenigstens kann der Trost der Religion, sobald man den Leuten nicht Aussichten weist, durch ihr inniges Vertrauen auf Gott die ersten und nothwendigsten Bedürfnisse ihres Lebens zu befriedigen, nicht anders als höchst unkräftig seyn. Wir finden auch, daß Christus und seine Apostel nicht so geprediget haben. Christus fand seine Jünger, die die ganze Nacht nichts gefangen hatten, und ließ sie einen reichen Zug thun. Der Apostel sagt ausdrücklich, die Gottseligkeit habe die Verheissung dieses und des zukünftigen Lebens.„ So weit Herr Mannheim; mehreres kann ich nicht abschreiben. Herr Möser meynt, die Geistlichen, welchen würklich die Vorsorge für ein grösser Theil unserer zeitlichen Glückseligkeit obliegen sollte, als man ihnen insgemein gönnet, müßten die ein-

will mich lieber nicht länger dabey aufhalten, weil die Einwendungen: es sey nicht verträglich, Evangelium zu predigen und einen guten Rath zum Besten seines Orts zu geben; und: man könne das letzte nicht ohne Nachtheil des Ersten thun u. s. w. weil die aus Unvermögen, oder aus Vorstellungen, die itzt ziemlich veralten, herzurühren scheinen. Der Bauer versteht nichts weniger, als die Kunst zu abstrahiren; wer ihm in keiner irdischen Angelegenheit rathen kann und will, dem traut er schwerlich das Geschick und die Ehrlichkeit zu, ihn zur wahren Vorbereitung auf die Seligkeit führen zu können. Erst muß man sich seinen Augen als ein geschickter und ehrlicher Mann zeigen, dann gilt man ihm dafür auch da, wo er nicht hinsehen kann.

Ist die Kenntniß, welche der junge Prediger von Oekonomie hat, nur allgemein, so wird er voreilig nichts ändern, sondern fürs erste Orts Gebrauch lernen und annehmen, aber nun desto leichter übersehen können, ob der das gehörige Verhältniß zum Ganzen hat oder nicht hat. Die oben gewünschte Relation würde ihn geschwinder mit seines Orts Umständen bekannt machen; ist sie indeß nicht da, so muß er fragen: denn rathen und bessern kann er nicht ehe, als bis er hinlänglich unterrichtet ist.

Unserer Dörfer Wohlstand beruht, meiner Einsicht nach, darauf, daß ihre Einwohner haben, wovon sie sich nähren können, daß sie ihr Eigenthum oder Nahrungsquelle möglichst nutzen, und daß sie diese Nutzung auch wirthschaftlich anwenden. Man sieht Dörfer mit allem, was seine Bewohner erhalten und reich machen könn=

einzelnen Glieder ihrer Gemeine beständig in einem solchen Lichte erhalten, daß einer dem andern sein Vermögen ohne Handschrift vertrauen kann. S. dessen patriotische Phantasien, 2. Th. S. 262.

könnte, versehen, und die Leute doch arm; und andere recht dürftig ausgesteuret, aber dennoch ihre Einwohner wohlhabend: das macht, jene nutzen nicht genung, und verschwenden; diese kennen alle Vortheile, und sind dabey sparsam. Ferner kann ein Dorf reiche Grundstücke, aber dabey auch so viele Einschränkungen und Abgaben haben, daß es darunter nicht hervorzukommen vermag; und ein anderes wenige und kümmerliche Grundstücke besitzen, dabey aber mehr Freyheit, sie zu nutzen, und weniger Lasten auf dem Halse haben. Selten werden sich zwey Dörfer in völlig gleicher Lage befinden, und selten eins seyn, das nicht noch der Verbesserung bedürfte. So sehr ich nun eine patriotische Bemühung darum dem Prediger empfehle, so dringend rathe ich ihm, sich zuvor den wahren Zustand völlig bekannt zu machen, wozu nicht die Kenntniß der Grundstücke und des Gewerbes allein, sondern auch die Lage des Orts und alle seine Verhältnisse gehören. Nun will ich meine Gedanken über die Verbesserung selbst mittheilen, und dabey bitten, sie weder gradezu für durchaus thunlich, noch für durchaus unthunlich zu erklären. Jenes würde mir Schwachheit scheinen, und dies auch. Ich kann nichts weiter als Anweisung zu Verdiensten geben, wozu die Umstände selbst die Gelegenheit verschaffen müssen.

Gesetzt nun erstlich, unser Ort hätte wenige und magere Grundstücke, wovon der Bauer nur säuerlich und kärglich sein Brodt gewinnen könnte, so wäre die Frage, ob sie sich vergrössern liessen? oder ob sie zu verbessern seyn möchten? oder ob sich nicht noch andere Nahrungsquellen finden wollten? Freylich mag die Vergrösserung nur selten thunlich seyn, aber doch auch so unthunlich nicht gleich an allen Orten, als man wol voreilig behaupten dürfte. Res nullius giebt es in Teutschland nicht leicht, aber landesherrschaftliche und adeliche Grundstücke giebt

giebt es, die eine Gemeine erhalten kann; die den Clöstern gehörige nenne ich nicht, weil sie nicht leicht zu erlangen stehen. Es soll also einmal ein Theil unserer Feldmark dem Fürsten oder einem Edelmanne zustehen, der dem Dorfe aufhelfen könnte, wenn er ihm abgetreten würde. Nun erkundige man sich, was der Eigenthümer nach Abzug der Unkosten für die Cultur, die Gebäude u. s. w. an reinem Gewinne davon zieht, und wie hoch es der Bauer nutzen könnte, wenn er sich, nach Beschaffenheit seiner Güter, darin theilte. Findet sich, wie es sich wahrscheinlich finden würde, daß das Dorf damit auf einmal verbessert werden könnte, so suche man es ihm zu verschaffen, falls es zu erhalten steht. Bey einem Vater des Vaterlandes dürfte der Vorschlag eines Predigers schwerlich unweise angebracht, schwerlich gleich von der Hand gewiesen seyn; wenigstens wäre es traurig, wenn der Patriot gleich zum Stillschweigen verurtheilt würde. Und bey Familien kommen auch zuweilen Umstände vor, unter welchen das Erbiethen, ihnen ein der Lage nach nicht sehr einträgliches Grundstück abzunehmen, willkommen ist; wer sie beachtet kann zuweilen mit Vortheil kaufen. Die beyden größten Schwierigkeiten werden indeß die seyn, eine ganze Gemeine dahin zu bringen, daß sie es einmüthig sucht, und, sie in den Stand zu setzen, daß sie einen solchen Ankauf bestreiten kann, weil der Verkäufer vermuthlich die ganze Summe baar verlangt. Sind die Leute noch so träge, so neidisch, so furchtsam, daß ein solcher Entschluß nicht zu erwecken steht, so öffnen sie damit dem Prediger Gelegenheit zu einem andern Verdienste, das er vielleicht bisher nicht gesehen hat, zu dem, erst ihre Denkungsart zu bessern, und seinen Nachfolger zu belehren, wo er anfangen müsse, um Wohlthäter seines Orts zu werden. Wäre aber die Gemeine einstimmig klug genung, den Vortheil dieser Vergrösserung zu wünschen, nur zu unvermögend dazu, so hat ein Prediger

ger immer ehe Gelegenheit, Wege zu kennen, die ihr verborgen bleiben. Er leihe selbst was er kann, oder verschaffe es von seinen Verwandten, oder von den Mitteln einiger Kirchen, wenn es eine nicht hat, oder von seinen Freunden; sicher genung pflegt eine ganze Gemeine zu seyn. Es ist freylich mit vieler Mühe verbunden, aber ohne Mühe giebts kein Verdienst; und das, einem Dorfe zu einem Grundstücke geholfen zu haben, wodurch es aus der Noth zum Wohlstande kommen kann, ist schon ein Bischen Mühe werth. Wer das Herz dazu hat, wird ohne mein Erinnern zugleich darauf bedacht seyn, wie auf die leichtste Weise für die Gemeine das erforderliche Anlehn nach und nach wieder getilget werden könne.

Man wird mir zweyerley entgegensetzen; das erste: mein Vorschlag sey unthunlich; das zweyte: er sey so nützlich, als er scheinen möchte, auch nicht. Jenes muß ich fast zugeben, wo die Bauerhöfe Meyergüter sind: dies ist die stärkste Einwendung, die ich kenne. Der Bauer sorgt, daß dem Gutsherrn zuwachse, was dem Hofe zuwächst, und daß er mit seinem Schweisse mehr jenem als den Seinigen diene, weil er gehört haben mag, daß aus Anger oder Holze gerodete Aecker, die man bey Räumung des Hofes zurückbehalten wollte, dem Gutsherrn, als zum Hofe gehörig, zugesprochen sind. Es versteht sich von selbst, daß ich mich hierauf nicht näher einlassen kann; wünschen darf ich aber, daß dem abziehenden Meyer wenigstens die Hälfte von dem Werthe des zum Hofe gebrachten Ackers vergütet werden möchte. Zugegeben, daß der Gutsherr an der ganzen Dorfmark seinen proportionirlichen Antheil hat, mithin es schon sein Eigenthum ist, was der Meyer aus Anger, der seiner Lage nach zu Viehweide nicht gebraucht werden konnte, oder aus einem wenig einträglichen Buschwerke, oder gar aus einem Sumpfe zu Acker gemacht: so konnte er doch

nicht

nicht weiter als an Grund und Boden Antheil haben, die Veredelung desselben bleibt des Meyers Verdienst. Eingeräumt, daß diesem die lange Nutzung des veredelten Grundstücks als Erstattung der darauf verwandten Kosten und Mühe angerechnet werden könnte: so ist doch damit sein Einfall und sein Eifer, ein brauchbares Stück Land zum Eigenthum seines Gutsherrn zu bringen, noch nicht belohnt, und der müßte, nach meiner Meynung, belohnt werden, weil er nicht häufig, nicht ohne manche Ueberlegung und Schwierigkeit auszuführen, und nicht ohne Gefahr ist zu mißrathen, die doch der Bauer allein übernimmt. Soll indeß der Bauer alle Verbesserung durchaus bloß zum Besten seines Gutsherrn gemacht haben, so sorge ich, daß hier summum Jus eintritt, und daß er träge genung wird, lieber in Sumpf, Busch und Anger ausarten zu lassen, als daraus artbar zu machen. Dies ist nun freylich ein anderer Fall als der, womit ich zu thun habe. Erweislich zugekauftes Land, das Eigenthum eines dritten, kann hoffentlich kein Gutsherr, als zum Hofe gehörig, mit hinnehmen, wenn der Meyer einmal abzieht. Indeß kann es der Landmann befürchten, weil er mehr als zu furchtsam ist, und daher Scheu tragen, etwas zu seinem bessern Unterhalte anzukaufen. Eben der Umstand, daß der Bauer kein Eigenthum hat, kann ihn von Vergrösserung der Grundstücke auch deswegen zurückhalten, weil er nicht absieht, was sie seinen Nachkommen helfen können, wenn die einmal den Hof liegen lassen müssen. Ich weiß recht gut, daß es den Gutsherren möglichst erschwert ist, den Meyer wegzujagen; aber man kann für seine Nachkommen nicht gut seyn, daß die Umstände, unter welchen sie abgemeyert werden dürfen, nicht eintreten könnten, auch nicht voraus wissen, ob sie es nicht einmal gut fänden, die Meyerstäte stehen zu lassen, und sich zu einer andern Lebensart zu wenden. Was machen sie nun mit dem angekauften

Lande?

Lande? Einen eigenen Hof daraus zu machen und aufzubauen, hat so viel Schwierigkeiten, als ich itzt nicht erzehlen mag, und aus Noth etwas verkaufen sieht der Bauer für noch viel nachtheiliger an, als es gemeiniglich zu seyn pflegt. So lange er also nicht viel mehr als Pächter ist, kein Eigenthum hat, wird er zur Vergrösserung der Grundstücke schwerlich zu bewegen seyn. Ich wünsche daher, daß er zum Eigenthum kommen möge, und sehe das als seine erste Verbesserung an, wollte auch wol den Gutsherren dazu rathen, für ihr Eigenthumsrecht ein billiges Stück Geld zu nehmen, weil die Klagen über die schlechte Beschaffenheit des Korns und der andern Naturalien, die der Meyer zu liefern hat, sehr häufig sind, und nicht gar leicht gehoben werden können, und weil Familien in Umstände gerathen können, da der Abtrag der Naturalien ihnen mehr beschwerlich als vortheilhaft ist.

Die Vergrösserung der Grundstücke soll weiter einem Dorfe auch so nützlich, als es scheinen möchte, nicht seyn. Will man damit sagen: rustica gens est optima flens, so antworte ich gar nicht darauf. Will man aber sagen: das Dorf ists nun einmal gewohnt, sich aufs kümmerlichste zu behelfen, und in Gefahr, auf verleitende Abwege zu gerathen, wenn es von seiner Heerstrasse, so schlimm sie auch ist, auf einen bessern Weg gewiesen wird. Ich gebe zu, daß sich nicht leicht jemand ruhiger nach der Decke streckt wie der Bauer; wenn man aber den, der die sauerste Arbeit bey der äussersten Dürftigkeit gelassen trägt, unter dem Drucke lassen soll, so muß man niemanden, oder nur den Unruhigen verbessern, und beydes wird wol nicht statt haben können. Die Besorgniß, daß der auf einmal verbesserte Bauer zu wählig, träge, oder verschwenderisch werden möchte, ist deswegen ungegründet, weil ihm das neue Grundstück nicht

ge=

geschenkt, sondern verkauft wird, daher seine Verbesserung hiedurch so langsam kömmt, daß er Zeit genung hat, derselben, ohne Reitz zur Ausschweifung, gewohnt zu werden. Es ist überhaupt in den meisten Gegenden hinlänglich dafür gesorgt, daß sich der Bauer zum Edelmann nicht erheben kann; und sie möchte überdas mehr rechtschaffen als wirksam seyn, die Sorge eines treuen Predigers, nämlich, seinen Eingepfarrten von der niedrigsten Armuth zu einem hinlänglichen Unterhalte zu verhelfen.

Oft hat ein Ort Grund und Boden genung, aber er taugt nicht, und kann seine Eigenthümer nicht nähren. Ich hoffe indeß, der Fall wird selten seyn, daß einer solchen Gegend auf keine Weise zu helfen stehe. Der Bewohner mag freylich durch Armuth niedergedrückt keinen Gedanken darauf wenden, und die Sache für unmöglich halten; ein Prediger aber mit einiger Naturkunde, einem offenen Kopfe und mehrern Muthe versehen, wird nicht gleich zweifeln, sondern locale Ueberlegungen von der einen und andern Seite anstellen, und schwerlich ganz umsonst anstellen. Wo es die Witterung nicht unmöglich macht, daß Korn reif werden kann, da läßt sich auch der undankbarste Acker wo nicht zu allen, doch zu einigen Arten von Getraide tragbar machen. Der Prediger aber muß es den Leuten weisen, und daher aus ökonomischen Schriften lernen, wie man den Stein und Sand, den Leim und Moor, den Berg und das Thal zwingen könne, fruchtbar zu werden.*) Häufig liegt bey dem einen Grunde ein anderer, die sich einer durch den andern verbessern lassen; vielfältig läßt sich das Wasser ab- und herziehen; oft der zu strengen Luft etwas entgegen

*) Bey dieser Gelegenheit empfehle ich, der Schweitzerischen Gesellschaft in Bern Sammlungen von landwirthschaftlichen Dingen.

gen setzen, und der mildern der versperrte Eingang öffnen. Es ist unmöglich, hierüber locale Vorschläge zu thun. Man muß sich völlig unterrichten, woher die Unfruchtbarkeit rührt, der Augenschein ergiebt es nicht allemal, der Boden will oft tief untersucht, und zuweilen die Nachbarschaft Meilen weit gekannt seyn. Hat man mit Zuverläßigkeit die Quelle gefunden, so müßte die Gegend sehr unglücklich seyn, wenn sie nicht ihres gleichen hätte, wo Verbesserungen versucht, geglückt und bekannt gemacht sind. Daß der Prediger den Ursprung der Unfruchtbarkeit entdecken könne, wenn ers darauf anlegt, und Verbesserungen vorzuschlagen wisse, wenn er liest und nachdenkt, das glaube ich so leicht, und dazu rathe ich so ernstlich, als gern ich zugebe, daß sich die richtig eingesehenen Verbesserungen, der Nachbarschaft wegen, aus Unvermögen, aus Trägheit, und bey dem Widerstande, der sich hie und da findet, nicht oft möglich machen lassen. Indeß sind patriotische Rathschläge nicht zu allen Zeiten unthunlich; die Hindernisse unserer Tage können bey dem Nachfolger wegfallen; der ehrliche Mann hebe seine Vorschläge für den auf, und sehe aufs Gute, was geschehen soll, und nicht auf die Person, welche zum Werkzeuge dazu bestimmt ist.

Vielfältig ist es Eigensinn, unserm Boden abzufodern, was ihm nicht gegeben ist, nicht verschafft werden kann, und dagegen nicht annehmen zu wollen, was er so willig, so reichlich darbiethet. Er soll Korn tragen, da er Gras zu tragen bestimmt ist, durchaus kein Holz nähren, und das Holz nicht nähren, wozu er alle Kräfte hat, warum? Was würden die Alpen einbringen, wenn sie gepflügt werden sollten? Der Prediger beachte des Bodens Art, und empfehle seinen Eingepfarrten die Benutzung, wozu er von Natur Anlage hat, den Ackerbau, die Viehweide, die Holzpflanzung, die Teichnu-

tzung

ßung u. s. w. Ich weiß wohl, was es für Schwierigkeit hat, eine einmal angenommene Einrichtung zu verändern, sage aber auch nicht, daß er sie auf einmal verändern solle, wie er ohnehin wol lassen muß, sondern begreiflich soll ers ihnen machen, und möglichst aus seinem Vorgange sichtbar, daß diese Nutzung des Bodens viel einträglicher als die bisherige sey. Nach und nach richtet sich der Landmann darnach ein, ein neues Product zu befördern, und davon zu leben, und damit ist oft sein Wohlstand auf einmal gegründet, wie er dagegen nie fest werden kann, wo man darauf besteht, den Boden zu zwingen. Ein grosser Herr kann anlegen, leiten und umschaffen, was von Natur nicht entstanden seyn würde, und halten, was sich selbst gelassen bald wieder fallen müßte; des Landmanns erste Regel aber ist: laß deinen Boden tragen, wozu er von Natur taugt, und nutze ihn, wie er genutzt seyn will.

Zuweilen will der Boden mit seiner Oberfläche den Bewohner nur zur Hälfte nähren, und ihm die andere Hälfte des Unterhalts aus seinen Eingeweiden reichen, aus seinen Steinen, Thon, Schiefer, Salz, Mergel u. dergl. Der blosse Landmann denkt selten darauf, und versteht noch seltener die Winke der Natur auf die verborgenen Schätze der Erde. Der Prediger aber sollte so viel Naturkunde besitzen, diese Winke zu verstehen, und so viel nützliche Neugier haben, ihnen zu folgen, das Arbeitslohn des Nachgrabens nicht scheuen, um seinen Eingepfarrten zu weisen, was ihr Boden zu ihrem Wohlstande in sich schließt. Ist es erst entdeckt, so kann man leicht von Werkverständigen erfahren, wie es heraufgeholt und abgesetzt werden könne, und dann findet sich auch schon jemand, der auf solche Schätze ein Anlagekapital zum Betriebe herschießt, wenn die Gemeine selbst zu unvermögend dazu wäre.

Wer nun seine Eingepfarrten lehrt und in den Stand setzt, an ein neues, nöthiges Grundstück zu gelangen, oder ihren Boden fruchtbarer zu machen, oder seine natürlichen Kräfte besser zu nutzen, oder von seinen innern Schätzen Vortheil zu ziehen, der hat, meyne ich, schon neue Nahrungsquellen eröffnet; es lassen sich aber noch andere, falls diese durchaus nicht fliessen wollten, auffinden. Ich zweifle, daß in Teutschland eine Gegend sey, die ihre Bewohner platterdings nicht zu ernähren vermöge, und glaube immer, daß man noch nicht genung versucht habe, ihre natürlichen Güter zu nutzen. Wäre es indeß geschehen, so bleiben noch immer die Handarbeiten über, die theils verbessert, theils neu eingeführt werden können. Hiedurch verstehe ich nicht eigentlich die Vorspanne, womit sich ganze Dorfschaften unterhalten. Sie sind, wo die Schiffahrt fehlt, zur Betreibung des Handels freylich unentbehrlich, die Lage des Dorfs aber muß sie begünstigen, und die erweisliche Unmöglichkeit, von ihrem Grunde zu leben, allein rechtfertigen. Ich habe nichts dawider, daß zuweilen ein Bauer zu einer kurzen Reise anspannt, um eine Ausgabe zu verdienen, wenn er seinen Ackerbau damit nicht versäumt. Wo es aber Orts Gebrauch ist, Jahr aus Jahr ein auf der Heerstrasse zu liegen, da muß man mir erst beweisen, daß man durchaus sonst kein Brodt haben könne, wenn ichs billigen soll; denn ich argwohne, daß eben dies beständige Fahren die Zeit, die Lust und den Dünger zum Ackerbau entziehe, und daher die einzige Ursach sey, warum der Acker nicht ernährt, und die übrigen Schätze des Bodens ungenutzt liegen bleiben. Da es überdas die rohesten Sitten zeugt, die wahre Mutter der Faulheit ist, und am Ende gewöhnlich mehr arme als reiche Leute macht; so rathe ich dem Prediger eines solchen Orts, desto aufmerksamer seine andern Güter aufzusuchen, die Einwohner zu deren ruhigern Benutzung

zu

zu ermuntern, und sie dadurch von einer so wüsten Lebensart abzubringen. Wie will denn aber, sagt man, der Handel damit bestehen? Der Handel muß freylich unerschwert blühen; ich meyne aber, die Frachtfuhrleute sollten ihre Wohnung in den Städten haben, wo es dem Kaufmanne bequemer ist, wo stärkeres Zugvieh und Wagenzeug, als der Bauer bedarf und anschaffen kann, bloß hiezu gehalten wird, wo der Landmann seine Producte versilbern soll, und wo der Ackerbau darüber nicht versäumt, und der Boden mit seinen andern Gütern nicht vernachläßiget wird. Der Mann in der Stadt, der Waaren zu verfahren übernimmt, hält Knechte vom Baurenstande, die sich nur eine Zeitlang, um etwas zu verdienen, in diese wüste Lebensart begeben, und dann in einen Bauerhof zu kommen suchen, wo sie ruhiger und reiner ihre Tage hinbringen können. Mir scheints also ein Verdienst zu seyn, wenn ein Prediger seine Eingepfarrten auf ihren Höfen erhalten und beschäftigen kann.

Die Handarbeiten, welche ich empfehle, wenn ein Dorf durchaus auf und in seinen Grundstücken so viel rohe Producte, als es zu seinem Wohlstande bedarf, nicht gewinnen könnte, sind besonders die mit Flachs und Wolle. *) Ich bin völlig der Meynung, daß das Dorf nur die rohen Producte gewinnen und ihre Verarbeitung den Städten überlassen solle. Hier ist aber der Fall, daß die Grundstücke, nach der genauesten Untersuchung, so viel wie der Bauer zum Lebensunterhalte nöthig hat, nicht liefern; und nun muß entweder das Dorf eingehen, oder sich mit Handarbeiten ernähren. Was können wir aber, nach hiesiger Landesart, dazu bequemeres finden als Flachs und Wolle? Jenen trägt fast jede Gegend, wenn

*) Ich bitte hiebey Etwas von der Societäts-Fabrik zu Hameln, im 6. und 7ten Stücke des Hannoverischen Magazins v. 1780. nachzulesen.

wenn Fleiß darauf verwandt wird, und das Fehlende ist noch gewöhnlich auf der Nachbarschaft zu haben. Der Verbrauch davon hat sich überdas so weit ausgebreitet, daß ihn die Städte nicht beschaffen können. Man ermuntere also zum Flachsbau und zum Spinnen; macht es nicht reich, so ernährt es doch. Es würde aber mehr Vortheil, als viele Oerter davon ziehen, dabey seyn, wenn man ihn feiner verarbeiten, und selber verweben wollte. Grade in den magersten Gegenden, wovon hier die Rede ist, läßt sich der feinste Flachs gewinnen; und durch feineres Spinnen ein Pfund drey- vier- fünfmal theurer auszubringen, beruhet bloß auf bessere Gewohnheiten und Handgriffe, und auf mehrere Reinigung des Flachses. Der Prediger suche durch seine Frau den Leuten die Vortheile hievon begreiflich zu machen, und vermöge seine Gattinn, die jungen Mägdchen darin zu unterweisen, denn unter den Alten möchten wenige seyn, die ihre Handgriffe zu verbessern Lust hätten. Es wird indeß schwer halten, in den Gegenden, die ans grobe Spinnen gewöhnt sind, hierin etwas zu verändern, weil man sagen wird: unser Flachs läßt sich nicht feiner bereiten, unsere Finger werden durch andere Arbeit zu steif und hart, einen dünnern Faden zu ziehen, und das grobe nimmt der Kaufmann lieber und bezahlt es besser als das Mittelgarn. Ist es bey allen Versuchen wahr, daß der Flachs durchaus grob bleibt, so muß man freylich die Sachen lassen wie sie sind, ich zweifle aber, daß der Landmann hiebey viel versucht hat. Je unentbehrlicher ihm der Flachsbau zu seinem Unterhalte ist, und je nachtheiliger ihm ein fehlschlagender Versuch werden würde, desto weniger wagt er ihn, darf er ihn wagen. Grade der Umstand, daß der Bauer mit dem Flachse blühet und leidet, läßt mich glauben, daß mit diesem Producte noch lange nicht alle Versuche angestellt sind, und glauben, daß ihn ein ökonomischer Prediger ungleich

gleich feiner da wird gewinnen und bereiten lassen können, wo man behauptete, daß er nur grob gezogen und verarbeitet werden könnte. Uebrigens ist es nur steife Anhänglichkeit an Orts Gebrauch, wenn man den Fingern Schuld giebt, nicht feiner spinnen zu können. Wer jung dazu gewöhnt ist, oder sich nachher nur dazu gewöhnen will, wird, wenn der Flachs erst feiner bereitet ist, ohne Mühe nach und nach seinen Faden immer mehr zu verfeinern lernen. Aber, wenn man nun das bessere Garn nicht so gut anbringen könnte! Schlimm genung, daß wir so weit herab sind, um des lieben Brodts willen den allergeringsten Lohn unserer sauren Arbeit annehmen zu müssen. Wollen wir den Gewinn von einem Acker Flachse nicht so gering nehmen, daß unsere Nachbaren reich davon werden können, so drohen sie, unser Garn nicht mehr zu kaufen, und wir sind so hungrig, es ihnen für den Preis hinzugeben, wobey sie Reichthum und wir das eitele Brodt gewinnen. Ich möchte weinen, wenn ich den armen Bauer gezwungen sehe, theuren Lein zu kaufen, den Acker damit zu entkräften, zehenterley saure Arbeit dabey zu thun, und das Garn denn so wohlfeil hinzugeben, daß er sich aufs kümmerlichste satt essen, und wenigstens vier Kaufleute reich damit machen kann. Aufs allerbilligste sollte er doch seine Arbeit und Gefahr hinlänglich bezahlt erhalten. Ein Prediger ist viel zu schwach, hiebey viel zu thun; es ist ein Regierungsgeschäft. Indeß möchte ich wol sehen, ob es nicht Aufmerksamkeit erweckte, wenn ein grosser Theil derselben sich ein Paar Jahre die leichte Mühe gäbe, zu bemerken, wie viel Aecker auf ihres Dorfes Feldmark Lein trügen, wie viel Pfund reinen Flachses daraus, grob und fein bereitet, gewonnen, wie viel Bund Garn, und wie viel Pfund bereiteten Flachses verkauft, und wie viel dafür an Geld eingenommen werde *). Wäre dies so ziemlich aus-

*) Von den Chur-Hannoverischen Landen theilt Herr Profess. Beck-

ausgemacht, dann liesse sich überschlagen, was im Durchschnitt ein Acker eingebracht, und wie viel der Bauer, nach Abzug der Zubereitungskosten und des Arbeitslohns, dabey gewonnen. Fände sich nun, daß von dem beträchtlichsten Producte mancher Gegend, das itzt für den größten Theil der Menschen unentbehrlich geworden, der Bauer wenig mehr als das Tagelohn, der einheimische Kaufmann beträchtlichen Vortheil, und der auswärtige den größten Gewinn hat, dann müßte die Regierung überaus schwach seyn, wenn sie nicht zu veranstalten vermögte, daß das Garn im Lande verarbeitet, der Leinwand häufiger als fremde Zeuge getragen würde, und der Kaufmann diesen statt des Garns dem Fremden zuschick-

Beckmann folgende Nachricht hierüber mit: Aus einer zuverläßigen Tabelle weiß ich, daß vor 10 oder 12 Jahren im Amte Calenberg 2400 Morgen, im Amte Aerzen 205, Blumenau 611, Gronde 600, Ohsen 118, Hardegsen 257, Westerhof 217, im Leinebergischen Gerichte zu Göttingen 235, zu Salzderhelden 230, in der Grafschaft Schauenburg, im Amte Lachen 400, Sternberg 416, Burgdorf 45, Lüne 63, Medingen 60, Syke, in der Grafschaft Hoya, (welches 10910 Morgen Saatland hat,) 641, im Amte Westen und Tedinghausen 600, Lemförde 100 Morgen mit Lein besäet worden sind. Der Verkehr mit Leinen und Leinengarn betrug damals jährlich im Amte Polle 3600 Rthlr., im Amte Brunstein 1260, Erichsburg 980, Friedland 5000, Hardegsen 1203, im Leinebergischen Gerichte 3525, im Amte Herzberg 8714, Rotenkirchen 15000, Salzderhelden 20000, Lachem 87000, Sternberg 70000, Lüchow 24000, Ehrenburg 118, Hoya 21000, Syke 7652, Westen und Tedinghausen 10800, Lemförde 9000, im Gerichte Osten 300 Thaler; also in allen diesen 18 Aemtern zusammen 288852 Thaler. Damals hatten 47 Aemter in allen 6628 Weberstühle zu Leinen — Nach einem sehr wahrscheinlichen Ueberschlage beträgt der Verkehr mit Leinen und Leinengarn in den sämmtlichen Königl. deutschen Landen jährlich eine Million Thaler. Grundsätze der Landwirthsch. (Göttingen, 1775.) S. 390 f.

schickte. Den will er aber nicht. Er muß, wenn er Garn nicht mehr bekommen kann; nur müßte der einheimische Kaufmann indeß vermögend gemacht werden, das rohe Garn weben zu lassen, und den Leinwand, den der Bauer selbst gefertiget, zu kaufen. Die Waare verliehrt durch Liegen nicht, und sie ist zu nöthig, als daß sie ganz liegen bleiben könnte. Indeß weg mit allen Entwürfen, wozu ich keinen Beruf und kein Geschick habe! Mir gnüget, wenn der Bauer diese an sich so nöthige und einträgliche Arbeit künftig für einen billigern Lohn verrichten möchte.

Man kann es, denke ich, des Predigers Frau nicht verwehren, mit Grunde nicht einmal übel nehmen, wenn sie Leinwand auch zum Verkauf weben läßt. Aber wird man ihr auch erlauben, es auswärts zu verkaufen, wenn der inländische Kaufmann ihr zu wenig dafür böthe? Darf sie es nicht, nun so bin ich mit meinem Vorschlage wieder am Ende; sonst wollte ich eben anfangen zu zeigen, daß mit dieser Erlaubniß ein armseliges Dorf, dem ich gern helfen möchte, viel gewinnen könnte. Ich will einmal annehmen, daß es nicht wider Landes Ordnung wäre, und ein Prediger die Gelegenheit hätte, Leinwand mit Vortheil los zu werden, wie er mit einiger Mühe hoffentlich haben kann: so könnte es einem armseligen Orte zu grossem Vortheil gereichen, wenn sich dessen Frau mit Verfertigung desselben befaßte. Indem sie den Flachs aufkaufte, ersparte sie den Leuten Wege nach der Stadt, beförderte dessen Bau und bessere Zubereitung; wenn sie spinnen liesse, könnte nach und nach ein feinerer Faden eingeführt werden, der bessere Lohn würde die größte Ermunterung dazu seyn; der Leinweber zöge dahin, wo er zu thun fände; und durch eine eigene Bleiche würden auch mehr Hände beschäftiget. Dieser Vorschlag kann Schwierigkeiten aus der

Natur des Orts haben, sie müssen aber, denke ich, selten seyn. Und wenn auch diese kleine Nahrungsquelle mit dem Ableben eines patriotischen bemittelten Predigers wieder verseigen sollte, so wäre doch vielleicht bey einigen Einwohnern dadurch Lust erregt, das Verkehr fortzusetzen, und damit ihre Umstände zu verbessern. Es giebt schon ziemliche Striche, größtentheils auf magerm Boden, wo jeder Landmann, auch des Predigers Tochter ohne Uebelstand, nicht allein den eignen Leinwand webt, und ihn zu einem beträchtlichen Theile der Kleidungsstücke ganz artig zurichtet, sondern auch zum Verkaufe webt, und also verkaufen darf, los werden kann, und gewinnt. Wer es eingeführt hat, weiß ich nicht. Wo es vortheilhaft ist, fehlts vielleicht nur an einem Anfänger; eine wirthliche Predigersfrau könnte das so anständig seyn; vielleicht wars eine, die jenen Gegenden diese Nahrungsquelle öffnete. Die erste Unternehmerinn würde sich aber noch verdienter machen können, wenn sie das noch häufig unbekannte Knütten, besonders von Zwirn, einführen, lehren und verbessern möchte. Oft ists nur eine solche Fertigkeit, die ein Dorf zu ernähren vermag, und nur einer nöthig, der die Anweisung dazu giebt; und es hat keinen Zweifel, daß der Flachs noch mehr Leuten Brodt und reichlicheres Brodt, als er ihnen bereits verschafft, geben kann; man lasse sich nur zu Versuchen ermuntern.

Gemeiniglich ist da, wo der Boden wenig trägt, trockne, gute Schaafweide, mithin aus Verarbeitung der Wolle Nahrung zu verschaffen. An sehr vielen Orten hat man bisher nichts gethan, als sie abschneiden, und zur Stadt bringen, und noch fast gar nicht versucht, sie zu verfeinern, zu reinigen, und selbst zu verarbeiten *).

Der

*) Ausser 5 bis 6000 Stück leinenes Garn, werden von der So-

Der Bauer selbst kann auch schwerlich auf Nutzungen verfallen, wovon er gar keine Vorstellung hat.

Ist

Societäts-Fabrik zu Hameln jährlich an wollenen Garn ungefähr 6000 Pfund grobes und 5000 feines, worunter aber die Garne der Wollen-Strumpfweber nicht mit begriffen sind, verbrauchet. Die groben Garne werden sämmtlich, und die feinen zum größten Theil im Lande, nemlich in und um Hameln und zu Lüneburg gesponnen. Um Hameln ist diese Wollenspinnerey nunmehro zu Springe — gängig, wo sie allenthalben, ohne daß vorher auch nur eine Spur dieser Art Spinnerey daselbst zu finden gewesen wäre, auf Befehl der Königl. Landesregierung und nach der besondern Anordnung des sel. Herrn G. R. von Bremer, von dem Herrn Verfasser des Aufsatzes, mit Hülfe des Herrn Fabrikdirecteurs Kulmann, eingeführt worden ist. An den mehrsten dieser Oerter macht der geringe Mann sich das Wollespinnen zu seinem ordentlichen und gewöhnlichen Wintergewerbe, und giebt es im Amte Lauenstein Spinner, die es zu einer solchen Fertigkeit gebracht haben, daß sie täglich 4 Mgr. verdienen können.

Die baumwollenen Garne zu den Cottonaden, Catunen und Strümpfen werden auf den Dörfern gesponnen. Ich glaube nicht, daß die zu allererst angelernte Spinner vorher jemals ein Spinnrad zur Baumwolle gesehen hatten; indessen ist das Gespinnst durch die von Königl. Landesregierung solcherhalb verwilligten Prämien bald höher getrieben worden, als es jemals im Voigtlande geschehen ist. Es sind mehrmals aus einem Pfunde Baumwolle 150 bis 160 Stück, wovon vier auf ein Calenbergisches volles Leinengarn-Stück gehen, welches 10 Binde, und jedes Bind 100 Faden, jeden Faden zu 4 Ellen lang, hält, gesponnen worden. — Eine Baumwollenspinnerinn, wozu aus wichtigen Ursachen vorzüglich Kinder vom 6sten bis zum 14ten Jahre angelehrt werden, kann, wenn sie zur völligen Fertigkeit gekommen ist, und eine natürliche Anlage zum Spinnen hat, täglich bis zu 6 Mgr., und, wenn es dereinst zur Schleyerwürkerey kommt, darüber verdienen. Eine Flachsspinnerinn in den Städten und Flecken des Hamelnschen Quartiers, die den Flachs kaufen muß, und Kaufgarn daraus spinnt, kommt

nicht

Ist nun ein Prediger, wie er es aus Büchern seyn kann, mit den Vortheilen, die die Wolle gewährt, und mit der Anweisung, wie sie zu verbessern und zu nutzen ist, bekannt, so hat er abermals ein Mittel in Händen, einem armseligen Orte Nutzen zu stiften. Die Verarbeitung der Wolle traue ich mich indeß nicht weiter, als zur Fertigung der nöthigen Kleidungsstücke, zu empfehlen, weil schon viel dazu gehört, den Gegenden, die einmal im Besitz der Vortheile sind, gleich zu werden. Ob nun gleich die Verarbeitung der rohen Landesproducte Nahrung der Städte seyn sollte, so müßte es doch, meyne ich, einem schlecht ausgesteuerten Dorfe, das kein Geld zu gewinnen weiß, erlaubt seyn, seine Ausgaben einzuschränken, seine Kleidung sich selbst zu machen und zu färben. Es wäre hiemit schon manches zu seinem Besten geschehen. Auch sollte es, denke ich, der patriotische Kaufmann nicht allein nicht übel nehmen, sondern selbst dazu helfen, daß ein Dorf auf unfruchtbarem Boden seine Wolle so, wie er sie für auswärtige Fabriken zubereiten läßt, selbst zubereitete, und diese Tagelohne verdiente. Der grosse Unterscheid eines guten und schlechten Dorfs vom Prediger ihm vorgestellt, wird ihn hoffentlich bewegen, diesem zu verstatten und zu verschaffen, was jenes nicht bedarf, und auch zu betreiben nicht Zeit hat. Vorzüglich rathe ich, die Verbesserung der Wolle zu versuchen. Daß sie durch fremde, bessere Schaafzucht, nahrhaftere Weide, wenigern Gebrauch von der Milch verfeinert, und durch Ausrotten der Dornbüsche und trockneres Lager mehr geschont werde, ist so bekannt, als an den meisten Orten thunlich, wenn es dem Landmanne nur gewiesen, und für die edlere Wolle ein höherer Preis verschafft wird. Es

nicht über einen täglichen baaren Verdienst von drittehalb Mgr., höchstens, welches jedoch etwas sehr seltenes ist, von 3 Mgr. M. s. des Hannov. Magazins 6stes Stück v. J. 1780. S. 85 ff.

Es muß ein seltener Fall seyn, daß einem elenden Orte auf keine Weise zu helfen, gar keine neue Nahrungsquelle zu öffnen steht. Vorgetragene Vorschläge gebe ich weder für die einzigen noch für die besten aus; die aus der ganzen Lage des Orts, welche immer individuel zu seyn pflegt, fliessen, sind ohne Zweifel die besten. Ich habe also dadurch nur zur Untersuchung der besten und zu ihrer Betreibung ermuntern, und dem Prediger gern den Namen verschaffen wollen, daß von seiner Zeit an der Ort nach und nach in Wohlstand gekommen, oder sich aus grosser Armuth gerissen. Der Vortheile von der Bienenzucht und von Baumschulen erwehne ich nicht besonders, weil sie gewissen Gegenden eigen sind, und da ohne Zweifel bereits so blühen als sie können. Wo indeß die Güter der Natur fehlen, wird schwerlich ein Dorf mit allem Fleisse sehr hervorkommen. Und, ob es gleich schon ziemlich allgemein ist, daß ein armseliger Ort sich durch eine armselige Lebensart erhält, und weniger als ein reich begabter aufwendet: so dürften sich doch an jedem Orte noch Ausgaben finden, die die Armuth des Bodens einzuschränken anräth. Dem aufmerksamen, wirthschaftlichen Prediger werden sie nicht entwischen, und er wird aufs nachdrücklichste dafür warnen. Auch der nothdürftige Ort pflegt einige Arten des Prunks zu haben, einen Advokaten zu nähren, eine Strafrubrik zu füllen, auf eine Art zu verschwenden. Wer ihn davon abbringt, und auf Freuden führt, die die Natur ohne Kosten, oder mit sehr geringen Kosten darbeut, hat sich so verdient gemacht, als wenn er eine neue Nahrungsquelle angewiesen.

Ich komme zu einem Dorfe, dessen Boden zu einer Nutzung durchaus gut, und dessen Umfang hinlänglich ist, alle seine Höfe mit dem Erforderlichen zur Landwirthschaft zu versehen. Hier würde der aufmerksame

Pre=

Prediger zu untersuchen haben, ob man auch den vortheilhaftesten Gebrauch von den Grundstücken mache, ob sie in gehörigem Verhältnisse mit einander stünden, und ob sich die Einschränkungen, die bessern Gebrauch und richtigers Verhältniß hindern, aufheben lassen wollten.

Welches ist der vortheilhafteste Gebrauch von der Erde, wenn sie gleich willig, gleich geschickt ist, Korn, Gras und Holz zu tragen? Diese Frage muß die Lage des Orts entscheiden. Ist er einer grossen Stadt nahe, so kömmt es auf die Bedürfnisse dieser Stadt an. Könnte die mit Viehe und dessen Producten, imgleichen mit Holze aus andern nahen Gegenden, die sich zum Kornbaue weniger schickten, hinlänglich versorgt werden, so wäre der Ackerbau für unsern Ort am vortheilhaftesten. Würde der aber rings um sie her hauptsächlich betrieben, so möchte leicht die Viehzucht und das Holz mehr einbringen. Was in der Stadt das meiste gilt, das muß der Landmann bauen, und wie sich diese Umstände ändern, so muß sich auch seine Wirthschaft ändern. So handelt, meyne ich, der grosse speculirende Kaufmann, und die Speculation des Landmanns auf seine nahe Stadt ist kein zu grosses Geschäft für ihn; der Prediger braucht ihn nur daran zu erinnern. Er kann aber mehr thun, und in der Stadt erfahren, welche Gewächse hauptsächlich Abgang haben, und eine Zeitlang in gutem Preise seyn möchten. Es giebt ausser den gewöhnlichen Kornarten noch manche Pflanze, die mehr einbringt, und die unser Acker eben so gern, eben so gut trägt, die ihn so gar stärkt und reiniget zu desto ergiebigerm künftigen Kornertrage. Vernachläßigen dürfen wir sie niemals, die Früchte, wovon Menschen und Vieh zu leben einmal gewohnt sind; aber es ist auch weder wirthschaftlich, noch patriotisch, Pflanzen, z. B. Toback, Hanf, Fär-

be-

be=auch wohl Arzneykräuter, die man, ohne Nachtheil der unentbehrlichen Kornfrüchte, beyzu bauen kann, und die unser Acker eben so gut trägt, durchaus nicht bauen, aber doch häufig gebrauchen, und das Geld dafür ausser landes schicken wollen. Es ist indeß auch dem Bauer nicht zu verdenken, wenn er bey dem Baue der Kornfrüchte, den er versteht, so lange allein bleibt, bis ers mit Augen sieht, daß man, ohne dessen Zurücksetzung, noch obenein einige Früchte mehr bauen kann, die sich reichlich bezahlen. Das Verdienst der Einführung wird also dem belesenen und aufmerksamen Prediger bleiben.

Es giebt Gegenden, wo man die Gartenfrüchte, Küchenkräuter, Vorspeisen zu ziehen nicht gewohnt ist, sondern aus den Städten kauft. Schlägt ein Hagelwetter, das jenseit des Julius seltener zu kommen pflegt, die Kornfrüchte nieder, so behält eine solche Gegend gar nichts gegen den Hunger, die Kartoffeln, Kohle, Wurzelgewächse und dergl. die wenig vom Hagelschlage leiden, nicht zu bauen pflegt. Ich habe es gesehen, daß ein solcher Ort, nach einem Hagelschlage, größtentheils sein Brodt auf der Nachbarschaft zu betteln gezwungen war. Es wird daher Verdienst für einen bedächtlichen Prediger, seinen Eingepfarrten nicht allein die Vorstellung zu thun, daß ein landmann, der so vielen Beschädigungen ausgesetzt ist, auf alle Fälle klüglich Bedacht nehmen müsse, sondern es ihnen auch vorzumachen, und Anweisung zu geben, wie bestellt werden müsse, was sie bisher zu bestellen nicht verstanden. Sie machen gern nach, was sie für vortheilhaft und thunlich erkennen. Nun ists aber die Hauptregel eines belasteten Bauern, die man ihm immer in Erinnerung bringen muß, so sehr als möglich das baare Geld zu schonen, und daher nie zu kaufen, was er selbst ziehen kann. Und dazu ists nicht allein thunlich und leicht, die oben genannten Früchte

gut und in Menge zu ziehen, wenigstens für den eigenen Verbrauch und zur Bezahlung eines Tagelöhners, auch zur Unterstützung eines Armen, oder verunglückten Nachbars hinlänglich zu ziehen, falls der Verkauf nicht rathsam wäre; sondern es ist auch thunlich und leicht, den Saamen zu den Kohl- und Wurzelgewächsen selbst aufzunehmen, und dadurch sowol bey guter Art zu bleiben, als den Schaden zu vermeiden, den der falsche Saamenhändler oft zufügt, und die baare Ausgabe dafür zu ersparen. An den meisten Oertern nimmts der Tagelöhner gern an, wenn ihm einige Ruthen Feldland in der Brach zum Baue der Vorspeisen um ein Billiges ausgethan werden. Der Acker pflegt durch das Graben, Jäten und Behacken sich zu verbessern, der Eigenthümer erspart damit die baare Ausgabe des Tagelöhners, verbindet sich ihn dadurch zu gewissen Arbeiten, und thut zugleich der Dieberey Eintrag, wozu der Tagelöhner leicht gereitzt wird, wenn nichts zu verdienen vorfällt, und ihn hungert. Es würde besonders den Prediger kleiden, solche Einrichtungen einzuführen. Ob der Acker nicht mehr thun kann, als er leistet, ist vielleicht an allen Orten so wenig, als auf alle Weise versucht. Mann pflegt z. B. Klee unter den Gersten zu säen, ohne daß es der Hauptfrucht, oder der folgenden, oder dem Acker schadet, und ohne allen ähnlichen Nachtheil noch Rüben nach dem Roggen auf dem damit bestellt gewesenen Lande zu erndten. Der Prediger lese nur, beobachte, und unterhalte sich mit entfernten Wirthen, so wird er noch manches in Erfahrung bringen, was an seinem Orte eben so gut angeht, als es vortheilhaft anderswo getrieben wird. Die Kräfte der Erde, die sie wirklich hat, nicht nutzen, ist eben so unweise, als ihr welche abfodern und verschaffen zu wollen, die ihr die Natur nicht ertheilt hat. Beym Ackerbau muß man so wenig als in andern Dingen den hören, der sagt, das geht

hier

hier nicht, ohne Grund anzugeben, warum das nicht geht. Weiß man nicht, wie mans gewöhnlich nicht wissen wird, welche Säfte ein Acker hat, und noch hat, und welche die zweyte Frucht bedarf; hat man dabey aus fehlgeschlagenen Versuchen nicht gelernt, daß diese Früchte nicht zugleich, nicht nach einander wachsen können: so sollte mans erst versuchen, und zwar mit der Ueberlegung, daß man die Hindernisse des guten Erfolgs in vermeidliche und unvermeidliche theilte. Die diesmaligen für jedesmalige, für gänzlich unvermeidliche zu erklären, ist sicher Uebereilung, wenn sie nur nicht eine häufige seyn möchte.

Daß der Acker aller Orten die beste Zubereitung, Pflege, Befriedigung und Reinigung empfange, wünsche ich auch mehr als ichs glaube. Wenigstens wollte ichs einem Prediger wol anrathen, zu untersuchen, ob früh, tief, oft und bedächtlich genung, ich meyne, gehörig von einander und zusammengepflügt werde. Er frage die Alten und Nachdenkenden, seit wenn, und warum man die gegenwärtigen Pflugarten angenommen. Ist das nicht völlig aus des Ackers Natur, tiefern Beschaffenheit, Lage und der gewöhnlichen Witterung geholt, so ists sicher noch der Verbesserung fähig, und oft sehr bedürftig. Ich kann nichts weiter als Winke geben, sonst liesse es sich leicht weiter auseinander setzen. Dünger ist die vornehmste Pflege des Ackers, nicht aber jede Art desselben jedem Acker, nicht die beste Art ohne Abwechselung die beste, nicht der vom Viehe der einzige. Wie man seine und des Ackers Beschaffenheit kennen, und den einen für den andern aussuchen muß; so ist auch zuweilen nöthig, damit abzuwechseln, und manchem Lande aus Teichschlamme, Wasserkräutern, oder einer andern Erdart u. s. w. Verbesserung und neue Kräfte zu verschaffen. Der Schade, den zahme und wil-

wilde Thiere, vierfüßige und fliegende verursachen, ist oft so beträchtlich, daß der an sich bessere und daher mit Abgaben mehr belastete Acker in mancher Gegend wirklich nicht mehr als ein schlechteter, der diesen Anlauf nicht hat, abwirft. Hier ist also Befriedigung die verdienstlichste Verbesserung. Es wird vermuthlich aller Orten angehen, das zahme Vieh von den Früchten abzuhalten, und gegen die Verwüstungen des wilden wird ja eine billige Herrschaft auch solche Mittel, wodurch die vielleicht zu werthe Jagd nicht leidet, erlauben. Schwerer ist es, den Schaden, den der Vogel thut, zu verhüten; der Aufmerksamkeit aber, die seinen Appetit, seinen Aufenthalt, seinen Zug, seinen Feind beachtet, entgeht sicher mit der Zeit das Mittel nicht, wodurch man ihn mindern, oder weggewöhnen kann. Hiebey aber ja Ueberlegung, ob mancher Vogel, der zum Theil von Insekten lebt, nicht so viel nutzt als er schadet, und ob der Schade, den man ihm Schuld giebt, auch von ihm herrühre. Bey der Feldtaube wäre hauptsächlich überzuschlagen, ob sie wol so viel einbringt, als sie durch Minderung der Aussaat und durch den Genuß zu guter Früchte kostet. Eine andere Befriedigung bedarf in vielen Gegenden der Acker gegen Ueberschwemmung, manche scharfe Winde, das Ueberfahren, Abhüten u. dergl. Der beste Rath dagegen ist die Verbindung der gesammten Grundstücke jedes Hofes, wovon ich unten reden werde. Sie wird indeß schwerlich zu Stande kommen, und man muß auf Mittel denken, wie man seinem Orte möglichst hilft, die der achtsamen Ueberlegung denn doch auch nicht ganz entstehen werden, wenn sich die Einwohner nur bedeuten lassen wollen, gemeinschaftlich zu thun, was hier gemeinschaftlich geschehen muß. Aber die erheblichsten Verbesserungen unterbleiben grade deswegen, weil viele, neidische und schadenfrohe Leute schwer zu vereinigen sind. Nicht

bloß

bloß, aber gutentheils aus dieser Ursach sieht manche Feldmark unreiner aus, als es nimmermehr seyn sollte. Wo die Reinigung nichts hilft, wenn sie der Nachbar nicht zugleich mit vornimmt, da ist sie bey Aeckern, die unter einander zerstreuet liegen, nicht zu erwarten; des Nachbars Unkraut verunreiniget unser Land wieder, wenn wir uns die Vertilgung auch noch so viel hätten kosten lassen. Der Prediger kann von mancher Seite gegen den Nachtheil reden, den ein Nachbar dem andern zufügt; und wenn er gleich nicht alles, vielleicht auch nicht einmal vieles bessert, so muß er doch alles, was bessern kann, versuchen; ganz umsonst wird er schwerlich arbeiten.

Es ist ein vornehmer Gedanke, zu glauben, daß unser Ackergeräthe das beste, und schon vollkommen sey. Der Bauer kann ihn haben, der von besserem nicht gehört, kein anderes gesehen hat; aber der Prediger muß lesen, seine entfernten Freunde fragen, und sich bey Leuten, die weiter gewesen sind, erkundigen. Eine der beträchtlichsten Verbesserungen des Ackerbaues ist es ohnstreitig, wenn man durch Hülfe eines leichtern und bequemern Werkzeugs gleiche Arbeit in kürzerer Zeit, mit wenigerm oder schwächerm Zugviehe verrichten kann. *) Man wird hoffentlich hiebey nicht denken, daß ich das leich-

*) So sehr ich die Aufmerksamkeit hierauf wiederholt empfehle: so wohlmeynend warne ich für neue kostbare Maschinen, die ihres Mechanismus wegen immer Achtung verdienen mögen, worunter sich aber noch keine im Grossen brauchbar bewiesen hat. Selbst von dem berühmten Semoir, oder der Säemaschine, des Herrn von Chateauvieux, die zugleich pflügt, säet und egget, sagt der Herr von Münchhausen, der beste und unschädlichste Gebrauch davon sey, daß man sie auf die Gewehr- oder Vorrathskammer wohlverwahrt hinstelle, nachdem man sie für 60 bis 80 Thaler angeschafft. S. den Hausvater 2ten Theil, S. 413 — 423.

leichtere Geräth, womit sich der Sand bearbeiten läßt, dem schweren Boden empfehlen wolle; nach dessen Beschaffenheit muß freylich das Werkzeug seyn, nur unverbesserlich dürfte nicht leicht ein einiges gefunden werden, wie unter andern daraus erhellt, daß sie die Werkmeister mehr aufs Gerathewohl, als nach sichern Grundsätzen verfertigen, und der Landmann sich freuet, wenn er zufälliger Weise eins bekömmt, das weniger Fehler als ein anderes hat. Ich glaube zwar nicht, daß blosse Berechnungen, ohne Kenntniß der Handgriffe und der Hindernisse, die man ohne Erfahrung nicht vermuthet hätte, die erforderlichen Verbesserungen beschaffen werden; ich glaube aber, daß ein zufällig vorzüglich gerathenes, leicht und gut arbeitendes Werkzeug, wenn es zum Muster genommen, berechnet, und der Handwerker belehrt wird, nach diesem Verhältnisse künftig zusammenzusetzen, zu den beträchtlichsten Verbesserungen führen könne; und glaube auch, daß die bereits gemachten hieraus ihren Ursprung genommen. Der Prediger kann vermuthlich hiezu das meiste thun, wenn er ein Bischen mit dem Zirkel umzugehen versteht, weil der Beamte und der Edelmann, der auf dem Lande wohnt, gewöhnlich noch seltener damit umzugehen wissen. Denn es ist leicht zu erfahren, und dem Kunstverständigen beynahe gleich sichtbar, welcher Pflug z. B. am leichtsten und wirksamsten arbeitet; mißt man den in allen seinen Theilen und ihren Verhältnissen gegen einander, (sein Vorzügliches steckt oft, wo man es nicht sucht,) und belehrt darnach den Werkmeister, der sich bedeuten lassen will: so steht zu hoffen, daß es sich mit dem Ackergeräth, wie es jeder Boden erfodert, nach und nach zur Vollkommenheit bringen lasse. Das größte Hinderniß wird indeß in der Zubereitung der schneidenden Instrumente liegen, und am schwersten zu haben stehen. Vorzüglich kömmt hier die Sense in Betrachtung, deren gute Beschaffenheit

dem

dem Arbeiter so viele Erleichterung giebt. Man erfährt leicht, wer sie vorzüglich gut besitzt; aber man entdeckt schwer, worin ihre Güte besteht, und wird noch schwerer die Eisenhütten und Schmiede belehren, und sie dahin bringen können, daß sie sie der Vorschrift gemäß fertigen. Das sicherste wäre vielleicht, wenn man so wohnte, und die Bekanntschaft hätte, eine vorzügliche Sense bey den Eisenhütten vorzuzeigen, damit sie zum Modell der neuen genommen würde. Es thue es ja der Prediger, der die Gelegenheit dazu hat, er dient sehr damit. Darf man endlich hoffen, daß Acker- Wiesen- und Gartenbau mit der Zeit Verbesserungen erhalten, die bisher noch nicht daran gewandt sind, so werden auch noch Werkzeuge nöthig seyn, die man itzt noch nicht gebraucht, nicht gekannt hat, und am ehesten werden sie durch den Prediger, der sie in ökonomischen Schriften abgezeichnet findet, und selbst fertigen läßt, dem Landmanne zur Nachahmung vorgezeigt werden können.

Wie viel auf gute Handgriffe und Gebräuche bey der Landwirthschaft ankomme, weiß jeder, der sie kennt. Jedes Dorf glaubt im Besitz der besten zu seyn, vermuthlich, weil es keine bessere gesehen. Man kann auf mancherley Art säen, mähen, die Früchte binden und stellen, nach Haus schaffen und verwahren, dröschen und reinigen, einen Zaun und Graben machen u. s. w. Wie ist es aber für die Lage unserer Aecker, nach der Beschaffenheit jeder und unserer Früchte, nach unserer Witterung, unserer Bauart, unsern Tagelöhnern, unserm Boden rc. am vortheilhaftesten einzurichten? Man sieht Gebräuche, denen man es ansehen kann, daß sie aus einer andern Gegend kommen, und daher ansehen kann, daß sie ohne billige Rücksicht auf den Unterscheid der Gegenden angenommen sind. Wer hier verbessern will, wo wirklich noch wol an allen Orten vieles besser werden könn-

könnte, fange indeß ja mit der genauesten Untersuchung an, warum man das so und nicht anders mache und angreife, und überzeuge erst sich und seine Nachbaren, daß bey den eingeführten Handgriffen und Einrichtungen mancher Schade und manche Beschwerlichkeit sey. Sieht man darauf umher, wie es andere machen, und vergleicht es mit den Umständen seines Orts im Ganzen, so lassen sich oft mit grossem Vortheile Veränderungen empfehlen, denen der Bauer, wenn er sie nützlich findet, sicher nicht widersteht. Indeß ists oft nichts geringes, einen Schaden, den man sieht, durch eine verbesserte Einrichtung abwenden zu können. Es ist, um nur eins anzuführen, in einer grossen und Kornreichen Gegend ein ganz beträchtlicher Verlust, den die Garbe leidet, wenn sie, bey dem Aufreichen auf den Wagen, mit den Aehren gegen die Leiter geschlagen, und wieder, bey dem Einreichen in die Scheure von aussen durch eine mäßige Oeffnung, gegen die Wand geschlagen wird, wie ein starker Mann bey aller Behutsamkeit selten, und ein schwächerer, dem die Garbe zu schwer werden will, gar nicht vermeiden kann. Man sagt zwar, was ausfällt, kömmt nicht um, das Vieh auf dem Hofe verzehrt es. Allein es ist doch das reifste und beste, und wird selbst oft dem Viehe zu viel. Man legt wol ein Laken unter, aber denn muß jemand dabey stehen, und das Vieh abwehren; und man muß folglich, wie in der Erndte nicht immer ist, jemanden haben, den man diesem gemeiniglich unbequemen und gefährlichen Platze bloßstellen will und kann. Der Schade ist da schon nicht, wo man auf die Scheure fährt; man muß also erst eine andere Einrichtung mit den Scheuren einführen, und hat das nicht vielleicht wieder andere Schwierigkeiten? Was auf dem Felde ausgeschlagen wird, kömmt uns gar nicht zu Gute, und der Schade rührt bloß vom Handgriff und Gebrauch her. Wer beydes dahin verbessern kann, daß die Arbeit leichter und geschwin-

schwinder von statten geht, und von den Früchten so wenig als möglich verlohren wird, der hat eine nicht unerhebliche Verbesserung angebracht.

Wenn man die Wirthschaft verschiedener Dörfer mit einander vergleicht, ja oft nur in demselben Dorfe den Haushalt des einen Hofes gegen den andern hält, so sieht man mit Verwunderung, wie sehr verschieden der Aufwand ist, womit einerley Arbeit verrichtet wird. Was hier der Hauswirth mit einem Knechte, einem Jungen und vier Pferden beschickt, das kann er dort nicht ohne zween Knechte und sechs Pferde ausrichten; hier thut der Hauswirth mit zween Pferden, wozu er anderswo noch ein drittes, nebst einem Jungen nöthig hat; hier wird man ohne Magd oder mit einer fertig, dort ist eine auf allen Höfen, und auf den grossen sind einige. Man wird mich wol nicht in Verdacht nehmen, daß ich hiebey den Unterscheid unter leichtem und schwerem Boden, bequemem und unbequemem Dienste, guten und schlechten, weiten und nahen Wegen, Stärke und Schwäche der Höfe, den Leibeskräften der Hauswirthe u. s. w. übersähe. Nein, unter einerley Umständen kostet dem einen Dorfe, dem einen Hofe die Arbeit, die geschehen muß, so viel, daß, bey aller Güte des Bodens, am Schlusse des Jahrs nichts überbleibt, und dem andern Dorfe, dem andern Hofe so viel weniger, daß alle Jahre, ohne Unglücksfälle, ein kleiner Ueberschuß zurückgelegt werden kann. Wie kömmt das? Das kömmt vom Mangel der Ordnung, und von stolzer Anhänglichkeit an Orts Gebrauch. Da, wo man mit wenigern Leuten und Viehe dem Orte, der mehr braucht, gleich arbeitet, ist Tag und Jahr nicht länger, und Menschen und Vieh arbeiten sich auch nicht todt, man ist aber in der Uebung, die Geschäfte mit mehr Ordnung, Emsigkeit und Ueberlegung zu betreiben, und nicht so eitel, zu glauben, daß man vornehm thun

müsse, und daß es vornehm lasse, viele Leute zu haben, unnöthige und schöne Pferde zu halten. Der Beobachter kann also in manchem Dorfe leicht folgende zusammenhangende Fehler gewahr werden: man läßt sich den Ackerbau mehr kosten als nöthig ist; man nutzt Grund und Boden nicht genung, weil man sich, aus Mangel besserer Eintheilung, zu grössern Vortheilen die Zeit nimmt; und nutzt ihn nicht genung, weil die Vorfahren keine grössere Nutzung eingeführt, und, wie man meynt, nöthig gehalten haben. Statt mich bey Widerlegung dieser Fehler aufzuhalten, will ich einige Vorschläge thun, wie ein Prediger einen wohlfeilern und vortheilhaftern Ackerbau an dem Orte, wo er noch nicht wie anderswo ist, befordern könne. Vorstellungen bey vernünftigen Hauswirthen, daß kein Vortheil, keine Zuflucht in Unglücksfällen überbleibt, wenn man mit vielem thut, was mit wenigerm geschehen könnte, mögen vielleicht nicht ganz fruchtlos seyn, indeß doch mehr gebilliget als befolget werden; das Beyspiel wird immer das meiste wirken. Dies wird aber der Prediger durch Dienstbothen aus dem Orte, der den Fehler hat, sich seinen Ackerbau zu kostbar und zu weitläuftig zu machen, nicht geben können, weil nichts halsstarrigers ist als ein Dienstbothe, zumal wenn er besorgt, daß Veränderung in der Arbeit und deren Betrieb ihm den Dienst saurer machen werde. Der Prediger suche daher aus einem Dorfe, wo man mehr in kürzerer Zeit und mit wenigern Leuten auszurichten und alle Kräfte des Ackers zu gebrauchen gewohnt ist, sein Gesinde zu bekommen, und mit ihnen den Ackerbau zu betreiben, wie es ihres Orts Sitte ist, so bessert er an seinem sicher etwas. Etwas sage ich nur, weil sich seine Eingepfarrten einzeln und langsam ändern, das fremde Gesinde aber desto geschwinder an die bequemere Haushaltung seines gegenwärtigen Orts gewöhnen möchte. Kann er, wie freylich nicht immer leicht ist, dies verwöhnte Gesinde

de mit neuem verwechseln, das seinen verbesserten Haushalt treu fortsetzt, so wird die Nachfolge immer weiter gehen, und die Verbesserung mit der Zeit eingeführt werden. Mein weiterer Vorschlag wäre, zu versuchen, ob man nicht aus einem Dorfe, wo ein besserer Ackerbau herrschte, junge Wirthe und Wirthinnen in das seinige ziehen könnte. Bey vortheilhafterem Ackerbaue ist immer Vermögen zu vermuthen, und das pflegt in einem Dorfe, wo es schlechter Einrichtungen wegen selten ist, sehr willkommen, sehr nöthig zu seyn. Hat man sich Bekanntschaft mit dem Prediger des bessern Orts, und dadurch mit seinen Einwohnern verschafft, so wird es, wo ein junger Wirth oder Wirthinn nöthig ist, gewöhnlich mit Dank angenommen werden, wenn man einen vortheilhaften Vorschlag zu thun weiß. Und gemeiniglich ist es das fruchtbarste Mittel, vortheilhaftere Gebräuche einzuführen, wenn man Leute in seinen Ort zieht, die sie haben, und dadurch zum Wohlstande gekommen sind: denn der Bauer folgt Beyspielen lieber als Worten.

Nach dem Verdienste eines wirthschaftlichen Predigers um die reichere Benutzung des Ackerlandes käme das um die bessere Wiesenpflege.*) Dies wird aber schwer in einer Gegend zu erwerben seyn, wo man sie für unnöthig, unthunlich und gar schädlich hält. Sie soll einmal unnöthig seyn, weil das Gras von selbst wüchse, und den Fleiß der Menschen nicht nöthig habe. Das mag ziemlich wahr seyn, wo eigentlicher Wiesengrund ist, und gute Futterkräuter einmal stehen, und eine zu trockne Witterung die Wässerung nicht erforderlich macht. Liegen aber alle Wiesen auf dem rechten Grunde? Bey dieser Frage möchte ich wol jeden Landprediger er-

*) Sowol die besten hieher gehörenden Bücher, als manche andere reife Bemerkungen liest man in des Hausvaters 2ten Theile, S. 441 ff.

muntern, seine ganze Feldmark aufmerksam darauf anzusehen, ob sie ihrer natürlichen Bestimmung gemäß genutzt und eingetheilt, Korngrund zum Kornbau, und Wiesengrund zum Grasbau angewandt sey? Wo es, wegen der Nähe einer grossen Stadt, oder aus andern vergessenen Ursachen, Herkommens ist, möglichst viel Korn zu gewinnen, da wollte ich darauf wetten, daß der beste Wiesengrund zu Ackerlande gebraucht oder gemißbraucht wird; wie man dagegen anderwärts, wo der Ackerbau einige vielleicht immer hebliche Hindernisse gefunden, die Viehzucht und der Grasbau daher einmal fürs wichtigste erklärt ist, manches Stück landes zur Wiese zwingt, das weder lage noch Kräfte dazu hat. Welches ist aber eigentlicher Wiesengrund? Der, welcher von Natur feucht, und von allerley Grasarten, bey der geringsten Vernachläßigung, gleich bedeckt ist. Das letzte pflegt aus dem ersten zu folgen; soll er Korn tragen, so muß man ihm die Feuchtigkeit abziehen können, und das erlaubt bald die lage nicht, bald der Nachbar nicht. Bleibt also Wiese, was von Natur dazu bestimmt ist, so ist manche Arbeit nicht nöthig. Macht man hingegen etwas dazu, wo gute Futterkräuter ihre Nahrung nicht finden, folglich nicht stehen, so müssen sie gesäet, mithin das land dazu bereitet, und bey Kräften, sie zu nähren, erhalten werden. Wiesenpflege ist also minder nöthig, wo der Grund grasartig ist; aber deswegen nicht gleich ganz überflüßig. Denn der beste Grund kann doch endlich mit Moos überzogen, kann bey nasser Zeit durch schweres Vieh zu sehr zertreten, kann mit nahe stehenden, zur Fütterung undienlichen, oder gar schädlichen Unkräutern bestreuet, durch den Maulwurf, die Ameise und den Busch in der Fruchtbarkeit sehr gehindert, durch zu viele Feuchtigkeit zu sauer, und durch zu wenige zu unfruchtbar werden. Wer Wiesenpflege ganz unnöthig hält, muß ungewöhnlich

lich guten Grund dazu, ungewöhnlich vortheilhafte und sichere Lage, und ungewöhnliches Glück haben; oder nichts darnach fragen, ob sein Vieh satt hat oder nicht, ob es gutes oder schlechtes Gras frißt. Das letzte ist in mancher Gegend der Fall. Man erhält dem Viehe das Leben mit Stroh, und erklärt das Heu für gut, weil es das Vieh lieber als Stroh frißt, ohne zu bedenken, daß es aus Heißhunger und zur Abwechselung so begierig gefressen wird, und gewiß liegen bleiben würde, wenn man dem Thiere besseres, nahrhafteres dabey legte. Also wird entweder aus Gleichgültigkeit gegen das Vieh, oder wegen Menge der Wiesen und Ueberflusses am Futter, der Grasbau, den andere Nationen für so wichtig erkennen, daß sie ihn fast dem Kornbaue vorziehen, für unnöthig erklärt und vernachläßiget.

Wenn man ihn unthunlich heißt, so hat man unter gewissen Umständen Recht, bey deren Veränderung aber Unrecht. Wo der Ackerbau Jahr aus Jahr ein beschäftiget, und für das einzige betriebswürdige Geschäft gehalten wird, da wirds allgemein heissen: wer hat hier Zeit sich um die Wiesen zu bekümmen! Wo sie gemeinschaftlich geerndtet, und also auch gemeinschaftlich verbessert werden müßten, da wird es freylich dahin nicht gebracht werden können. Und, wo der Nachbar oder eine benachbarte Dorfmark dem Wiesenverbesserer einen kleinen Graben durchs Land auf einige Tage erlauben müßte, da erhebt sich leicht eine Schwierigkeit, die sich nicht wegräumen läßt. Wahr also, daß unter diesen Umständen an keinen einträglichern Wiesenbau zu denken seyn wird; aber auch wahr, daß diese Umstände nicht aller Orten statt haben, oder zu ändern stehen, wenn mans drauf anlegt. Mehr Ordnung in den Geschäften giebt Musse zu neuen; Gemeinheiten lassen sich aufheben, und sollten längst allerwärts aufgehoben seyn; man hat eigene Wiesen,

sen, wo man auf anderer Beyfall nicht zu warten braucht; und Wasserabzug ist nicht die einzige Wiesenverbesserung. So ganz unthunlich sollte man sie daher lieber nicht gleich erklären. Sähe man die Nothwendigkeit und den Vortheil davon besser ein, so würde man auch schon Rath zu schaffen wissen, und die Schwierigkeiten wenigstens nicht vergrössern.

Die endlich die Wiesenverbesserung für schädlich ansehen, wollen wissen, daß man durch seine Bemühungen, den Graswuchs zu befördern, ihn nicht befördere, sondern ehe aufhalte; und daß die Wiese, welche einmal Pflege empfangen, nachher ohne Pflege so gut wie sonst nicht ferner trage. Woher wissen sie es aber? Die mir es versichert, hatten keine Erfahrung, sondern schlossen, und liessen es sich gar deutlich merken, daß sie ihre geerbte Gleichgültigkeit gegen den Wiesenbau zu diesem Schlusse beredet; mithin kann man wol nicht viel darauf rechnen, sich nicht dabey aufhalten. Ich will also lieber die Verdienste erzehlen, die, meiner Meynung nach, ein Prediger sich um die Wiesenverbesserung seines Orts erwerben könnte.

Das erste bestünde in der Ermunterung seiner Leute, den eigentlichen natürlichen Grasgrund dazu zu brauchen, und daher ihn, wenn er bisher Korn getragen, zur Wiese liegen zu lassen, dagegen bisherigen schlechten Wiesengrund in Ackerland zu verwandeln. Um diesen Rath mit Ueberlegung geben zu können, muß der Prediger nicht allein die Oberfläche seiner Feldmark und deren Vertheilung, sondern auch ihre innere Beschaffenheit auf einige Fuß Tiefe kennen. Wo die Landesvermessung eine Charte von jedem Dorfe aufgenommen, und ein Feldregister verfertiget, da kann man bald zu einer richtigen Kenntniß von der Oberfläche kommen; wo es nicht ist, da muß man nach und nach die Eigenthümer der

Grund-

Grundstücke und ihren Inhalt kennen lernen. Ich wünschte, daß jeder Prediger die leichte Kunst der Flächenmessung verstünde, und mit den nothwendigsten Werkzeugen dazu versehen wäre; aufs allerwenigste rathe ich ihm, einen Handstock zu führen, worauf das Fußmaaß bemerkt, und der etwa vier Fuß lang ist. Er kann damit im Spatzieren die Breite der Aecker oben und unten messen, und damit nicht selten sich und andern dienen. Hie und da ein Paar Fuß tief aufgraben zu lassen, macht auch nicht viel Mühe. Ein aufmerksamer, nachdenkender Mann aber kann mit diesen Kenntnissen von der Oberfläche und den Erdlagen vieles vermuthen, vieles begreifen, vieles verbessern. Haben sie ihn den besten und den untauglichen Wiesengrund gelehrt, so wird er versuchen, seine Eingepfarrten dahin zu bringen, daß sie der Natur folgen, und jeden Boden brauchen, wozu er bestimmt ist, mithin zwey- auch wol dreymal jährlich gutes Heu reichlich erndten, wo sie in sechs Jahren höchstens fünfmal schlechtes und weniges Korn gewannen, dagegen Korn bauen, wo sonst jährlich eine sehr mäßige Erndte von magern, unhülflichen Heue gezogen ward. Wie groß oder klein dies Verdienst sey, erhellt aus dem vorgefundenen Gebrauch, den unser Ort von seinem Boden bislang gemacht hat. Es mag Dörfer geben, die schon lange richtig bestimmt haben; und andere, die entweder ganz, oder worin einige Höfe durch bessern Gebrauch der Grundstücke sehr gewinnen können. Man muß nie ändern, sondern erweislich bessern wollen; diese Regel bitte ich immer vor Augen zu behalten.

Wo ein Fluß hergehet, liegen zunächst daran gewöhnlich die Wiesen, und die sind gemeiniglich sehr ergiebig, aber auch in steter Gefahr überschwemmt und gänzlich verlohren zu werden. Dieser Schade ist für manchen Ort äusserst verderblich, aber den Umständen nach

so schwer zu verhüten, als er an sich immer vermeidlich wäre. Man könnte nämlich den Fluß durch Dämme in seinem Bette erhalten; aber man kann es nicht, weil ein benachbarter Fürst sich widersetzen, und in dem Lande selbst so mancher dagegen sprechen möchte, daß eine so wichtige Verbesserung kaum zu erwarten steht. Ein einzelnes Dorf müßte eine sehr glückliche Lage und sehr wirthschaftliche, einige Einwohner haben, wenn es sich durch Eindämmung des Flusses gegen den Verderb seiner Wiesen und Aecker verwahren wollte und könnte. Wo es indeß die Regierung noch nicht wissen sollte, wie viel ein im Sommer austretender Fluß zu schaden pflegt, da wünschte ich, daß ein patriotischer Landprediger Nachricht davon einziehen, und der Regierung in die Hände spielen möchte. Der Wunsch entstünde dann gewiß, den Schaden vom Lande abzuwenden, aber unmöglich würde dieser, und unmöglich jener sagen, ist es auszuführen. Ich gebe es nur in dem einzigen Falle zu, wenn ein benachbarter Fürst sich durchaus so widersetzte, daß man nicht durchdringen könnte. Uebrigens ist allemal bey einem kleinern Flusse möglich, was sich die Elbe und Weser, ja sogar die See biethen läßt, daß man ihn nämlich durch einen Damm einschränkt, den er respectiren muß. Es versteht sich leicht, daß der nicht dicht am gewöhnlichen Bette aufgeführt werden muß, wo ihn die Gewalt des Wassers leicht wegdrücken könnte, sondern, daß man binnen beyderseitigen Dämmen dem Strome einen Raum gönnen müsse, wodurch er sein Wasser fortschaffen kann, und nicht gezwungen wird, böse zu werden, und sich selbst Platz zu machen; daß man folglich seine bekannte und wahrscheinliche größte Ausdehnung wissen, und daraus berechnen muß, wie viel Raum er bey der stärksten Ergiessung nöthig hat. In dieser Entfernung wird ein Damm aufgeworfen, der nach der Wasserseite so schräg als möglich ist, damit dem Wasser gleich-

gleichsam alle Lust genommen werde, seine Kraft dagegen zu versuchen, und der wird gleich mit Torfen bedeckt, die nicht leicht, wie lockere Erde, weggespült, und desto schwerer weggespült werden, je dicker und dichter sie sind, und je passender man sie zusammengefügt. Wäre man weniger gleichgültig gegen Beschützung der Wiesen und gegen eine gute Viehzucht, als mans da, wo bloß auf den Ackerbau gesehen wird, zu seyn pflegt, so würden die Schwierigkeiten, die die Eindämmung der Flüsse hat, so unübersteiglich nicht gehalten werden. Die größte verursachen ohne Zweifel die Mühlen, die das Wasser wegtreiben möchte, wenn man ihm engere Schranken setzte; und sie wird schwer zu heben seyn, wo Schiffmühlen nicht anzulegen stehen. Wo man zu nahe an den Strom gebauet, und des Dammes wegen ein Haus niederreissen müßte, da würden auch Beschwerden geführt, aber durch Ausweisung eines andern Platzes und einige Vergütung noch wol gehoben werden können. Nicht weniger liesse sich einrichten, daß doch eine Festung die umliegende Gegend unter Wasser setzen könnte, wenn es ja einmal nöthig seyn sollte, ob gleich die meisten so liegen mögen, daß sie der Feind von einer andern Seite angreifen kann. Der Verlust, den die Eindämmung an Wiesen und Gärten zufügt, kann kaum in Anschlag kommen, weil das Land jenseit des Dammes dem Eigenthümer bleibt, und die Veränderung, welche er verursacht, durch die grössere Grasnutzung vom Damme wieder vergütet wird. Aber woher die Erde und der Torf zum Damm? Jene giebt der Grabe, den man diesseits macht, und diesen zum Theil; der Rest läßt sich leicht aus andern Gräben, die bey dieser Gelegenheit auch einmal ausgebracht würden, nehmen. Auch der Grabe diesseit des Dammes ist kein Verlust, wenn man ihn, mit Heusaamen bestreuet, als Grasland nutzt. Die Bäche und Regengewässer, die sich in den Strom ergiessen, gehen

hen nach wie vor dahin, nur durch eine Schleuse, womit man sie zur Bewässerung der Wiesen, zur Tränkung des Viehes, zu Flacksrotten u. s. w. halten, und den Fluß in seine Schranken zwingen kann. Nun noch die Brücken, die er, durch Einschränkung aufgeschwellt, leichter fortreissen, und unzugänglich machen wird. Das letzte thut er, wenn ihn auch kein Damm einschließt, eben so leicht, und die Brücke wird, zween oder drey Fuß, die nun der Fluß steigen möchte, erhöht, so sicher seyn, wie sonst. Thunlich ist es also immer, Ueberschwemmungen auf diese Weise zu hindern, und vortheilhaft unsäglich; aber geschehen wirds deswegen doch nicht. Denn es ist zu tief in Teutschland eingewurzelt, daß ein Land des andern Flor aufhält, und daß der gemeine Nutzen dem privat Nutzen nachsteht. Warum verliehrt diese ganze Dorfschaft ihre Wiesen? Der Müller da hält das Wasser, um ein Paar Tage länger mahlen zu können. Warum steht diese Wanne, dieser Anger unter Wasser? Jener will keine Furche Land missen, wodurch es abfliessen könnte, und von keiner anderweiten Vergütung hören. Warum wird dieser unbrauchbare, schädliche Busch nicht zu Lande gemacht? Der Jäger will es nicht haben, der zuweilen einen Hasen darin findet. Wenn nun freylich gleich nicht zu hoffen ist, daß man die Ströme unschädlicher macht, so kann doch, was darüber gesagt ist, von einem nachdenkenden Manne vielleicht sonst genutzt werden. Würde auch nur der Bach, der seine Dorfmark durchströmt, künftig weniger schädlich, und nützlicher geleitet.

Wie aber die überflüßige und besonders unzeitige Nässe den Wiesen verderblich ist, so bedürfen sie dagegen zuweilen der Wässerung. Sie sind gewöhnlich sehr abgenagt, wenn sie das Vieh im May verläßt, der erste und beste Trieb des Grases ist im Wachsthum gestört,

und

und manches durch schweres Vieh zerquetscht. Sollte es nun itzt an Regen fehlen, so würde man ohne Wässerung schwerlich eine gute Graserndte zu hoffen haben. Ihr eigentlicher Zweck soll seyn, die Wiesen so ergiebig zu machen als möglich ist, und wenn sie das werden sollen, müßten sie im Frühjahre gar nicht behütet werden. Man wässert sie also, wenn der Regen die ersten Sprossen nicht befordert, oder ihren frühsten Wachsthum nicht begünstiget; wässert sie wieder, wenn sie das erstemal gehauen ist, im vorigen Falle; und in eben dem, wenn man sie das zweytemal geerndtet hat. Ueber drey Erndten kann keine leicht geben, weil nach der dritten der Sommer zu Ende seyn wird. Wäre aber der Herbst so warm, daß noch Graswuchs zu hoffen stünde, dann könnte nach der dritten Erndte die Wässerung nochmals geschehen, um dem Viehe eine gute Herbstweide zu verschaffen. In der Gegend, wo man aus Einbildung, daß der Bauer bloß vom Acker leben müsse, das Kuhvieh äusserst vernachläßigt, und den Wiesenbau ganz zurückgesetzt hat, wäre es ein grosses Verdienst, eine dreyfache Heuerndte, die sonst nur einfach und gering war, einzuführen. Wo soll man aber mit dem Viehe, das sonst bis Johannis an manchem Orte sich auf den Wiesen nährte, indeß bleiben? Schlimm genung, daß man die Aenger in Ackerland verwandelt, und auf den noch übrigen, wie im Holze, den Schaafen die Mit- auch wol Vorweide eingeräumt hat. Wollte man sich indeß nur einmal mit mehr als gewöhnlichem Futter für die Kühe versehen, und das frühzeitigste Grüne für sie auf der Brach und in den Gärten bauen, so wäre die grössere Wiesennutzung in der Folge gleich möglich. Denn durch die dreyfache Erndte guten Heues wäre man vermögend das Vieh im Frühlinge länger im Stalle zu füttern, und seine Gesundheit zu befördern, die es so leicht dadurch verliehrt, daß man es zu früh hinausjägt, und durch Hunger zwingt zu fressen,

sen, was es sonst nicht gefressen haben würde. Wie übrigens eine dreymalige Heuerndte den Landmann wol reitzen möchte, eine Wässerung zu versuchen; besonders, wenn sie ein wirthschaftlicher Prediger auf seiner eigenen Wiese vor jedermanns Augen zöge: so käme es nun auf die Möglichkeit ohne zu grosse Kosten an. Ich weiß, daß es manches Dorf ohne einen Bach giebt, obgleich recht viele vorhanden sind, die ihn haben. Diesen leistet er den Dienst der Wiesenwässerung, wenn sie sie anders dahin verlegen wollen, wo er Fall hin hat. Zu vermuthen wäre es wenigstens, daß der Bach zu dieser Wohlthat bestimmt und geleitet sey; und vernünftiger Weise sollte niemand mehr als der Landmann dem Winke der Natur folgen, und seine Wiesen da anlegen, wo er zur Zeit Wasser darüber führen kann. Müssen sie auf Höhen liegen bleiben, so wird schwerlich zur Wässerung Rath seyn, wenn man nicht in der Nähe eine grössere Höhe hat, und deren Wasserguß sammlen darf. Dies ist das einzige Mittel für Oerter ohne Bach. Selten, vermuthlich nirgend, wird eine ganze Dorfmark eine völlig wagerechte Lage haben, vielleicht sind die wenigsten ohne Hügel und Anhöhen, die im Herbste, Winter und Frühlinge mehr denn zu viel Wasser zu geben pflegen. Es ist sehr üblich, daß man die Saat, und besonders die Wege, damit verderben läßt, und an keinen guten Gebrauch davon denkt, den man doch sicher davon machen kann, und vermuthlich soll. Daß eine ziemlich unnatürliche Eintheilung und Nutzung der Feldmark nun einmal eingeführt, und fast unwandelbar festgesetzt ist, das wird freylich den besten Gebrauch von manchen Gaben der Natur auf immer hindern, aber nie beweisen, daß er nicht gemacht werden könnte, nicht sollte. Es braucht nur ein kleiner Graben um eine Anhöhe zu seyn, der ihr Wasser aufnimmt, und durch andere, wie sie die Lage anweist, in ein Behältniß an der

höch=

höchsten Nachbarschaft der Wiesen leitet, woraus es, wenn sie es bedürfen, hineingelassen werden kann. An den wenigsten Orten wird es unmöglich seyn, dergleichen Behältniß, Baßin, oder Teich anzulegen, wenn anders die Wiesen auf ihrem rechten Grunde, in der Tiefe, liegen. Ist eigentlicher Wiesengrund da, so pflegt Thon oder Leim darunter zu stehen, und ist das nicht der beste Grund zum Wasserbehältnisse? Es ist sehr zu vermuthen, daß der Thongrund, wenn man ihn trifft, weiter geht als der Teich, den man zur Wässerung nöthig hat, und Erfahrung, daß er alles Wasser, das sich in der auf Thongrunde liegenden Oberfläche aufhält, und sie zu feucht, oder gar zum Sumpf macht, an sich zieht, und dadurch der Nachbarschaft sehr wohlthätig wird. Wäre aber kein Thongrund vorhanden, so findet sich vielleicht eine Quelle in einiger Tiefe, die es dem Wässerungsteiche an Wasser nicht fehlen läßt, falls er von den Anhöhen der Feldmark nicht genung aufsammlen könnte; es dürfte sich aber, wo nur einige mäßige Höhen sind, bey richtiger Ableitung in den Teich, ehe Ueberfluß als Mangel an Wasser finden, wenn man zumal dem Behältnisse durch aufschiessende Weiden, Elern u. dergl. Schutz gegen die Sonnenstrahlen verschafft. Die Kosten des Ausgrabens bezahlen sich schon durch den Gebrauch der Erde zur Verbesserung des Ackers, dessen Boden durch Vermischung mit einer andern Erdart mehr als durch zehenmaligen Dünger gewinnt; und das Abfahren der Erde auf dem Froste ist so unschädlich, als itzt, bey grösserer Musse thunlich. *) Der Verlust des

*) In besondern Umständen, sagt der Herr von Münchhausen, und dafür halte ich die angegebenen, können mit grossen Nutzen Teiche angelegt werden. Auf meinem Gute, fährt er fort, war ein Saatfeld von ziemlichen Umfange naß und uneben, hatte auch verschiedene tiefe Gründe, aus welchen dem Wasser kein Abzug verschafft werden konnte. Man

des Platzes zu dem Wässerungsteiche wird wahrer Gewinn, wenn dadurch eine reichliche Heuerndte befördert, und die Kornfelder sammt den Wegen von Wasser befreyet, und Gegenden artbar werden, die die stehende Nässe bisher unbrauchbar machte. Vielleicht kann man den Teich mit Fischen besetzen, wenn man nämlich auf so viel Wasser rechnen darf, als der Fisch noch bedarf, nachdem die Wiesen in dürrer Zeit getränkt sind. Dies muß die Hauptabsicht bleiben, und durch ein Gericht Fische nicht vereitelt werden. Ehe man aber alle diese Vorkehrungen macht, muß man zusehen, ob auch dem Wasser wieder Abfluß von den Wiesen zu verschaffen stehe. Denn es wäre ihnen schädlich, wenn es darauf bliebe, es soll nur geschwind darüber hinlaufen, und sie, als ein durchdringender Regen, erquicken. Da der Abfluß vielleicht auf eine fremde Feldmark geht, so kann er schwerer als der Zufluß zu beschaffen seyn, und muß daher ehe als dieser besorgt werden. Ich kenne übrigens die Schwierigkeiten wohl, die sich dergleichen Verbesserungen, so beträchtlich sie auch immer seyn mögen, entgegenstellen, und dem Prediger unüberwindlich vorkommen und seyn werden, und will einige Vorschläge zu einem andern wichtigen Verdienste thun, wenn ich noch eins um den bessern Wiesenbau erwehnt habe.

So nützlich die Ab- und Zuführung der Feuchtigkeit den Wiesen ist, so wenig können sie bloß hievon leben;

Man grub also drey der tiefsten Gründe noch tiefer aus, füllte mit der ausgegrabenen Erde die übrigen Sinken aus, und ebnete das ganze Feld; dieses erhielt dadurch eine ebene Fläche, die dem Lande sonst schädlich gewesene Nässe kann in die Teiche abziehen, das Feld bringt nunmehro durchaus gut Korn, man nutzt die Teiche zur Fischerey, und sammlet in denselben frische Schlammerde, welche nach einigen Jahren vortheilhaft ist, um das Feld auf 30 bis 40 Jahr damit von neuen zu erfrischen und nachzubessern. S. des Hausvaters 2ten Theil, S. 514 f.

ben; man muß auch ihre Feinde tödten, und sie zu guten Pflegemüttern des Viehes ziehen. Moos, schlechtes Gras, Büsche, und Hügel von Ameisen und Maulwürfen müssen nicht darauf geduldet, sondern das nahrhafteste, wohlschmeckendste Gras darauf gebauet werden. Ohne dieß zu haben sind die Vertilgung des Mooses, der Büsche und Hügel nur halbe Verbesserungen; beym Daseyn desselben aber ist diese Vertilgung sammt dem vorerwehnten Ab- und Zuflusse der Feuchtigkeit alles, was ihr guter Bau erfordert. Ich will damit keinesweges den Dünger für unnütz erklären, es ist besser ihn zu geben, als nicht zu geben; Lauge, Asche, und den Unrath vom Taubenschlage hat aber der Landmann selten, und am seltensten in solcher Menge, daß er den Wiesen damit helfen könnte; was er davon hat, ist gewöhnlich kaum für den Grasgarten hinlänglich. Ich will nur sagen, daß eine Wiese auf feuchtern, gutem Grunde, die gesundes Gras hat, von Moose, Büschen und Hügeln leer ist, und in trockner Zeit, wenn sie den Graswuchs aufhält, gewässert wird, den Dünger entrathen kann. Wie befreyt man sie aber von ihren Feinden? Hat sie weiter keine, als Ameisen- und Maulwurfshügel, oder kleine Büsche, so ist ihr bald geholfen. Das Ausrotten der letzten versteht jedermann, und das Abstechen und Zerstreuen der ersten ist auch bekannt genung, und wird desto nützlicher seyn, wenn es kurz vor der Wässerung geschieht, weil die itzt unbeschützten Ameisen im Wasser umkommen, und die Maulwürfe, deren geöffnete Gänge es anfüllt, verjagt werden. Das Moos ist gemeiniglich ein Beweis von zu häufiger Nässe, nach deren Ableitung es leicht mit eisernen Harken, Besen von Dornen, oder Schaafhürden, mit Dornen durchflochten, die man etwas beschwert mit einem Pferde überher ziehen läßt, ausgerissen wird. Kann man aber die Nässe nicht mindern, so pflegt es sich bald wieder anzusetzen. Wie die schädliche Feuchtigkeit

in

in einem der gewöhnlichsten Fälle abzuziehen ist, davon will ich bald umständlicher reden. Wäre indeß dies hier der Fall nicht, und das Moos drohte die ganze Wiese zu überziehen, und sie folglich zu einem ganz unbrauchbaren Stücke Landes zu machen, so ist kein anderer Rath, als sie zu pflügen, welches nach der ersten Erndte, um Johannis, bey zu vermuthender trocknen Witterung, am vortheilhaftesten geschieht: denn bis in den Herbst wird die Sonne aus einer in Furchen liegenden Wiese so viel Nässe ausziehen, daß sie verschiedene Jahre von Moose frey bleiben wird. Im Frühlinge, bey dem gewöhnlich strengen Ostwinde, möchte die Absicht noch mehr befordert werden; ich vermuthe aber, daß die Wiese dann noch zu naß seyn, und kein Pferd tragen wird. Den Verlust an Heu auf dies Jahr, und die Arbeit des Pflügens, ersetzt der folgende reichere Ertrag an Heu überflüßig, da zumal ohne diese Austrocknung das Moos die ganze Wiese verdorben haben würde. *) Hätte man in der Nähe ein mageres Sandfeld, so wäre es zu dessen und der Wiese größten Verbesserung, wenn man sie im Herbste pflügte, den umgeworfenen Rasen in Fuß lange Stücke mit dem Spaden stiesse, und ihn im Froste auf das Sandland führe. Diese Arbeit läßt sich im Winter immer bestreiten, und schafft dem Sande eine so dauerhafte und beträchtliche Verbesserung, daß auch der Zuschuß an Fuhrlohne nicht davon abhalten muß. Die nunmehro schwarze Wiese wird im Sommer durch Pflug und Egge einigemal gerührt, damit sie desto trockner, und der neue Boden

*) Wer den Rasen liegen lassen will, bis er mürbe und zum weitern Bearbeiten tüchtig wird, thut wohl, Haser darin zu säen, der wol zweymal nach einander gut wächst, und sowol die Pflugkosten als den Verlust an Grase ersetzt. Zwey Jahre liegt gemeiniglich ein solcher alter durch und durch verwachsener Rasen, ehe er zu weiterer Bearbeitung mürbe und artbar wird. S. des Herrn von Münchhausen Hausvater 2ten Theil, S. 404 ff.

den desto artbarer werde, und dann mit gutem Heusaamen bestreuet, so bezahlt sie nicht allein den Verlust eines Sommers, sondern bleibt verschiedene Jahre ohne überflüßige Feuchtigkeit eine Wohlthäterinn des Viehes. Eben dies Umpflügen ist das einzige Mittel, die schlechten oder gar schädlichen Grasarten von den Wiesen zu vertilgen, und bessere darauf zu bringen. Welche aber jene und diese sind, darauf wollte ich einen wirthschaftlichen Prediger gern aufmerksam machen. Sie lassen sich beyde leicht nennen; aber kennt man sie nun an den Namen? und sind sie grade auf unsern Wiesen, die man anderswo antrifft. Es ist nicht schwer, die vorhandenen verschiedenen Grasarten grün und trocken zu bemerken, und das satte Vieh wird ihre Güte am richtigsten entscheiden. Was das anschnaubt und verwirft, dient ihm nicht, und wird nur aus Heißhunger gefressen; was es aber auch satt annimmt, das ist seine eigentliche Nahrung. Wenn man nun mit dieser Entdeckung die wachsende Wiese untersucht, so wird sich zeigen, wie ihr Gras beschaffen ist. Seine verschiedenen Arten finden sich gewöhnlich mehr beysammen, als unter einander zerstreuet, und man kann nun urtheilen, von welcher sie das meiste hat. Wären die schlechten am häufigsten, so müßte man die Wiese pflügen, und mit bessern besäen; fänden sie sich aber nur an einzelnen kleinen Stellen, und pflanzten sich noch dazu durch den Saamen fort, so würde sie das Abmähen, ehe der Saame zur Reife gelangt, nach und nach vertilgen; wenn sie endlich aus der Wurzel, ohne Saamen zu tragen, sproßten, so könnte man sie im Herbste ausgraben, und die kahle Stelle im Frühjahre mit einer bessern Art wieder besäen. Aber wie kömmt man dazu? Freylich nicht anders, als daß man die guten Grasarten einmal auf dem Halme zu hinlänglicher Reife kommen, auf einen festen Boden allein legen, da vor dem Gebrauche fürs Vieh ausschütten, und nachher den ausgefallenen

nen Saamen sammlen läßt. Durchs Dröschen käme man auch dazu, es hat aber viele andere Bedenklichkeiten und Schwierigkeiten. Wie ich übrigens schon gesagt, daß eine Wiese auf gutem Boden mit guten Grasarten, zur Zeit der Dürre und nöthigen Wachsthums gewässert, den Dünger entbehren könne: so erfordert sie ihn dagegen, oder nimmt ihn wenigstens dankbar an, wenn man sie zu pflügen genöthiget wird. Muß mans thun, um die überhäuften schlechten Gräser zu vertilgen, so ist sie gewöhnlich mager, wie auch schon manche Grasarten anzeigen, und ein kurzer kräftiger Dünger ihr sehr nöthig; dieser von Natur magere Grasboden wird es überhaupt gern sehen, wenn er alle zwölf Jahr wenigstens einmal gerührt, locker gemacht, und mit Dünger gestärkt wird, und die darauf verwandten Kosten sammt dem Grasverluste hinlänglich bezahlen. Muß man eine zu feuchte Wiese, um sie trockner zu machen, pflügen, und hat den Torf davon gefahren, so ist ihr die Düngung fast unentbehrlich, und desto vorträglicher zur Absicht, wenn sie mit den trocknern und heissern Arten, Pferde- Schaaf- Hühner- und Taubenmiste geschieht. Ist die Wiesenpflege bisher noch unstreitig zu sehr, zu häufig vernachläßigt, so macht sich der Prediger, der sie befordert, ein Verdienst von beträchtlichem Werthe.

Viele Wiesen und manche Aecker sind bloß deswegen zu feucht und unfruchtbar, weil unter der Oberfläche ein undurchdringlicher Thon oder Leim steht. Da der kein Wasser durchläßt, so muß die Oberfläche desto ehe weich und sumpfig werden, je dünner sie ist, und je mehr es regnet. Liegt dieser feste Boden abhängig, so kann es nicht fehlen, daß sich das darauf stehende Wasser dahin senkt, die Oberfläche durchbricht, und als Quelle zum Vorschein kömmt. Begreiflich aber kann diese Quelle nicht immer fliessen, sie muß bey trockner Zeit versiegen,

und

und nach einem nassen oder schneereichen Winter, wie bey häufigen Sommerregen, sich hervorthun. Der Landmann pflegt sie die Hungerquellen zu nennen, und meine Erfahrung hat mich gelehrt, daß sie nichts anders als Ausbrüche des auf Thon oder Leim oder einem festen Steine stehenden Regenwassers sind. Wo es nicht leicht abfliessen kann, da pflegt es irgendwo die dünneste Oberfläche ganz zu durchdringen, und einen Sumpf zu machen. Mir sind verschiedene Gegenden bekannt, wo diese Sümpfe einen beträchtlichen Theil der Feldmark ausmachen, und dem Dorfe entziehen, wo die Wiesen, der Nässe wegen, statt guten Futters, Moos, Binsen, Schilf und saures Gras tragen, und in nassen Jahren das Gras nicht trocken werden lassen, nicht befahren werden können, und wo der Ackergrund so feucht ist, daß man ihn nicht anders als schlechten Boden nennen kann. Ohne Zweifel rührt alle dies Uebel von der festen Unterlage her, die der Landmann auch ganz gut zu kennen pflegt, nur aber das Uebel für unheilbar hält. Das ist es indeß sicher nicht, es müßte denn die ganze Feldmark eine völlig wagerechte Fläche seyn; und dergleichen Feldmarken wird es vermuthlich sehr wenige geben. Da, wo die feste Unterlage die Oberfläche zu weich und unfruchtbar macht, da habe ich eine solche Feldmark nicht, sondern durchgehends abschüßiges Land und Vertiefungen gesehen. Und hier darf man nur die Oberfläche aufgraben, um zu bewirken, daß sich das in der übrigen stehende Wasser in die gemachte Oeffnung ziehe. Wie groß eine solche Oeffnung seyn müsse, läßt sich wol nicht berechnen; je grösser der Umfang der Fläche ist, die sie austrocknen soll, je durchnäßter sie bislang gewesen, je stärker sie durch Regen wieder angefeuchtet wird, je geschwinder man sie austrocknen will, und je schneller man endlich die Oeffnung selbst abfliessen lassen kann: desto zeitiger wird man zu seinem Zwecke kommen, und die

Oberfläche trockener sehen. Wie es zugehe, daß ein Platz von drey Ruthen lang und einer breit, dessen Erde man bis auf den untenstehenden Thon oder Leim weggenommen, sich gleich mit Wasser fülle, und bey einem ziemlich starken Abflusse desselben immer Wasser halte, läßt sich leicht begreifen, wenn man bedenkt, daß die auf der Oberfläche einer Gegend, die festen Grund unter sich hat, stehende Luftsäule sie wie einen Schwamm ausdrückt, und das Wasser, das dieser Richtung ohnehin folgt, nach der niedriger angebrachten Oeffnung treibt. Ich habe dergleichen, die nur eine Ruthe ins Gevierte hielt, und nur zuweilen Abfluß hatte, wohlthätig für eine ziemliche Wiese und viele Morgen Aecker gesehen. Die Hauptsache ist, daß man das ausgezogene Wasser fortschaffen kann. Will das der Nachbar nicht bey sich herfliessen lassen, und die Obrigkeit die Ableitung nicht begünstigen, so steht den elenden Gegenden, wo so leicht alles versäuft, und die zu kaltgründig sind, um fruchtbar seyn zu können, nicht zu helfen. Wo es aber ein Prediger dahin bringen könnte, daß dem ausgezogenen Wasser der freye Abzug verstattet würde, da würden die Aecker tragen, was sie vorher nicht konnten, da die Wiesen mehr und angenehmeres Heu liefern, und da mancher sumpfigter Anger, eine kümmerliche Nothweide der Schweine und Gänse, nach seiner Natur und den Bedürfnissen des Dorfs, artbar gemacht werden können. Häufig wird man dies ausgezogene Wasser in einen Fluß oder Teich leiten, oder zur Wässerung der Wiesen vorher noch anwenden können; wo es aber durchaus nicht thunlich wäre, da läßt sich sicher ein Teich anlegen, der es aufnimmt. Jedermann weiß, daß auch der Teich durch seine Einwohner und die Viehtränke seine Stelle bezahlt; hier aber, wo er trocknere Aecker, Wiesen und Viehweiden macht, ist er auch ohne Fisch grosse Wohlthat, und müßte daher angelegt

wer-

werden, wenn man auch die ausgeworfene Erde zu nichts brauchen könnte. Es ist aber schon bemerkt, daß eine Erdart die andere aufs beträchtlichste verbessert, und daß man durch diese Verbesserung die Kosten, welche das Ausgraben der vorgeschlagenen Oeffnungen und die allenfalls nöthige Anlegung eines Teichs, sammt dem Verfahren der Erde auf länderеyen, denen sie dient, erfodern, und den Verlust der Plätze, die itzt zum Wasserabzuge oder auch zum Teiche gebraucht werden, reichlich vergütet bekommt. Ein magerer Berg, wohin man die Erde aus einem solchen Wasserabzuge schaffte, trägt itzt schönen Weitzen, da er sonst schlechten Rocken trug. Die Besorgniß endlich, daß man die Aecker und Wiesen durch den empfohlnen Wasserabzug zu trocken machen möchte, wird selten nöthig seyn, da ein Regen eine solche dünne Oberfläche leicht durchdringt, und man den Abzug des Wassers hemmen kann, wenn man will.

Sollen indeß unsere Dörfer überhaupt und jeder Hof darin blühen, wie sie könnten, so muß jedem sein Antheil an Aeckern, Wiesen und Viehweide zusammengelegt werden. Ich will meine Gedanken darüber hersetzen, ob sie etwa einmal ein patriotischer Prediger gelegentlich an seine landesregierung bringen kann. Wenn künftig die Feldmarken unter die Höfe, nach ihren Ansprüchen, vertheilt werden sollen, so muß eine ganze Gegend, die einerley Wasserzug, einerley Abhang gegen einen Fluß hat, vom Ingenieur aufgenommen werden, um aus dem Risse sehen zu können, wohin das Wasser nothwendig freyen lauf haben müsse, wenn es nicht zum grossen Schaden am unrechten Orte stehen bleiben soll. Wer es nicht gesehen hat, glaubt es kaum, wie viel Schaden eine höher liegende Feldmark leidet, wenn eine niedrigere den Abfluß des Wassers durch ihre Grenzen nicht erlauben will. Jene muß es behalten, sollte es auch noch so

viele Aecker und alle ihre Wiesen und Weiden kosten. Die Vertheilungscommißion bestimmte also zuvorderst den Wasserzug so, daß es jeder von seinen Grundstücken ohne Schaden des andern los werden könnte. Nach diesem Hauptzwecke, ohne welchen durchaus nicht jeder Ort aufkommen kann, geschieht dann die weitere Vertheilung der Feldmark so, daß jeder alle seine Grundstücke, die Holzungen ausgenommen, bey einander her bekömmt, und möglichst ohne Schaden bleibt. Sind die Eigenthümer auf dem Risse nur mit A. B. C. bezeichnet, ist die Güte des Bodens gleichfalls bemerkt, und die Commißion in der Gegend so wenig angesessen als bekannt: so wird sich nicht leicht ein Eigenthümer über die ihm zugefallenen Grundstücke beschweren. Jedes Hofgut bekömmt möglichst die Gestalt eines Dreyecks, dessen Spitze aufs Dorf, und so viel seyn kann, auf den Hof selbst zieht, als wodurch die Schwierigkeit gehoben wird, daß bey der Vertheilung manche Grundstücke zu abgelegen ausfallen würden. Die kleinen Höfe würden in ein Dreyeck zusammengelegt; häufig haben sie nur Kirchenäcker, die billig bey einander bleiben sollten. Bey dieser Einrichtung läßt sich nun freylich nicht vermeiden, daß in das eine Eigenthum mehr Acker als Wiesen, in das andere mehr Wiese und Anger als Acker kömmt, und daß eins, dem ein magerer Berg oder ein grosses Stück vom Anger zufällt, durch die Grösse entschädiget werden muß. Es ist aber so wenig der künftigen Eigenthümer Schade, daß sie vielmehr, wenn sie das Vorurtheil erst überwunden, den größten Nutzen davon haben werden. Denn es ist blosses Vorurtheil mancher Gegend, daß die Güte der Höfe in der Menge der Aecker bestehe; man hat nie eine grosse Viehzucht gehalten, um wissen zu können, wie viel sie einträgt. Gesetzt also, ein Hof erhielte durch die Vertheilung seine vorigen Aecker nicht sämmtlich wieder, dafür aber einen desto grössern Strich von Wiesen

und

und Aengern, die eigentlich grasartig, und zu Acker nicht wohl zu nutzen wären, so zöge er künftig mehr Vieh, und verkaufte an seine Nachbaren, die größtentheils Aecker und nicht Fütterung genung hätten, den Ueberfluß seines Heues. Doch man gebe nur dem Landmanne erst seine Grundstücke bey einander, mithin völlige Freyheit, sie nach seiner Einsicht zu nutzen, so wirds an gutem Gebrauche nicht fehlen. Mit Vergnügen wird man sehen, wie er jeden Fleck mit Ueberlegung anwenden, darüber mit andern zu Rathe gehen, und andern den besten Gebrauch ablernen wird. Er ist sicher so ungelehrig nicht, als er leiden muß; wer es wäre, den würde der Druck, den er auf sich hat, zu Verbesserungen treiben, und der allergrößte Theil wird aus Ehrgeitz und Gewinnsucht den möglichsten Nutzen von seinen Grundstücken zu ziehen trachten. Denn es wird ihm nun möglich, und seine überlegte Eintheilung und Arbeit wird zu seiner Ehre beachtet, und der Lohn davon ihm nicht entzogen, nicht geschmälert. Dies sind die Vortheile von meinem Vorschlage, die ich nun deutlicher zeigen muß. Nach demselben hat jeder Hof seine Grundstücke beysammen, und darf sie nicht allein, sondern muß sie, nach der Lage und des Orts Umständen, mit einem Graben oder einer lebendigen Hecke einschliessen, und dadurch allen Grenzstreitigkeiten vorbeugen. Hiedurch hören auf einmal alle die beträchtlichen Hindernisse von der besten Nutzung des Bodens auf. Der Wasserabzug ist weislich angeordnet, der Nachbar darf es nicht mehr halten. Er kann brach liegen lassen, und bestellen wie ers gut findet, die Viehweide, Orts Gebrauch, und das Ueberfahren schränken ihn nicht mehr ein. Er darf früh oder spat, dies oder das säen, pflanzen, erndten, und braucht sich nach niemanden weiter zu richten. Kein Weg geht mehr über seine Aecker und Wiesen, kein Nachbar wendet ferner darauf, kein Vieh frißt sie leicht mehr

mehr ab. Er hat nicht weiter nöthig, mit Pflug und Wagen aus einer Feldwanne in die andere zu ziehen, so viel Grenzfurchen liegen zu lassen, und seine Einrichtungen nach der Lage und Grösse der Aecker oft unwirthschaftlich genung zu machen. Und, welches das allerwichtigste ist, den Boden kann er nun seiner Natur nach, das heißt, aufs beste nutzen, ihn Gras tragen lassen, wo er grasartig ist, und Korn und Vorspeisen und andere Pflanzen bauen, wie sie des Ackers Beschaffenheit am besten zu nähren vermag; abwechseln kann er mit dem Gebrauche des Bodens, wenn der es verträgt, oder gar erfodert, wie es am vorträglichsten ist, das Grasland in Kornfelder verwandeln, und die wieder zu Wiesen ruhen lassen. Sein Vieh bekömmt sein Gehege, wo es ohne Hüter weidet und satt wird, bey allen Ackerarbeiten hat ers vor Augen, die Wartung und Nutzung kann, wie die Mitname des Futters nach Haus, im Vorbeyziehen geschehen. Jede Stelle, deren so viele bey zerstreueten Aeckern und Wiesen wenig oder gar nicht gebraucht werden, kann er nun anwenden; muß sie der Pflug lassen, so kann sie der Spaden zu Kohl und Rüben artbar machen; liegt sie nicht bequem zu Früchten, und kann von Viehe nicht erreicht werden, so nähre sie einen Baum; ist sie durchaus und unheilbar zu naß, so werde sie Viehtränke und Fischheller, und bessere mit ihrer Erde eine benachbarte. Der Landmann sollte bald in Wohlstand kommen, und den Städten vieles zu weiterer Bearbeitung und zum Handel liefern, wenn man ihm diese, wie mich dünkt, so vernünftige Freyheit gäbe, Grund und Boden durchgehends aufs beste und möglichste zu nutzen. Eine Veränderung möchte indeß daraus entstehen; diese, daß zu viele dann Landleute werden wollten, und dann möchte ichs selbst wohl werden.

So lange es inzwischen beym Alten bleibt, wobey

es

es denn auch wol bleiben wird, ist es in mancher Gegend ein Verdienst, das bessere Verhältniß zwischen Ackerbau und Viehzucht zu befordern, in der Gegend nämlich, wo der Acker zu seiner Fruchbarkeit durchaus gedüngt werden muß, das dazu erfoderliche Vieh aber nicht gehalten wird, nicht gehalten werden kann, und in der, wo viel mehr Vieh ist als der Ackerbau nöthig hat. Wo er ohne Dünger betrieben werden kann, da braucht man nicht mehr Vieh, als zur Arbeit und Haushaltung gehört, und das vortreflichste Kornland zum Theil zu Grase liegen zu lassen, wäre nur in dem einzigen und vielleicht seltenen Falle zu rathen, wenn eine nahe liegende grosse Stadt das auf einem Stücke Landes genährte Vieh theurer als das darauf gewonnene Korn bezahlte. Ich habe aber erstlich eine von den gemeinsten Gegenden vor Augen, wo der Ackerbau ohne häufige Düngung mit Vortheil nicht getrieben, das dazu nöthige Vieh aber nicht hinlänglich gefüttert werden kann. Daß hier die Wirthschaft einen Fehler hat, sieht man leicht, und man wird geschwinder der Unvernunft des Landmanns Vorwürfe machen, als den Ursprung dieses Fehlers auffinden können. Ich will ihn zur Rechtfertigung von einigen Dörfern erzehlen. Sie liegen nahe an einer Stadt, in welcher durch eine Hofhaltung und viele Equipagen häufiger Dünger gesammlet, und, was vier Pferde ziehen können, für acht Gr. zu haben war. Das bewog die Leute, die Kühe, welche zur Haushaltung nicht durchaus nöthig, abzuschaffen, und nun auch manchen Anger und manche Wiese zu Acker zu machen; wer kann das tadeln? Nachdem nun aber die Hofhaltung verlegt, der Stadt eigener Acker zugetheilt, mithin kein Dünger zu haben ist, mußte durchaus der Viehstapel wieder vermehrt werden. Das ist geschehen; aber nun fehlts an Weide und Fütterung; nun sollte der Anger wieder vergrössert, und hie und da, wo es der Grund räth,

räth, eine Wiese gemacht werden, und das geschieht nicht, weil der Bauer jede Veränderung fürchtet, und vielleicht die, welche sie rathen sollten und bewirken könnten, weder Geschichte noch Oekonomie genung haben. Dem Prediger empfehle ichs daher nochmals, sich gleich mit beyden, so bald er an einen Ort gesetzt ist, möglichst bekannt zu machen. Jene wird ihn vielfältig die Güte und Fehler von dieser lehren, und zum besten Rathgeber machen. Hier, wo der Acker durchaus gedüngt werden muß, aber von fremden und eigenem Viehe nicht hinlänglich gedüngt werden kann, muß er zur Vermehrung des Futters nicht bloß rathen, sondern durch eigene Veränderung eines Pfarrackers in eine Wiese, durch Bestellung anderer mit Futterkräutern, durch Wiesenpflege, reichlichere Nutzung der Gärten u. s. w. lehren, wie das unentbehrliche Vieh zu versorgen, und es möglich zu machen sey, daß der Acker wieder trägt wie sonst, wovon der Bauer gern die Schuld bloß auf die Witterung schieben möchte.

Hier möchten leicht manche in neuern landwirthschaftsbüchern Belesene dafür halten, daß, wo die Weide fehlt, und doch das Vieh nöthig ist, die rechte Zeit und der rechte Ort sey, die Stallfütterung einzuführen. Sie scheint mir aber mit der Gemeinheitstheilung, die ich schon oben gewünscht, so genau zusammen zu hangen, daß sie daraus von selbst folgen, ohne sie aber schwerlich in Niedersachsen zu Stande kommen wird. Wo der Anger und die gemeinschaftliche Wiese unter die Höfe zum freyen Gebrauch vertheilt, und Holzweide nicht hinlänglich vorhanden ist, da muß der Bauer sein Vieh im Stalle füttern, falls sein Hoftheil es draussen nicht ernähren, oder nicht genung eingeschlossen werden kann. Wo es indeß groß genung, und das Vieh darauf einzusperren möglich ist, wird sich der landmann, der gewohnt ist

ist sich weniger ums Vieh zu bekümmern, zur Stallfütterung nicht leicht bequemen, bis ihm jemand durch sein Beyspiel zeigt, daß es möglich sey, so viel Grünes, als die zum Ackerbaue nöthigen Kühe verlangen, und zeitig verlangen, auf Aeckern und Wiesen durch Pflege und nun freye Bestellung zu gewinnen, daß der im Stalle fallende Dünger die Kosten des Schneidens und Einholens reichlich bezahle; und daß nicht betriebene, sondern geschnittene und getrocknete Plätze mehr Sommer- und Winterfutter liefern, als man erwarten dürfte, wenn man das Vieh von einem auf den andern getrieben. Wie sie daher in Gegenden, die den Dünger durchaus nöthig haben, die hinlänglich Streu dazu liefern, und, wie gewöhnlich, das Vieh auf ihren kleinen, magern Weideplätzen nicht sätigen, eine der größten Verbesserungen ist: so kann und wird sie, wo das Stroh fehlt, und sich häufige Weide findet, die nur als Weide genutzt werden kann, nicht eingeführt werden. Die Nothwendigkeit des Düngers empfiehlt sie hauptsächlich, und nächstdem die vorzügliche Güte des Landes zum Kornbau; daher läßt der Bremer und Friesländer, dessen Aecker die Flüsse düngen, sein Vieh draussen weiden, und wo der Boden das herrlichste Korn trägt, wie in der güldenen Aue, die Böhrde, in Franken u. s. w., da wäre es Schaden, ihn zur Viehweide liegen zu lassen, und ist mithin sehr wohl gethan, das wenigere Vieh, so man bedarf, von den häufigen, fetten Früchten der ergiebigsten Aecker zu Haus zu füttern. Je richtiger man die Nothwendigkeit und Entbehrlichkeit, den Nutzen und Schaden und die Folgen von der Veränderung übersieht und überschlägt: desto grösser oder geringer wird das Verdienst seyn, etwas neues eingeführt zu haben. Man hat irgendwo die Stallfütterung angefangen, und befunden, daß die Kühe nicht alle Jahr ihr Kalb geben. Wäre dieser Schaden unvermeidlich, wie ich aber nicht glaube, so hätte sie ein

ein Hinderniß mehr. Ich kann mich indeß nicht weiter hierauf einlassen, sondern nur einen wirthschaftlichen Prediger in einer Gegend, wo der Ackerbau aus Mangel des Düngers minder ergiebig ist, zu dem Verdienste ermuntern, diesem Mangel durch einen bessern Viehstand, oder andere Mittel, Deichschlamm, Auffahren frischer Erde anderer Art, tieferes Pflügen u. dergl. möglichst abzuhelfen, und seinem Orte nützlich zu werden.

Das rechte Verhältniß zwischen Ackerbau und Viehzucht fehlt auch da, wo man des letztern mehr, als zum Dünger nöthig ist, hält, weil man es im Sommer und Winter ernähren kann. Dies wäre nun eine untadelhafte, vortrefliche Einrichtung, wenn das Vieh, wie in den Marschländern, im Sommer sehr ergiebig, und im Herbste fett wäre. Es pflegt aber in diesen Gegenden grade das kleinste, uneinträglichste Vieh zu seyn, das man in Menge hält, um jährlich einen oder ein Paar Köpfe verkaufen zu können. Grösseres, sagt man, nährt die Weide nicht, und wir haben sie doch in Menge, daß es undankbar wäre, sie nicht zu nutzen. Ist sie bloß im offnen Holze, welches zu vermindern nicht rathsam, und dessen Boden guten Ackerbau nicht geben würde: so muß sie freylich bloß durchs Vieh genutzt werden; und ob besseres in geringerer Anzahl vortheilhafter seyn möchte, läßt sich ohne locale Kenntniß nicht wohl sagen; zu glauben wäre es, wenn der Weg, der dem schwerern Viehe saurer wird, nicht zu weit, das Gras nahrhaft, und der Absatz seiner Producte nahe ist. Man läßt aber hie und da sehr räumliche Aenger liegen, die zum Kornbau recht gut genutzt werden könnten, um, weil es Orts Gebrauch ist, eine Menge kleiner, uneinträglicher und zum Dünger unnöthiger Kühe dahin treiben zu können, und macht selbst auf Anhöhen sehr unergiebige, einhauige Wiesen, um für seinen Stall voll kümmerlichen Viehes im Winter das

noth-

nothdürftige Heu zu haben. Hier wird der aufmerksame Mann billig fragen, obs nicht besser sey, diese Wiese, welche höchstens eine Kuh ernährte, in Acker zu verwandeln, um unter andern auch zu mehrerer Streue zu kommen? nicht besser sey, auch die zweyte abzuschaffen, um jenen Anger pflügen, und ungleich höher nutzen zu können? nicht thunlich sey, dem Wasser, das hier gemeiniglich das auf Thon stehende Winterfeld zu verderben pflegt, Abzug zu verschaffen? und endlich nicht möglich sey, durch Hebung des Fehlers, der gewöhnlich vom Wasser herzurühren pflegt, dem Ackerbaue aufzuhelfen, und dadurch eine Gegend, die zu dessen nützlichsten Betreibung hinlängliche Holzweide hat, aufs merklichste zu verbessern?

Es kann seyn, daß die eingeführte Einrichtung, den vorwaltenden Umständen nach, die beste ist; da man aber immer voraussetzen darf, daß dem Landmanne zu vortheilhaften Veränderungen Muth, Munterkeit und Nachdenken fehlt: so muß es ohne weitere Untersuchung auch nicht gleich für ausgemacht angesehen, sondern jeder möglichen Verbesserung nachgedacht, und mit hinlänglicher Kenntniß der Geschichte und Umstände des Orts, Wirklichkeit zu geben versucht werden. Auch in Rücksicht auf den zeitlichen Wohlstand muß, meyne ich, der Prediger seines Dorfes Kopf und Hand seyn; Gelegenheit dazu wird kaum irgendwo fehlen, man brauche nur meine Vorschläge nicht weiter als Winke, seines Dorfs Zustand näher zu untersuchen.

Es giebt vielfältig in der Entfernung von grossen Städten Dörfer, die im Ueberfluß mit Holzungen versehen, und in der Nähe andere, denen es fehlt. Wie das gekommen, läßt sich daher vermuthen, daß man hier ausgerottet, um, des nahen, vortheilhaften Absatzes wegen, mehr Kornland zu haben, und auch wol neue Dörfer ehemals

mals angelegt, um die volkreiche Stadt mit Lebensmitteln zu versehen; da hingegen entferntere Oerter keinen Reitz gehabt haben, einen andern Gebrauch von ihren Waldungen zu machen. Es ist indeß nicht gut, daß diese vieles Holz verfaulen lassen, und jene es zum Theil baar ankaufen, und dadurch dessen Preis in der Stadt steigern müssen. In beyden Gegenden kann vielleicht der aufmerksame Prediger etwas bessern. Ich habe immer gefunden, daß sich der Bauer den Holzanbau nie mit Ernst angelegen seyn läßt, wo der Ackerbau sein Hauptgeschäft ist, und fast geflissentlich die noch übrige kleine Holzung dünne macht, und anzuwachsen hindert, damit sie als uneinträglich endlich auch noch in Ackerland verwandelt werden möge. Hier ists unstreitig Verdienst, dem Holzverderb aus allen Kräften zu wehren, und dessen Vermehrung zu befordern. Beydes ist nun freylich eine Regierungs- und Forstsache, und, so viel ich weiß, wird auch aller Bedacht darauf genommen, jenes scharf verbothen, und dieses befohlen, auch durch die Forstbedienten möglichst ins Werk gesetzt. So lange aber der Bauer nur diese fürchtet, kann er immer genung verwüsten, genung vernachläßigen. Der Prediger komme zu Hülfe, und eifere gegen das muthwillige, boshafte Verderben junger Bäume. Wie viel kann er dagegen sagen, wenn er die Bosheit schildert, welche das Beil gegen einen freudig wachsenden, unschädlichen jungen Baum seines Nachbarn aufhebt, bloß, um ihn zu verderben, und den weit hinausgehenden Schaden vors Auge bringt, den der muthwillige Verderb eines hoffnungsvollen jungen Baums verursacht! Ich hoffe, ein wiederholt nachdrücklicher Vortrag dieser Art thut mehr Wirkung, als die auf diese Ungerechtigkeit mit Recht gesetzte bürgerliche Strafe, die ich noch niemanden habe leiden sehen, ob ich gleich, leider! schon manchen muthwillig verdorbenen jungen Baum gesehen ha-

be.

be. Dabey empfehle ich, der Jugend eine gewisse Achtung dagegen, eine Freude über den Wachsthum und einige Bekanntschaft damit beyzubringen, da sie sich sonst gewöhnlich aus dem Verderben einen eigentlichen Zeitvertreib zu machen pflegt. Läßt er die Kinder abwechselnd beym Pflanzen, Pfropfen, Beschneiden und Heilen seiner Bäume im Garten zusehen und helfen, so werden sie durch die hiebey angebrachten Belehrungen und Warnungen ehe Gärtner im Holze, als dessen Feinde werden. Eben so nöthig aber und verdienstlich ist es, in einer holzarmen Gegend Anpflanzungen zu befordern. Der Prediger sey nur einmal so neugierig, und zähle die Stellen auf, vor, und besonders hinter den Höfen seines Dorfs, und um dasselbe her, wo ohne alle Beengung und Nachtheil ein Baum zur Holznutzung stehen könnte, und er wird in den allermeisten finden, daß ihrer etliche tausend noch bequem Raum haben, die gewöhnlich gern umsonst aus den Forsten gegeben, und mit so weniger Mühe eingesetzt werden können. Er fange es selbst an, und bepflanze den Pfarrboden, wo es nur immer möglich ist, Nachfolge wird er gewiß erwecken, sollte sie auch erst nachkommen, wenn sie die Nutzung davon sehen; er betreibe sie aber durch allerley Vorstellungen früher, weil wirklich mancher Hof auf seinem Raume fast seine ganze Feuerung erndten könnte, wenn er völlig bepflanzt wäre. Läßt er sichs dabey angelegen seyn, das Zupflanzen, Warten und Schonen in den eigentlichen Holzungen durch reife Vorstellungen zu befordern: so stiftet er nicht allein moralische Besserung, sondern er vermehrt zugleich ein Product, das immer nöthiger und immer theurer wird, bey schuldiger Sorgfalt aber doch fast aller Orten in hinlänglicher Menge seyn könnte.

Wo Dorfschaften mit vielen Waldungen versehen, gros-

grossen Städten aber nicht nahe sind, da pflegt so viel Holz umzukommen, als zur Feuerung verschwendet wird, weil mehr wieder zuwächst, wie die Nothdurft des Orts erfodert. Um den möchte es also ein erhebliches Verdienst seyn, den Einwohnern Geld fürs Holz zu verschaffen; und das kann vielleicht bloß dadurch erworben werden, daß man die Leute lehrt, Nutz- von Brennholze zu unterscheiden, und daß man den vorhandenen Vorrath von Nutzholze in den Städten bekannt macht, wo er so nöthig, so willkommen ist. Man kann sich auf Schulen, auf Universitäten, auch noch wol nachher Gelegenheit machen, den Arbeiten des Drechslers, Tischlers, Rademachers, Zimmermanns u. s. w. zuzusehen, und die Art, die Gestalt, die Güte und den Preis des Holzes, das sie brauchen, zu erfahren. Diese Kenntniß läßt sich bey Alten und Jungen seines Orts nach und nach schon so weit ausbreiten, daß sie eine Sammlung von allerley Nutzholze befodert, wozu man denn einen Handwerker, dem es dient, kommen läßt, und damit die Leute lehrt, daß man für manches verschwendete und ungenutzte Stück Holz Geld aufnehmen könne. Ist hievon nur erst eine Erfahrung vorhanden, so wird der Bauer, dem wol allerwärts, besonders in diesen abgelegenen Dörfern, nichts so nöthig als Geld ist, bald merken, wofür mans ihm biethet, und was er mithin in acht nehmen muß. Vorzüglich würde ich an einem solchen Orte rathen, die Kinder oben genannte Handwerke, die in Holz arbeiten, lernen zu lassen, als wodurch die bessere Nutzung desselben am meisten befordert werden dürfte. Die sich von ihnen in den Städten setzten, wüßten nun, wo sie ihre Materialien am wohlfeilsten finden könnten, und die etwa auf ihr Dorf zurückgingen, würden bald aufmerksam auf den Holzhandel werden. Wäre es nicht wider die Landespolicey, so riethe ich, daß sie da ihr Handwerk trieben, wo sie es bey der Nähe des

Hol-

Holzes so viel leichter und vortheilhafter könnten. Warum sollen die Leute da nicht arbeiten, wo sie das zu verarbeitende Product halb umsonst haben, mithin so viel billiger verkaufen können, da es ohne diesen Gebrauch fast gar nicht gebraucht wird? Das Haus müßte so hoch nicht kommen, das man vom Zimmermanne nahe an grossen Waldungen aufhauen liesse; sein Nachbar, der es zur Stadt führt, verdient auch dabey u. s. w. Ich darf nicht weitläuftiger dabey seyn, sondern nur den Wink geben: es ist ein Verdienst, seinem Dorfe zu besserer Nutzung seiner Producte behülflich zu seyn, wie öfter als man glauben mag, auszurichten stehn wird.

Auszurichten? So muß man doch in Wahrheit des armen Bauren Last und Einschränkung nicht kennen — Dies wird man mir entgegensetzen. Und ich muß zugeben, daß sie mir hie und da so unaufheblich scheint, als sie manches Orts Aufkommen durchaus hindert. Ich kann aber nicht einräumen, daß, aller Einschränkungen ungeachtet, nicht ein oder anderes Dorf durch einen klugen, patriotischen Prediger in seinem Wohlstande gebessert werden könnte. Das ärgste, was sich denken oder nicht denken läßt, wäre doch wol, daß man die angegebene Verbesserung, so bald sie laut wird, unter allerley Vorwande wieder hindert. Es sey; so wird sie so groß nicht, als sie zugeschnitten war, aber etwas Gutes stiftet sie doch. Um des Bauern Umstände ist gleichsam ein Zaun gezogen, der eine lehrt ihn, wie er sie ausbreiten und verbessern soll, und der andere pfändet ihn, so bald er über den Zaun steigt, doch pflegt er ihn bis dicht an den Zaun kommen, und was von Früchten herüber hängt oder fällt, reichen oder auflesen zu lassen. Und bis an diesen Zaun ist noch wol nicht jeder Ort vorgedrungen, daher noch manche Verbesserungen statt finden mögen, ehe das: nicht weiter! erschallt. Das allergrößte irdische Verdienst

um die Landleute, folglich — diese Folge erkläre ich nicht; wer sie nicht unerklärt versteht, versteht sie auch erklärt nicht — ums ganze Land ist, ihm Freyheit und Eigenthum zu verschaffen, oder auszurichten, daß der Bauer Grundstücke erb- und eigenthümlich, und dabey völlige Freyheit bekomme, sie nach seiner Einsicht ganz ungestört zu nutzen und zu verändern. Abgaben bleiben davon, und können nicht weggenommen werden, der Staat braucht sie, und der Bauer auch, um nicht aus seiner Gleise zu fahren; so bald sie ihn aber an die Kette legen, kann er gar nicht mehr fahren. Sollten sich Freyheit und Eigenthum mit Abgaben nicht verbinden lassen? Ich glaube es doch; in England ist jenes und dieses. Je größer Freyheit und Eigenthum ist, desto leichter können Abgaben verdient und getragen werden; was wird man thun müssen, um diese erhöhen zu können? jene verleihen.

Der Ackerbau soll blühen, die bisherigen Früchte reichlicher gezogen, und noch manche neue eingeführt werden. Hievon ist ohnstreitig die nächste Folge: also muß der Landmann pflügen, eggen und säen können wann, wie und was er will. Jenes fodern, und dieses nicht erlauben, mag kleiden, wen es kleiden kann, den Ackermann sicher nicht. Der Bauer darf aber nicht pflügen, eggen und säen, wann, wie und was er will; nicht wann er will, weil das Vieh berechtiget ist, die Bearbeitung des Ackers zu verwehren, oder zu vereiteln, oder die Früchte zu verderben; nicht pflügen und eggen wie er will, weil gemeiniglich seine Aecker in kleinen Streifen umherliegen, die sich z. B. in die Queer nicht bearbeiten lassen; nicht säen was er will, weil es hier der Zehentherr nicht erlaubt, dort der Nachbar nicht schont, und da der Einwohner plündert. Wo er das Wild nicht von der Saat treiben, und dem Jäger es nicht wehren darf, mit Pferden und Hunden durch die Früchte zu ziehen, da ist ein Hinderniß guter Erndten mehr. Der Ackerbau soll blühen, des Landes Wohlfahrt

fahrt erfodert es: folglich muß das Wasser die Früchte nicht verderben, und die Wege nicht unbrauchbar machen, weil die sonst den Fuhrmann reitzen, auf den Acker zu beugen, und Schaden zu thun. Der Bauer kann aber seinen Nachbar nicht zwingen, aufzugraben, und noch weniger das grenzende Dorf nöthigen, dem überflüßigen Wasser durch seine Feldmark den freyen Durchzug in einen Fluß zu erlauben; er muß es also allein, oder mit seinen Nachbaren gemeinschaftlich auf den Aeckern behalten, und die Früchte ruhig verderben sehen. Der Ackerbau soll blühen, folglich die Viehzucht auch. Der Bauer darf aber die eigene Wiese gegen das hergebrachte Betreiben mit dem Viehe zur Unzeit nicht schützen, die gemeinschaftliche, weil es die übrigen nicht wollen, nicht verbessern, den Anger, weil es die übrigen nicht wollen, nicht ergiebiger machen, Feldland in Wiese, und Wiese in Feldland, weil es die übrigen nicht wollen, nicht verwandeln, und perennirende Futterkräuter, weil es die übrigen nicht wollen, auf den Aeckern nicht ziehen, einen nassen Busch, weil es der Jäger nicht will, zu einer schönen Wiese nicht erheben, ein abgelegenes Grundstück zum Ankauf eines vortheilhaftern einem grenzenden Dorfe, das es schön nutzen könnte, nicht abtreten, weil es der Gutsherr, das Amt, die Regierung, und vielleicht noch mehrere nicht wollen. Nun spart alle Vorschläge und Erfahrungen, patriotische Wirthe, wodurch ihr die Producte des landes vermehren und vervielfältigen wolltet, und arbeitet erst dahin, daß der Zug des Wassers geöffnet, und aufs vortheilhafteste geleitet, die Gemeinheiten aufgehoben, und jedem landmanne seine Grundstücke bey einander gelegt werden: dann lehrt, wie jeder den ihn zugefallenen Platz am besten nutzen könne, und ihr werdet sehen, daß die Gewinnsucht und der Druck der landleute ihnen drey Ohren für zwey giebt. Man versuche, sich dies Verdienst zu machen, unmöglich ist es nicht, aber hie und da wird es schwer zu erwerben seyn.

Es geschehe, in welcher Absicht es wolle, versucht wirds wenigstens genung, den Landmann in bessere Umstände zu setzen. Warum soll es sein Prediger nicht auch versuchen? Aber ja behutsam, damit übel nicht ärger werde! Eins der Mittel dazu ist, die Erleichterung oder Aufhebung der Einschränkungen. Der wöchentlich abzuleistende Spann- oder Handdienst, gewöhnlich Herrendienst genannt, und die Abgaben des Zehenten sind ein Paar drückende Einschränkungen des Landmanns; wer ihn davon befreyen könnte, würde sich ein grosses Verdienst um ihn erwerben. Ich bin aber doch der Meynung, daß es nur da eins wäre, wo der Bauer keinen Gutsherrn hat, sondern seinen Hof eigenthümlich besitzt, ob ich gleich wol weiß, daß auch der bemittelte Meyer den Dienst, wo er ihn abkaufen kann, abgekauft hat. Wie wirds indeß, wenn nun diese Meyerfamilie verarmen, oder Ursachen haben sollte, den Hof zu verlassen? Zahlt der Diensther zurück, was er dafür angenommen, und ist das in dem Vergleiche darüber festgesetzt? Erstattet der Gutsherr dem abgehenden Meyer, was der zu Ablegung des Dienstes aufgewandt, und hat dieser die Einwilligung und das Versprechen dazu von jenem erhalten? Muß und kann der neue Meyer ausser dem Inventarium auch diese beträchtliche Auslage für den Dienst noch bestreiten? Da der letzte Fall selten seyn mag, und die beyden ersten viele Schwierigkeiten haben dürften, mithin Proceß oder Verlust sehr wahrscheinlich ist: so wollte ich dem Meyer, der sich eine Befreyung zu verschaffen vermögend ist, am meisten und zuerst zur Befreyung von der Gutsherrschaft rathen, weil er unter der immer gebunden, oder in Gefahr ist, in Weitläuftigkeiten oder Verlust zu gerathen. Die ist ohne Zweifel die kürzeste Kette, daran er liegt; die längern beschweren nur, diese macht ihn ganz unthätig. Alles, was er zu seiner Verbesserung als Meyer unternimmt, wagt er; was er als Eigenthümer

thut,

thut, ist sichere Verbesserung. Man rathe ihm zur Erlangung des Eigenthums, sey ihm dazu behülflich, so wird der Muth wachsen, und mit dem Muthe das Auge sich stärken, jede mögliche Verbesserung zu bemerken. Er kann, wenn er Eigenthum bauet, nicht allein sicher Einschränkungen abkaufen, Vergrösserungen unternehmen, Veränderungen wagen, nicht allein dröschen und aufziehen, was er will, weil der Gutsherr nicht mehr dies auf die Zeit fodert, verheyrathen und aussteuern wie er will, sondern auch erwarten und verlangen, daß reichere Bräute in seinen Hof kommen, da jeder bemittelte Landmann gern seine Kinder in eigene Güter giebt, und erwarten, daß nach erlangtem Eigenthume das Aufnehmen des Hofes sichtbar werde.

Da der Landmann von keiner dieser Einschränkungen befreyet wird, ohne sie abzukaufen: so gehört hier die Frage her, ob ihm zu rathen stehe, das hiezu nöthige Capital anzuleihen? Ich halte es für ein Verdienst um ihn, alles Schulden machen ihm aufs dringendste zu widerrathen. Denn ihm wird nicht leicht als auf die höchste landübliche Zinse und auf die möglichste Sicherheit geliehen, und wenn ihm schleunig das Geld gekündiget wird, so ist er mehrentheils in Gefahr, um seine Güter zu kommen, weil ein neues Capital zu Ablegung des alten gemeiniglich noch schwerer zu erlangen steht. Der Bauer ohne Vorrath muß erst auf diesen sehen, ehe er weiter sieht. Ich würde ihm sagen: ist eure Wirthschaft so fehlerhaft bisher gewesen, oder euer Hof zu schwach, oder ein und anderer Unglücksfall Ursach, nichts erwerben zu können: so ist nicht zu glauben, daß dann, wann der Gläubiger unvermuthet das Seinige zurückfoderte, das Geld vorräthig seyn möchte, da es denn leicht zum Verluste des Hofes kommen könnte. Wer nichts erübrigte, so lange er keine Zinsen zu geben hatte, wird bey der hie-

durch

durch vergrösserten Ausgabe noch weniger etwas erübrigen können. Und Geld auf Hoffnung glücklicher Vorfälle anleihen, das heißt beym Landmanne seinen Hof in Gefahr setzen. Wer also nicht durch die Güte seines Hofes oder seiner Wirthschaft zu Vorrathe gekommen, muß auf keine Vergrösserung denken, sondern erst auf Vorrath denken. Ihn kann ein Anlehn zum Bettler machen. Bey einem ziemlichen Vorrathe aber, den nicht ein seltenes Glück, sondern der Hof und dessen gute Verwaltung abgeworfen, kann das zu Erlangung einer beträchtlichen Freyheit noch fehlende Geld schon ohne Gefahr angeliehen werden. *)

Die Gutsherrschaft wird nicht leicht verkauft, nicht leicht mit Vortheil für den Meyer verkauft. Ich gebe zu, daß einige wenige Fälle ihre Beybehaltung dem Eigenthümer vortheilhafter, als das dafür von dem Meyer zu hebende Geld machen, und kann mich in eine nähere Untersuchung darüber nicht einlassen; bey der Ueberzeugung aber, daß nur Freyheit und Eigenthum die Stütze des Staats befestigen, wünschte ich, daß diese kurze Kette des Landmanns losgemacht werden möchte. Ich würde kein Wort hierüber sagen, wenn mir es nicht bekannt wäre, wie man öffentlich den Gutsherrn von Bedrückung sei-

*) Unter diesen Umständen lieh der philosophische Bauer in der Schweitz zu Verbesserungen, die mehr als die Zinsen abwarfen, und hoffentlich in Hoffnung, daß ihm die Capitalien nicht leicht gekündiget, oder gern von andern wieder vorgeschossen werden dürften. Die Wirthschaft eines philosophischen Bauers, entworfen von D. Hirzel, ist ein Buch, das keinem Landprediger, der liest, unbekannt seyn wird. Der Landwirth unterscheidet indeß die Schweitz und Niedersachsen. Ich gab es einem gescheuten bejahrten Landmanne zu lesen, und der meynte, wenig in seinen Umständen daraus gelernt zu haben. Der Stolz mißfiel mir dasmal nicht.

seines Meyers hat abhalten wollen, aber vielleicht gewinnt der Meyer nicht viel dadurch, und der Gutsherr verliehrt viel dadurch. Hätte ich Gutsherrschaft, sie wäre gleich feil. Aber wie läßt sich ihr Werth billig bestimmen? Um mich so kurz als möglich zu fassen, und dem Prediger, der hierum gefragt wird, Anleitung zu einem Verdienste zu geben, setze ich ohne Rechtfertigung derselben folgende Sätze her. Der jährliche Werth der Meyergefälle läßt sich, ohne Nachtheil des Gutsherrn und Meyers, nicht anders als in einem hundertjährigen Durchschnitte angeben. Weiß man aus diesem Durchschnitte, wie hoch die sämmtlichen jährlichen Meyergefälle anzuschlagen sind: so würde ihr Betrag als die Zinse vom einem Capital angesehen. Verkauft der Gutsherr zu fünfe für hundert, so gewinnt er nicht, weil er sein Capital schwerlich höher, kaum eben so hoch, gemeiniglich niedriger belegen kann; verkauft er zu viere für hundert, so hat er Vortheil, weil das Capital grösser, und vielleicht für fünf wieder untergebracht wird. Hier ist eine Erläuterung, die diese Sätze vielleicht nöthig haben. Gesetzt, ein hundertjähriger Durchschnitt ergäbe, daß die Meyerleistungen jährlich zwanzig Thaler betrügen: so wären diese als Zinsen von einem Capital anzusehen, und der Handel käme nun darauf an, wie hoch man die Zinsen rechnete. Der Meyer wird sie gern zu fünfen anschlagen, und die Gutsherrschaft mit vierhundert Thalern abkaufen; der Gutsherr aber zu vieren rechnen, und fünfhundert Thaler haben wollen. Im ersten Fall gewinnt der Meyer, im letzten der Gutsherr. Doch wollte ichs dem Meyer, wenn er die fünfhundert Thaler baar hätte, und nichts zu fünf für hundert zuzuleyhen brauchte, nicht widerrathen, im Fall er sich nicht zu sehr entblößte, und kluger Wirth ist, durch fünfhundert Thaler Ausgabe sich einen im Durchschnitt jährlichen Abtrag von zwanzig Thalern vom Halse zu kaufen, und ein freyes Eigenthum zu verschaffen, das ihn von seiner

Kette

Kette losmacht, und die günstigsten Aussichten öffnet. Da die Quitanzbücher selten von hundert Jahren vorhanden seyn werden, bey Kirchen aber Gutsherrschaften und hundertjährige Rechnungen häufig sind: so läßt sich aus diesen Rechnungen der hundertjährige Durchschnitt machen, wenn man anders voraussetzen darf, daß andere Gutsherren den Kornpreis nicht höher als die Kirchen genommen haben. Und auf diese Weise kann diese Angelegenheit, die so weit von dem Berufe eines Predigers abzuliegen scheint, an ihn kommen. Einige Kenntniß davon, oder nur eine Ermunterung, sich die in seiner Lage nöthigen Kenntnisse zu verschaffen, wird nicht undienlich seyn, weil er oft selbst Gutsherr ist, und auch in irdischen Angelegenheiten seinen Eingepfarrten rathen soll.

Es findet sich zuweilen Gelegenheit für den Landmann, den Herrendienst abzukaufen, oder ein Capital niederzusetzen, dessen Zinsen dafür gerechnet werden, und das ihm, wenn er einmal den Dienst wieder leisten will, rückgezahlt wird. Dem Prediger muß es lieb seyn, wenn der Herrndienst eingeht, weil der oft eine Gelegenheit wird, wobey junge Leute manches Böse von einander sehen und hören und mit thun. Wäre die Nachbarschaft noch sehr ungezogen, so würde die des treuesten Predigers Bemühung um bessere Sitten so lange vereiteln und schwächen, als sie bey den Zusammenkünften zum Dienste bey seinen jungen Leuten alles wieder verderben könnte. In dieser Rücksicht wird er also zum Abkaufen des Dienstes rathen müssen. Thut aber der Bauer ökonomisch wohl daran? Die Antwort beruht, wie in tausend andern Fällen, auf eines jeden besondere Umstände. Ist der Dienst durch Entfernung, böse Wege und Härte schwer, leidet der Haushalt durch Wegschicken der Leute und Pferde bey jeder mißlichen Witterung sehr, kann das tägliche Dienstgeld durch bes-

sere

sere Führung der Wirthschaft, wenn der Dienst aufhört, oder durch leichte Lohnfuhren, oder Betreibung eines Handwerks leicht oder gar reichlich wieder gewonnen werden, hat der Bauer das Geld zur Belegung des Dienstes bey sich liegen, und kann er es endlich ohne Mühe wieder bekommen, wenn er es noch vortheilhafter anzulegen wüßte, oder bey veränderten Umständen vortheilhafter fände, den Dienst wieder abzuleisten: so stünde ihm dessen Ablegung sehr zu rathen. Müßte er aber das Geld dazu borgen, und hoch verzinsen, könnte er es nie wieder zurücknehmen, den Dienst nie wieder antreten, liessen sich die Zinsen davon nicht sicher und reichlich wieder verdienen, kein Dienstbothe, kein Pferd, nach belegtem Dienste, weniger halten, und wäre also das durch diese Zinsen bezahlte Dienstgeld als eine neue jährliche Ausgabe anzusehen: dann könnte den Bauer, welchen der Stolz oder die Faulheit blendete, die Ablegung des Dienstes zum Bettler machen. Lieber alle Woche vor Verführung von böser Gesellschaft gewarnt, als darin gewilliget. Was nicht des Landmanns Wohlstand bessert, oder wenigstens aufrecht erhält, genehmiget kein Patriot. Arme Ackerleute, armes Land, wüste Gegenden, emigriren, Soldat werden — traurige Verbindung. Es ist der verzeihlichste Irrthum, wenns einer ist: wer sein Vaterland liebt, muß des Landmanns Freund seyn.

In den Gegenden, wo der Acker nicht ohne Dünger trägt, und das sind die meisten, muß der Bauer thun, was er kann, um sich den Zehenten nicht abfahren zu lassen. Wo er ihn dem Pächter meileweit selbst auf den Hof liefern muß, und dann erst nach dem Seinigen greifen darf, da scheint der Grundsatz zu ruhen: rustica gens est optima flens. Ich weiß überhaupt nicht, ob man ehemals wohl gethan hat, eine göttliche Verfügung für Canaan auf Europa ohne Unterscheid anzuwenden.

Im

Im vorzüglich fruchtbaren Canaan, wo man immer von sechs Erndten sieben Jahre leben konnte, ließ sich ohne Nachtheil des Ackerbaues der Zehente weggeben; dies kann ohne Nachtheil des Ackerbaues in vielen Gegenden Europens nicht geschehen. Man erkennt es, wo der Gemeine nachgelassen ist, den Zehenten zu behalten, wenn sie giebt, was ein anderer beut; ich wünsche, daß man nirgend dem Mitbietenden den Preis in den Mund legen möge. Doch näher zum Verdienste des Predigers bey den Sachen, wie sie sind! Jeder Landmann weiß, wie er seine Aecker verbessern, und sich aufnehmen könnte, wenn er Zehentpächter seiner Feldmark würde. Daher besorgt jede Gemeine, daß einer oder etliche ihrer so genannten Grossen den Zehenten pachten, und die andern drücken würden, und ist dadurch leicht zu einer gemeinschaftlichen hohen Pacht zu bereden. Kann nun der Prediger diese Grossen, auf welche die andern Verdacht werfen, zu der Erklärung bringen, daß sie einseitig den Zehenten nicht pachten wollen, und also Vertrauen in der Gemeine stiften: so hat er ihnen schon eine billige Pacht bewirket. Es ist gemeiniglich unvortheilhaft, eine fremde Feldmark zu bezehenten, und selten dem Eigenthümer möglich, den Zehenten selbst zu ziehen. Ist die Gemeine einig: so wird sie so leicht nicht übersetzt. Ohne Zutritt ihres Lehrers, der Ansehn hat, ist sie es aber selten, und je grösser, desto seltener. Er trete daher zu, und predige den Grossen Gerechtigkeit, nachbarliche Freundschaft mit ihren Vortheilen, den Segen der Einigkeit und des Vertrauens; er warne die übrigen vor dem Unglücke des ungegründeten Mißtrauens, und suche einen gemeinschaftlichen billigen Entschluß zu befordern. Besser wäre es freylich, wenn die ganze Gemeine den Zehenten abzukaufen vermögend seyn sollte. Viele Dörfer können es durchaus nicht, manches könnte es aber, wenn es zur Zeit seines Wohlstandes und der Bedürfnisse des

Zehentherrn nur daran erinnert, nur auf seine Vortheile lebhaft gewiesen, nur unterrichtet würde, wie so etwas anzufangen sey. Wer kann dies besser als sein Prediger, und welch ein Verdienst, zu Ablegung einer Last geholfen zu haben, unter welcher es so schwer ist, hervorzukommen! Am härtsten und vielleicht unaufhörlich drückt sie, wenn ein grosser Hof im Dorfe selbst den Zehenten ankauft. Er pflegt der Verfall seiner Nachbaren zu werden. Man kann niemanden wehren, seine Vergrösserung einseitig zu suchen; wer aber Wohlthäter seines Orts werden will, wehre wie er kann, daß eines einzigen Vergrösserung nicht vieler Unterdrückung, nicht des ganzen Dorfs Verfall werde. Die Geschichte dieses Vorfalls ist hie und da folgende. Ehemals hielt fast jeder Hof im Dorfe Schaafe, und einen gemeinschaftlichen Hirten. Nach und nach schaffte der eine und der andere sie ab, und einer der größten legte immer mehr zu, ernährte den Schäfer allein, eignete sich aber auch den Hürdeschlag allein zu, und überließ ihn andern anfänglich gar billig, nachher immer theurer. Dies war der erste Vorzug des Hofes; er hatte die Schäferey allein. Daraus entstand der Ankauf mehrerer Höfe, wo man durfte, um das Vieh allein füttern zu können. Nun hatte der Hof schon das Uebergewicht im Dorfe. Seine Erben wurden groß, oder er kam in die Hände eines Vermögenden, der ihm Freyheiten erkaufte, oder sonst zu verschaffen wußte. Man schenkte oder verkaufte ihm Dienst-Contribution-und Zehentfreyheit, entzog ihn der Gerichtsbarkeit des Amtes, und setzte ihn unter die freyen Höfe, ertheilte dem vornehmen oder bemittelten Besitzer auch wol die Gerichte über das Dorf. Nun war der Zehente feil. Der ansehnliche Eigenthümer eines ehemaligen blossen Reihehofes verbesserte sich dadurch merklich, konnte ihn bezahlen, kaufte ihn, und, um ihn desto leichter ziehen zu können, den Herrendienst

sei-

seiner Nachbaren dazu, oder pachtete ihn wenigstens. Und nun, armes Dorf, bist du so gedrückt und gebunden, daß kein weiteres Aufkommen zu hoffen steht! Der freye Hof macht sich von allen Reihelasten und Leistungen los, die übrigen müssen sie allein tragen, müssen ohne Barmherzigkeit dienen, müssen den Zehenten ihrer Früchte selbst abfahren, müssen fleißig vor Gericht erscheinen — Ihr hättet nicht sollen privativ werden lassen, was gemeinschaftlich war, obs gleich nur eine unbedeutende Schäferey war. Wer es mit einem ganzen Dorfe gut meynt, muß wehren, daß sich nicht einer über die andern erhebt. Vorrechte drücken nicht schwerer, als in der Hand eines Miteinwohners. Der Prediger, welcher sich ein bischen um die Geschichte seines Dorfs bekümmert, und gern hievon mit andern spricht, wird vieles hierin antreffen, was den Verfall des Dorfs abhalten, und seine Aufnahme befordern kann.

Ich komme vom Gebrauche der Grundstücke, ihrem Verhältnisse gegen einander, und der Aufhebung der Einschränkungen zu andern Beyträgen, die der Prediger zum Wohlstande seines Orts verdienstlich thun kann. Sie sind zwar zum Theil schon von der moralischen Seite da gewesen, müssen aber auch noch von der ökonomischen angesehen werden.

Ein Proceß, den eine ganze Gemeine führt, scheint unverderblich, kaum einmal nachtheilig zu seyn, weil viele dazu beytragen. Was kostet er aber im Kruge bey den dazu nöthigen Verabredungen! Was kostet er durch die, welche darauf rechnen, daß er aus vielen Taschen geführt wird! Wie kostbar wird er den Kleinen im Dorfe, die ihren Beytrag dazu durch Tagelohn, oder mit Spinnen erwerben müssen! Und was ist denn zum Besten des Orts gewonnen, wenn er gewonnen wird! Ein Proceß über beträchtliche Grundstücke, daran des Orts

Aus-

Auskommen hängt, mag itzt nicht leicht mehr vorfallen, weil die Verfassung der Dörfer schon so alt ist, daß dergleichen Händel längst abgethan seyn werden, wenigstens abgethan seyn können. Ueber Gerechtigkeiten und Grenzen mögen inzwischen noch oft Streitigkeiten entstehen, die der friedlichste Richter nicht abweisen kann, die der beste Richter nicht abkürzen darf, wenn sie mit Eigensinn von beyden Theilen geführt werden wollen. Der Gewinn ist oft nicht dem zwanzigsten Theile der Kosten gleich, wodurch er erhalten, auch wol nicht erhalten wird, und es ergiebt sich daraus, daß man aus blosser Rechthaberey, aus blosser steifer Anhänglichkeit an unbedeutende Gerechtsame streitet. Zuweilen gerathen gar die verschiedenen Classen eines Orts, die Grossen mit den Kleinen, oder alle mit einem u. s. w. in weitläuftige Klagen, und machen einander arm. Wenn nur nicht auch über kirchliche Dinge, nicht auch zwischen Prediger und Gemeinen Processe zwischendurch entstünden! Doch genung von dieser betrübten Materie! Wie kann sich der Prediger hiebey Verdienste erwerben? Schwerlich anders, als wenn er die Geschichte seines Orts studiert hat. Was die Alten davon wissen, und ein Paar Blätter Papier, die sich etwa im Dorfe finden, davon enthalten, das kann er bald erfahren, bald folglich so viel lernen, als seine Eingepfarrten wissen. Aber er kann mehr als sie wissen, da er seine und benachbarter Kirchen Nachrichten einsehen, da er die Geschichte seines Landes lesen, da er von andern Landeskundigen lernen, da er die Gründe der Nachbaren für ihre Foderungen leichter als seine Eingepfarrten erkundigen kann. Ihm wirds leichter, die streitige Sache zu übersehen, das Urtheil eines Rechtsgelehrten darüber einzuholen, ihren Weg und ihren Ausgang vorher zu sagen. Läßt ihn nun diese vorzügliche Kenntniß den Verlust der Sache, oder den allzu kostbaren Gewinn derselben voraussehen: so

wäre er nicht ehrlicher Mann, wenn er nicht die Sprecher seines Orts hievon belehren, vom Proceß nachdrücklich abrathen, oder, bey ziemlicher Hoffnung des Gewinns und grosser Proceßsucht, den kürzesten Gang vorschlagen, befordern und veranlassen wollte. Es ist vorgeschlagenermassen nicht schwer zu erwerben, aber ein recht grosses Verdienst, eine Gemeine von einem Processe abzuhalten, der so leicht die Kleinen veratmen, und nicht leicht die Grossen vorwärts kommen läßt. Er mag immer einmal sagen, der dabey zu gewinnen hoffte: was geht das den — Pastor an! Die vollständigere Belehrung von einer Sache, woran zuweilen der Wohlstand der meisten seines Orts hängt, und die vorläufige Anzeige ihres Laufs und Ausgangs sind, meyne ich, noch keine Eingriffe in fremde Rechte. Selbst die Vertretung seiner Gemeine, wenn sie durch einen fremden Mund reden muß, könnte ich keinem Prediger verdenken. Doch, er muß seines Landes Gesetze kennen, muß bleiben lassen, was die ihm untersagen; wo sie aber nicht verbiethen, wo nichts als einiger Unwille zu fürchten wäre, darf er da nicht der Stummen Mund seyn? da nicht ein blaues Auge wagen? darf nicht jeder nach seinem Codex handeln?

Vielfältig wird bey der Lust zu hadern die häufige Uebertretung der Landesgesetze wohnen, die gewöhnlich mit Gelde bestraft wird. Ich kenne Oerter, denen diese Geldstrafen jährlich Hunderte kosten. Der Gewinn von der Uebertretung kommt nicht in Anschlag, da bey mancher keiner ist, und der, welchen etwa ein Holzdieb und dergl. eine Weile hat, durch die nachmalige Strafe gleich aufhört Gewinn zu seyn. Beträchtliche jährliche Geldstrafen können daher allerdings unter die Ursachen gehören, die den Wohlstand eines Dorfs aufhalten, und es wird ein Verdienst, die Leute von diesen unnützen und unehr-

li-

lichen Ausgaben abzubringen. Vielleicht kann es der Lehrer durch nachdrückliche öftere Vorstellung der Sündlichkeit und Schande allein ausrichten, vielleicht aber auch nicht. Dann thut er wohl, bey der Obrigkeit bescheiden zu versuchen, ob man ihm wol den jährlichen Belang dieser Ausgabe gefälligst mittheilen wollte, oder, wenn dies Bedenklichkeit hätte, es von denen, die am wenigsten dazu geben, und am ersten sagen möchten, zu erfragen. Nun wartet er auf einen Unglücksfall, bey welchem nach fremder Hülfe gesucht wird, und legt ihn einen zehen- oder mehrjährigen Betrag einer unnöthigen, schlechten Ausgabe mit der Frage vor, ob sie itzt so viele Sorge und Noth zu tragen Ursach hätten, wenn jene so leicht vermeidliche Ausgabe vermieden und zurückgelegt wäre? Gestehen müssen sie es alle, daß ihnen dies verschleuderte Geld itzt sehr zu statten käme, und es steht zu hoffen, daß das drückende Gefühl des Mangels Entschliessungen zum Gehorsam befordern werde, die die Vorstellung des Unrechts allein nicht hervorbringen konnte. Es hat keinen Zweifel, daß sich die Landleute diese Geldstrafen selber einander erhöhen, wenn sie jedes darunter fallende Versehen anzeigen, und daß sie sie sehr vermindern können, wenn sie sich, ohne Anzeige, unter einander schadlos stellen. Daher kann es kommen, daß eben so viel Unrecht an dem Orte vorgeht, der nur ein geringes Strafregister hat, als da, wo es so viel grösser ist; und daher kommen, daß ein Ort, der sonst immer viele Strafe gab, ein oder etliche Jahre ungleich weniger giebt, wenn die befugten Denuntianten der Hitze des Beleidigten nicht gleich folgen, sondern zu wechselseitiger Aufrufung des erlittenen Schadens rathen.

Mehr als beydes pflegt inzwischen der Aufwand dem Wohlstande der Dörfer im Wege zu stehen. Ich will

will mit denen nicht streiten, die aus vorgeblicher Menschenliebe mit Ungestüm den Bauer aus seiner groben Niedrigkeit reissen, und, ich weiß nicht wie weit? verfeinern, und zur städtschen Lebensart erheben wollen; fragen aber muß ich sie: ob sie die Lasten des Bauern kennen? ob sich damit ein Aufwand vertrage? oder, ob sie sie zu erleichtern im Stande sind? Keins? So will ich weiter sprechen. Ich verstehe durch Aufwand des Landmanns jede Ausgabe für entbehrliche Dinge, die seine Güter, wenn jeder das Seinige davon empfangen soll, nicht abwerfen. Hier sind die Gründe der Meynung, daß der Bauer keinen Aufwand machen müsse.

Der erste: Der Landmann muß stets bey baarem Vorrathe seyn. Er hat keine andre Einnahme als für seine Producte, und die sind nicht allein in häufiger Gefahr, gänzlich verlohren zu werden, sondern sie können auch eine Weile so überflüßig, so wohlfeil seyn, daß es nicht Rath ist zu verkaufen, nicht möglich. Die Ausgaben, welche die Landwirthschaft fodert, und auf dem Hofe haften, gehen indeß ihren Gang fort, lassen sich nicht so leicht einschränken, nicht so leicht aufheben, wie manche in der Stadt. Lohn und Brodt muß das Gesinde haben, und das Vieh sein Futter, Wagen und Pflug, Scheure und Stall müssen im Stande seyn, dienen und geben soll der Bauer auch in wohlfeilen Zeiten, auch bey Unglücksfällen. Krankheiten lassen sich nicht abweisen, nehmen der Arbeit wenigstens vier Hände, und verursachen oft grosse, oft lange Ausgaben. Wehe ihm! wenn er nicht bey Vorrathe ist. Muß er leihen und verzinsen, und Schulden mit Schulden bezahlen, so kommt er schwerlich jemals wieder auf, sondern bleibt ein krankes Mitglied des gemeinen Wesens, ein kranker Lastträger. Nimmt er nun den Ueberschuß eines oder etlicher Jahre, womit er eigentlich den Zuschuß einiger folgenden bestreiten

ten sollte, und trinkt Kaffee und Wein dafür, und schafft den Seinigen Kleider von Seide und allerley fremden Spinnengewebe dafür, und ziert sein Haus mit den zerbrechlichsten Sachen dafür, und bewirthet auf städtsche Weise Leute aus der Stadt dafür: so muß er in schlechten Jahren herabkommen und zu Grunde gehen, so gut auch sein Hof, so gut er auch Wirth ist. Die Lasten, welche auf den Bauergütern liegen, und die Unglücksfälle, welche ihnen immer bevorstehen, und oft genung kommen, lauben durchaus keinen Aufwand; die Landleute müssen von ihren eigenen Producten leben, müssen nichts, als was zur Landwirthschaft unumgänglich gehört, anschaffen, müssen alle baare Ausgabe für entbehrliche Dinge aufs genaueste meiden: denn — ihre Einnahme erlaubt nichts mehr. Sie sinkt unfehlbar wieder, sinkt oft sehr tief, wenn sie auch ein oder etliche Jahre hoch gestanden hätte. Der Ueberschuß des Landmanns in guten Zeiten ist durchaus nichts weiter, als der ihm nöthige Vorrath in schlechten. Durch diesen weisen Gebrauch allein hat er sich nach und nach vermehrt, wo er noch anzutreffen ist. Man schicke den Aufwand über ihn, so wird er sich zerstreuen, und nie wieder zusammenkommen.

Der zweyte Grund: Der Landmann muß keinen Aufwand machen, weil sein Stand keinen von ihm fodert, ja ihm nicht einmal einen erlaubt. So schlimm es auch für manchen Städter ist, der gern, wie seine Vorfahren, frugal und mit Aussicht auf Alter, Unglücksfälle und Nachkommen, leben wollte: so wahr doch, daß er seinen Stand nicht verleugnen kann, manchen Aufwand mitmachen muß. Diesen Drang hat der Landmann nicht. Er kann seine Leute mit dem, was sein Haushalt liefert, abspeisen, und gegen jeden Fremden, der ihn besucht, bestehen, wenn er ihm vorsetzt, was in seiner Wirthschaft gewonnen wird, und ihn in seiner Wohn-

stube bewirthet. Dies darf ihm nicht übel genommen werden; ehe wirds ihm verdacht, wenn er ohne städtische Sitten städtisch leben will. Er kann in ländlicher Kleidung in der Stadt erscheinen, niemand verargt es ihm; aber Schmuck wird ihm leicht verdacht, leicht beneidet; der Schmuck hebt ihn nicht, was er als Bauer gilt, das gilt er bey demselben und ohne demselben. Das schönere Haus begünstiget seine Wirthschaft nicht, einschränken und erschweren kann es sie ehe, Neid kann es ihm wol erwecken, seinen Druck wol vergrössern, Werth ihm aber nicht geben. Pferde muß er haben, wie es sein Ackerbau fodert; daß sie von gleicher Farbe und Höhe, daß sie von schönem Gewächse sind, fodert sein Ackerbau nicht. Kommen diese ihm so viel theurer als hinlängliche, so verschwendet der Bauer, und jeder Patriot nimmt es ihm übel. Er kann in allem Betracht ohne Aufwand leben, nichts fodert ihn dazu auf, ja sein Stand verbietet ihn. Was unter seinem Horizonte mit ihm wächst und lebt, das ist die Nahrung, wobey er seine Arbeit thun kann. Die aus der Ferne, über weite Meere hergeführten Producte sättigen ihn nicht, stärken ihn nicht, erhalten ihn nicht gesund. Seine im Kreise laufende Arbeit und die in jedem Winkel nöthige Aufsicht verstatten ihm nicht, Gesellschaften städtisch zu bewirthen, städtisch zu bedienen. Seine Geschäfte sind schwer, reibend, und größtentheils schmutzend; er braucht also wenige, aber feste, einfärbige, unkostbare Kleidung. Wo er die bessere, theurere anzulegen pflegt, da muß er sie doch auf einem kothigen Wege, auf einem offnen, beschmierten Wagen, und sowol beym Regenguß als der Sonne und dem Staube, in Gefahr setzen. So lange er daher Portechaisen und Carossen nicht hat, ist jedes leicht verderbliche Kleidungsstück eine Verschwendung gegen seinen Stand. Ein Landhaushaltsgebäude muß räumlich, bequem und fest seyn; eine städtsche Reinlichkeit, Symmetrie, Leich-

tig-

tigkeit und Verzierung ist ganz unverträglich mit der Wirthschaft. Soll jene herrschen, so muß diese leiden und fliehen. Vielfältig ist das schön gebauete, das gleichhaarige Pferd so dauerhaft, so stark, so zufrieden mit magerm Futter nicht. Eine sehr belastete Wirthschaft erlaubt daher, wenn sie, wie sie es soll, mit aller Ueberlegung und auf die Dauer geführt werden soll, keinen Aufwand an schönes Vieh. Der Landmann sey ja froh, wenn er hinlängliches bezahlen kann, und nur nicht oft Geld dafür in die Hand nehmen darf.

Der dritte Grund: Dem Landmanne giebt seine Lage so viel voraus, daß er ohne allen Aufwand sich beruhigen, und zufriedener als der Städter leben kann. Dieser muß größtentheils seine Arbeit in der Stube thun, muß alles, was er braucht, baar kaufen, und jedem, der zu ihm kommt, zu begegnen wissen. Ihm kostet das Einländische sein baares Geld, wie das Ausländische, und als Handlungszweig wird dies oft sorgfältiger bereitet und verwahrt wie jenes. Ihm ist die Gesellschaft, mit allem ihren Umfange von Kosten, oft die einzige Erholung, sie bringt ihn doch wenigstens einmal aus seinem Cirkel, der ihn schwindlich zu machen drohte. Die in Geschäften oder zum Besuch zu ihm kommen, wollen nach Stand und Würden empfangen und geehrt seyn. Seine Umstände fodern daher itzt (vormals solls nicht so gewesen seyn,) einen unentbehrlichen Aufwand; nicht aber des Landmanns Umstände. Dieser hat die besten, frischesten Producte seines Vaterlandes zu seiner Speise. Sein Fleisch, sein Obst, sein Gemüse, seine Butter, sein Brodt, oft sein Wasser kann der Städter vielfältig mit grossem Aufwande nicht haben, weiß häufig nicht einmal, wie eben bereitete Butter auf dem lockersten Brodte nach einer Bewegung, wie selbst gebrochnes Obst im Schatten seines Baums am schwülen Tage schmeckt. Die besten

Producte seines Vaterlandes mit Arbeit selbst gewinnen, durch Arbeit noch schmackhafter machen, dadurch völlig verdauen, und in die gesundeste Säfte verwandeln, ist wol Vorzug. Wer genießt in der Stadt die stärkendsten Freuden der Sinne, wie der Landmann, so rein, so berufsmäßig, so versprechend! Gottes prächtige Sonne kommt ihm wohlthätig entgegen, wenn der kühle, feuchte Morgen vom warmen Schlafe ihn weckt. Der glänzende Thau erfreuet nicht bloß das Auge, belebt auch die Aussicht auf die schönen Früchte, die unter seinem Einflusse frischer wachsen. Das erquickend dünstende Feld trägt auch sein Korn, seine Hoffnung. Auf der bunten duftenden Wiese wächst zugleich seines Viehes Futter im Winter. Ihn kühlen und erfreuen Busch und Wald im Sommer, ihn wärmen sie im Winter. Das zahlreiche frohe Vieh auf der Weide, an welchen sich der Reisende belustigt, ist sein. Ihm singt bey der Arbeit und Ruhe der Vogel ohne Wartung und Futter. Er fühlt den kühlenden West, und dankt, der ihm sandte, bey der Arbeit erkältet ihn die rauhe Luft nicht, Schnee und Frost geben ihm Ruhe und seinem Acker Kraft, Sturm und Güsse, Donner und Blitz schrecken, aber sie machen auch fruchtbar und erfreuen, durch Hagelschlag wird er klein, vorsichtig und fromm. Seine ungekünstelte Lebensart schafft ihm so viel mehr Gesundheit, Bequemlichkeit und wahre Erquickung. Seine Kinder verdienen bald ihr Brodt selbst, vermehren es ihm, erwerben es ihm wenn er alt ist. Müßten sie nicht zum Theil Soldaten werden, so betrübten sie ihn fast nie. So viel hat er vor dem Städter voraus, sollte er dem nicht ruhig den Vorzug des Aufwands lassen können? Unrecht geschieht ihm gewiß nicht, wenn er bey seiner einfachen Lebensart bleibt, und jenen sich verfeinern läßt, so weit ers vertragen, und nicht vertragen kann. Wer den Bauer beklagt, daß er fremde Speisen und Getränke nicht genießt, daß

sein

sein Habit weder fein noch modig ist, daß sein Haus und dessen Geräth nichts von städtscher Schönheit hat, der spricht als blosser Städter. Wenn wir Bauern, das heißt, Leute behalten wollen, die den Acker für uns bauen, (wir könnens ja nicht; Pflug, Sense und Flegel erfodern Kraft, und die erfodert ländliche Lebensart; oder hat etwa schon jemand gelernt, ohne diese jene zu verschaffen?) so muß der Bauer Bauer bleiben. Damit geschieht ihm kein Unrecht, aber damit, daß man ihn seine Vorzüge nicht fühlen läßt, und damit, daß man ihn ganz fühllos drücken will. Der eine möchte ihm wol das Brodt und seinen dicken festen Rock dazu nehmen, der andere ihm Kaffee und Zeug von Seide verkaufen; o armer Landmann! meide, wenn du kannst, beydes; traue es, wie du sonst thust, Gotte zu, daß er dir dein Brodt und die Decke deines Leibes erhalten werde; verschwende aber nicht, sonst wirst du unfehlbar, und wer weiß wie bald! Bettler. Werde es ja nicht! — wir andern möchtens denn auch werden müssen.

Habe ich Recht, daß der Bauer keinen Aufwand machen müsse; so ersuche ich den Prediger, sich aufs nachdrücklichste dagegen zu setzen. Meine Vorschläge dazu sind folgende: Er zeige bey aller Gelegenheit die Nothwendigkeit, Billigkeit und Vortheile der väterlichen frugalen Lebensart, und lehre die Entbehrlichkeit des Aufwandes auch durch sein eigenes Beyspiel. Mußten ihn die Vorfahren meiden, um ihre Güter auf euch vererben zu können: so müßt ihr ihn noch mehr meiden, weil eure Lasten vergrössert, und manche zur Wirthschaft unentbehrliche Ausgaben gestiegen sind. Es ist billig, in der Lebensart seines Standes zu bleiben. Wer sich nicht schämt, eines Bauers Erbe und Nachfolger zu seyn, muß sich auch seiner Lebensart, seines Habits, seines Hauses nicht schämen. Tretet in einen höhern Stand, wenn

ihr

ihr auf einem grossen Fusse leben wollt. Das könnt ihr nicht? Nun so eßt eures Standes Kost, bey welcher ihr seine Arbeit zu thun vermöget, tragt eures Standes Rock, der sich zu seiner Arbeit schickt, bauet eures Standes Haus, worin ihr ihn fortsetzen könnt. Mehr werdet ihr nicht als Bauren, wenn ihr gleich so viel als der Städter in Koffee verzehrt, so theuer wie er euch kleidet, euer Haus wie seines einrichtet, und mit Pferden wie der Edelmann fahret, mehr als Bauren werdet ihr dadurch nicht; aber weniger könntet ihr leicht dadurch werden — Bettler. So frisch und rein und wohlschmeckend als ihr hat der Städter die Speisen des Vaterlandes nicht, die Freuden der Gegend genießt ihr viel reiner und stärker als er, und vieles hat euer Stand vor höhern voraus, dankt Gott für diese wahren Vorzüge, und verliehrt sie nicht, indem ihr falsche sucht. Begnügt ihr euch mit dem, was der Landhaushalt darreicht und fodert, mit diesen Speisen, diesen Freuden, diesen Kleidern, dieser Wohnung: so habt ihr täglich bis ins Alter Brodt, Ruhe und Erholung, so habt ihr immer Vorrath, einen Unglücksfall tragen zu können, so achtet euch, dem ihr das Seine zu rechter Zeit gebt, und dem ihr aus der Noth helft; ein guter Landwirh, der in seinem Stande bleibt, gehört unter die verdientesten Mitglieder des gemeinen Wesens. Wo ihr aber anfangt euren Vorrath an Aufwand zu legen: so werdet ihr in Unglücksfällen leihen, Zinsen bezahlen, Executionsgebühren geben, Proceß führen, und eure Güter abtreten, und mit Verachtung darben müssen; wählet! Euer Haushalt, euer Stand erfodern das nicht, was euch arm zu machen droht, eure Gesundheit gewinnt dadurch nicht, sondern sinket, Freuden könnt ihr reiner und wohlfeiler haben, eure Vorfahren entbehrten das alles, und verlohren nichts dadurch, denn es gehört nicht zum Wohlstande, sondern es schadet dem Wohlstande u. s. w. Könnte endlich der Prediger

diger durch sein Beyspiel zeigen, daß sich, ohne ins Niedrige zu fallen, viele Dinge entrathen liessen, die andere zurückbringen, bliebe er bey den Speisen und Getränken seiner Wirthschaft, nähme er mehr Kleider aus der Spinnstube als aus dem Laden, wären ihm die ländlichen Freuden die liebsten, und bliebe sein Haus einem Wirthschaftsgebäude ähnlicher als einem städtschen: so bewiese er, was er riethe. Diese kleine Einschränkung wäre sehr weise, vielleicht den Seinigen sehr nützlich, und wol gar Pflicht der Liebe, wenn sich der Aufwand und sein Verderben dadurch von seinem Dorfe abhalten liesse. *) Paulus wollte nimmermehr Fleisch essen, wenn die Speise seinem Bruder ärgerte. 1 Cor. 1, 13. Röm. 14, 21. Man fodere und trinke bey dem Bauer weder Kaffee noch Wein, man setze ihm keines vor, und leihe nichts dazu, wenn ihm Gäste kommen, die das bey ihm suchen, die er damit bewirthen will. Man äussere Mißfallen und Verachtung gegen die Bäurinn, die sich zur Dorfdame zu kleiden anfängt, und achte sie nur im Ortshabite. Man übersehe allen unnützen, und besonders den kostbaren Hausrath, oder verwundere sich seines Daseyns, und bediene sich des unentbehrlichen. Man erinnere die da bauen an den eigentlichen Zweck: das Gebäude soll bloß zur Führung einer Landwirthschaft dienen; was dazu nicht nöthig, was dazu zu kostbar ist, wird Aufwand, und bringt den Erben, der davon herausgeben soll, zurück. Es wäre schlimm, wenn der Bauer, vielleicht zum Besten der Brennereyen, mit Ziegeln decken müßte. Feuersgefahr wird dadurch nicht abgewandt, es brennt in den

*) Ich hoffe die Kenner von Herrn Mösers patriotischen Phantasien schlagen hiebey das erste Stück des ersten Theils: Schreiben an meinen Herrn Schwiegervater — und dessen fünftes: Die Spinnstube, eine Osnabrückische Geschichte — nochmals auf, und lesen es ihrem Freunde, dem Landprediger und seiner Familie, vor.

den Städten auch; die Ziegelbrennereyen sind die größ-
ten Holzräuber; das Ziegeldach erfodert mehr Kosten,
reitzt zu anderm Aufwande, braucht öftere, theurere Aus-
besserung, und verdirbt endlich den Acker mit Steinen.

Wie der Aufwand das Fortkommen des Landmanns
aufhält, und seinen Verfall befordert: so thuts auch die
träge Sorglosigkeit. Man trifft Dörfer, ja ganze Ge-
genden an, wo der Bauer zerlumpt wie eine Schnecke
einherschleicht, das kleine magere Pferd sich kaum fortbe-
wegt, der Acker selbst nicht weiß, was er eigentlich trägt,
ob Früchte oder Unkraut, das Haus nur einige Wände,
nur einen Theil des Dachs hat, und der Garten sich mit
einer Strecke von Befriedigung, weil sie sich selbst hält,
begnügen muß. Der Krieg kann kaum mehr Verfall
hervorbringen, als hier die Trägheit wirkt. Ich weiß
wohl, daß Boden und Lage viele Schuld haben. Jener
weigert sich, ergiebige Früchte zu tragen, und diese macht
den Absatz der Producte schwer. Wie günstiger ausge-
steuerte Dörfer können also diese nicht blühen. Aber müs-
sen deswegen ihre Einwohner ganz unempfindlich wie die
Wilden in der Magellanischen Meerenge werden? —
Es ist niemand, der sie aufmuntert — Ganz recht,
daran liegt es. Wer es kann, setze hier einen ökono-
mischen patriotischen Prediger hin, und gebe seinen Be-
mühungen einige Kraft, so wird diese Gegend, die das
Auge beleidigte, mit der Zeit schon sehenswürdig werden.
Ich kenne einen Ort, wo auf einen bejahrten schwer-
fälligen Mann ein blosser Gelehrter folgte; sollte ich so
gar Unrecht haben, daß der Mann für die Pfarre aus-
gesucht werden müßte? Was wird denn nun der
Mann thun, dem der Wohlstand seiner Eingepfarrten
am Herzen liegt? Er wird an Ort und Stelle untersu-
chen, was für Producte da zu gewinnen sind, und wie
sie zu versilbern stehen. Von ganz muthlosen Bauren,
die

die weiter keine Freude in der Welt als einen Rausch wissen, ist nicht zu vermuthen, daß sie seit einem Jahrhundert ihre Gegend recht darauf angesehen, ob sie sich nicht besser, als geschieht, nutzen lasse. Bey den beständigen Veränderungen in der Welt ist keine Gegend durchaus zur beständigen Armseligkeit verdammt. Es war eine Zeit, da nur Rocken und Gersten den Bauer ernährte, sein Vieh durch fremdes verdrängt ward, und sein Holz wenig galt; da hielt er sich, wo sein Acker Rocken und Gersten versagte, zur Armuth verurtheilt, da schlief er ein, und ward fühllos. Itzt kommt und ist eine Zeit, da man bey Dünger und Wasser in der Nähe (und beydes pflegt in der armseligen Gegend nicht zu fehlen, Waldungen und Sümpfe geben und können wenigstens Streu genung geben,) Toback und andere Gewächse pflanzen, den Acker hoch ausbringen, und zugleich zu künftigen Kornfrüchten verbessern kann; eine Zeit, da inländisches fettes Vieh zu ziehen sehr verlangt, sehr bezahlt wird; eine Zeit, da man Holz sucht, wo sonst nie welches gesucht ist. Ein Dorf, das, so lange es stehen mag, sein Holz nicht anders als zum eigenen Gebrauch hat nutzen können, ward vor kurzen um zwey hundert sehr leicht zu missende Eichen angesprochen, und erhielt eintausend Rthl. dafür. Eine solche unvermuthete Einnahme weckt und macht lebendig. Kommt nun der Prediger dazu, und weist hin, wo man lange nicht hingesehen, zeigt Vortheile, wo man keine gesucht, beweist durch sein Beyspiel die Möglichkeit, die man nicht geglaubt, lehrt, was man als unthunlich sonst nicht einmal zu hören Lust hatte, und hilft, wo noch nie geholfen, nie Hülfe erwartet ist; so fängt endlich der Bauer an sich zu rühren, die Augen auszuwischen, fortzugehen, und zuzugreifen. Ich wiederhole es: bey den Veränderungen in der Welt ist kein Ort, keine Gegend zur beständigen Armuth verdammt; non, si male nunc, & olim

olim sic erit. Der Bauer sinkt indeß leicht, und kann sich nicht leicht wieder heben. Das thue nun sein wacher Prediger; heben läßt sich der Bauer, aber angefaßt will er seyn. Welche Freude! eine Gegend zu verschönern, wo sonst alle Sinne Armuth fühlten, wo man hingehen mußte, wenn man weinen wollte. Geht ihr dahin, junge Männer voll Muth und Hoffnung und Kenntnisse; ihr bringt gewiß die Freude mit, die da unbekannt geworden ist; Gott ist auch dieser Armseligen Gott, werdet ihr nur sein Werkzeug, es ist ihm nicht schwer, durch viele oder wenige helfen. Blosse Erweckungen von der Kanzel reichen nicht hin, der Bauer schläft, wie kann er hören! Wörtliche Ermunterungen dringen nicht ein, der Bauer denkt: du hast gut sagen, ich habe kein Brodt, und morgen werde ich ausgepfändet. Ich traue mich ehe die Armuth und tiefe Trägheit von einem Orte, der Grundstücke hat, zu verjagen, als von einem blühenden Orte den Uebermuth abzuhalten.

Zuweilen versinkt ein Dorf in Trägheit und Verfall bey guten Grundstücken, und bey der Emsigkeit seiner Nachbaren umher. Wer es wieder munter machen will, muß der Veranlassung zur Nachläßigkeit scharf nachspühren; sie ist nicht immer sehr sichtbar, und wer jene verfehlt, wird ohne Glück gegen diese arbeiten. Die oft gewünschte Relation und das Gemeinebuch würden den neuen Prediger, der die Trägheit nicht hat entstehen sehen, sondern vorfindet, an ihre Quelle führen, die er sonst wol lange verfehlt hätte. Es ist vermuthlich hier zur hinlänglichen Deutlichkeit ein Beyspiel nöthig; und hier ist eins! Auf einem guten Boden liegt ein Dorf, dem es an Grundstücken, die der Wohlstand fodert, nicht fehlt, und das ehemals blühte. Im letzten Kriege verlohr es seine Pferde, und schaffte geringere an, als ihm nöthig sind; die Entfernung von der Stadt, der ehe-

ehemals sehr böse Weg dahin, der häufig an Bergen und naß liegende Acker, und der abscheuliche Koth des Dorfs erfodern starke Pferde. Um die schwächern zu schonen geschah dem Lande sein Recht nicht, ward nicht zeitig, nicht tief, nicht oft genung gepflügt, nicht Dünger genung hingeschafft. Dies vertrug der Acker einige Jahre, weil er in gutem Stande war, und gab, was er sonst gegeben. Das gefiel den Trägesten im Dorfe, sie freueten sich der Entdeckung, daß ihr Acker bey geringerer Wartung eben so ergiebig sey, verringerten die Cultur immer mehr, und gewöhnten sich an den Müßiggang, und seine Folge, den Krug. Nun kam die Zeit, daß der vernachläßigte Acker seinen vorigen Ertrag versagte, da glaubte der Bauer, es sey ein Unsegen auf seine Feldmark gefallen, gegen den man nicht könnte, schlief vollends ein, und verarmte. Noch liegt das Dorf gutentheils in seinem Vorurtheile, und das scheinen, die ihm helfen wollen, zu übersehen. Nach demselben ist seine Hülfe, daß man sichtbar macht, sein Acker könne noch wie ehemals tragen, wenn er wie ehemals gebauet wird. Die Pfarre hat den freyen Pflug, der Prediger, ein guter Wirth, läßt keinen Acker brach liegen, weil derselbe, wie er behauptet, in der Brach nicht verbessert, sondern von liederlichen Ackerleuten nur verschlimmert würde. Folglich kann vom Prediger die Hülfe nicht anders befordert werden, als wenn er, so viel an ihm ist, junge Wirthe aus andern Dörfern, die ihren Acker mit Fleiß bearbeiten, hinein zieht, und die eingebohrnen zu überzeugen sucht, daß ihr Acker leisten könne, was der auf der Nachbarschaft leistet, wenn er wie dieser gepflegt und behandelt würde. Uebrigens wünsche ich hiedurch denen, welche Dörfern aufhelfen wollen, einen Wink gegeben zu haben, daß sie sich vor allen Dingen mit der Geschichte des Orts bekannt machen müssen. Wie das der beste Arzt nicht ist, der bey

der gegenwärtigen Empfindung des Kranken stehen bleibt, ohne ihrem Ursprunge nachzugehen: so scheint mir der auch der größte Patriot nicht zu seyn, der, wenn er helfen kann, nicht zuvor scharf genung untersucht, woher das Uebel rührt. Der Bauer entdeckts nicht leicht, wenn ers auch weiß, und oft weiß ers auch nicht. Ich will mir einmal das Vergnügen machen zu glauben, es würde ein Mann mit hinlänglichem Ansehn geschickt, dieses Orts Verfall zu untersuchen, ein Mann, der so viel von seinen Umständen wüßte als ich: wie würde der etwa zu verfahren haben? Ich denke, er käme zum Prediger, liesse die Gemeine auf die Pfarre rufen, und hielte folgende Unterredung mit ihnen, worin ich den Bauer, wie ich ihn kenne, zurückhaltend, voll Vorurtheile und schief sehend auftreten lasse:

Deputirter. Warum laßt ihr die Gassen eures Dorfs durch den abscheulichsten Koth ganz unzugänglich werden?

Gemeine. Wir können dem Wasser keinen Abfluß machen.

Deput. Wie ihr sprecht! Das könnt ihr allerdings, ihr könnts sogar an zwo Seiten; ich will es selbst anordnen.

Gem. Ohne Grand wird die Gasse doch nicht dichter, und den haben wir nicht.

Deput. Nicht? zwo Grandgruben kenne ich; wir wollen nach mehrern suchen, wenns nöthig ist. Wer Schaden dadurch leidet, soll hinlängliche Vergütung bekommen.

Gem. Es möchte doch wol nicht gehen — wir sehen ja zu, daß wir durchkommen —

Deput. Warum wollen die Leute ihr Dorf nicht gebessert haben?

Prediger. Sie sind bange, daß alsdann die Holzdiebe zu scharf stöhlen; itzt müssen sie es lassen, so lange der Weg so schlimm ist, daß sie das Holz nicht ins Dorf bringen können.

Deput. So! Nun erfahre ich, warum man die Ausfahrt nach einem gemeinen Holze so ungern bessert. Ich habe es schon an mehr Orten so gefunden. Da das Holz aber der Gemeine gehört, und jeder jährlich daraus empfängt: wie kommen denn einige zu der abscheulichen Unbilligkeit, das Eigenthum des Dorfs zu mindern und zu verderben.

Gem. schweigt.

Pred. Sie denken sich wol damit zu helfen, und ein Jahr noch weiter zu kommen.

De-

Deput. Elender Behelf! Der Vater gewinnt nichts damit: denn die Strafe, der er doch nicht immer entwischen kann, nimmt ihm allen Vortheil wieder weg, und der Sohn verliehrt eine grosse Hülfe, wenn der Vater das Holz verderbt hat. Euer Dorf blühte ja sonst, wie kömmts denn, daß itzt kaum der zehente noch ohne Schulden ist?

Gem. Das machen die schlimmen Zeiten.

Deput. Die Antwort belehrt mich nicht viel. Worin besteht das Schlimme der Zeit? Sind eurer Ausgaben mehr geworden?

Gem. aus einem Munde: Das ists, daran liegts!

Deput. Ich will zugeben, daß man eure Abgaben vergrössert hat. Ihr und ich können dies nicht ändern; aber, was muß man thun, wenn die Ausgabe unvermeidlich steigt?

Gem. Was kann man thun! Man hält sich so lange, als man kann —

Deput. Die öffentlichen Abgaben könnt ihr nicht mindern; aber manche von euren eigenen Ausgaben, die zur Führung eurer Wirthschaft nicht durchaus gehören, könnt ihr doch mindern, oder gar vermeiden? Nicht wahr? Gehört das nicht zum guten Haushalter, die vermeidlichen Ausgaben zu mindern, wenn die unvermeidlichen steigen?

Gem. Ja — wäre wohl wahr, aber —

Deput. Wenn die Ausgabe zunimmt, müssen wir nicht auch die Einnahme zu vermehren suchen?

Gem. Wenn man das könnte!

Deput. Wenn das der Landwirth erst nicht mehr kann: so ist er am Ende. Da eure Ausgabe grösser geworden: so müßt ihr auch euren Acker ergiebiger machen, daß der sie wieder hergiebt.

Gem. Unser Acker trägt itzt nicht einmal mehr, was er sonst trug, da der Ausgaben weniger waren.

Deput. Woran liegt das? am Acker oder an euch?

Gem. An uns mags ja nicht liegen.

Deput. Ich suche doch die Schuld zuerst an euch. Kommt, wir wollen eure Cultur selbst ansehn! Hier, Eigenthümer, warum ist dieser Brachacker noch nicht gepflügt?

Eigenthüm. Habe noch nicht dazu kommen können.

Deput. Du hast keinen andern Beruf als auf deinen Acker zu warten; versäumst du den, so versäumst du alles. Du bist nachläßig, und das ist die Ursach deines Verfalls. Wem gehört jener so liederlich aus der Brach gepflügte Acker?

Eigenth. Das Vieh wollte mir vor dem Pfluge umfallen, ich durfte ihn nicht tiefer stellen; hätte freylich wol zehen Furchen mehr pflügen sollen, die Pferde konnten aber nicht mehr.

De-

Deput. Also liegt die Schuld nicht am Acker, sondern an der Ohnmacht deiner Pferde; und du bist folglich ein schlechter Wirth, wenn sich dein Vieh nicht zu deinem Lande paßt. Warum ist der Acker da in der Nässe gepflügt?

Eigenth. Ich kann keine Pferde mehr halten, und mein Pflugmann zieht gern in mein, oder das Pfarrland, wenn ers nicht rathsam hält das seinige zu bearbeiten.

Deput. Warum kann der Mann keine Pferde mehr halten? Ist sein Hof verringert?

Gem. Der Hof ist wol nicht verringert, die Pferde sind ihm aber etlichemal gefallen; nun kann er keine wieder anschaffen.

Deput. Das ist schlimm; aber wie kam es, daß ihm etlichemal die Pferde fielen? Taugten sie alle nichts, die er kaufte?

Gem. Wenn ein Mensch unglücklich seyn soll!

Deput. Ich glaube nicht, daß ein Mensch unglücklich seyn soll, und muß es genauer wissen, wodurch dieser Mann etlichemal um seine Pferde gekommen ist.

Pred. Er verlohr im Kriege die Pferde, mit welchen er durchs tiefe Dorf kommen, den bösen Weg nach der Stadt machen, und den schweren Acker bearbeiten konnte. Sie waren theuer; er schaffte geringere an, die zu seinen Arbeiten das Vermögen nicht hatten, und es konnte nicht fehlen, daß sie eins nach dem andern übertrieben wurden, und fielen.

Deput. Nun begreife ichs. Es bleibt indeß so unbesonnen, unvermögende Pferde anzuschaffen, als es unbesonnen ist, überflüßig starke und schöne zu halten. Laßt uns weiter gehen. Euer Gersten steht fast durchgehends schlecht, und ihr scheint mir zu viel Haber zu bauen; warum thut ihr das?

Gem. Wenn der Gersten nicht mehr wachsen will, so muß man ja wol mehr Haber säen.

Deput. Wahr; aber warum will der Gersten nicht mehr wachsen? Doch bloß darum nicht, weil ihr das Land nicht mehr wie sonst dünget.

Gem. Wir können oft mit dem Mistwagen nicht aus dem Dorfe kommen, und im Sommer, wenn man kein Korn mehr hat, und doch Geld anschaffen soll, muß man ja wohl nach dem Strohe greifen.

Deput. Ich sehe immer deutlicher, woran es hier fehlt. Nur noch einen Blick ins Winterfeld! Man wird fast keinen Waitzen gewahr; warum bauet ihr den nicht?

Gem. Er geräth hier selten.

Deput. Der da steht doch recht gut!

Gem. Es ist ein Glück; und man verliehrt, wenn er auch einmal einschlägt, an Strohe wieder, was man etwa an höherm Preise des Korns gewann.

Pred. Eigentlich hängts so zusammen. Der Weitzen geräth denen, die den Brand abzuwenden wissen, fast ohne Ausnahme. Es ist hier aber jemand, der eine Strohlieferung übernommen hat, und der sieht nicht gern, daß viel Weitzen gebauet wird, und beredet daher seine Nachbaren, beym sicherern Rockenbau zu bleiben, dessen Stroh sie auch besser nutzen könnten, und der allenfalls auch mit schlechter gepflegtem Lande zufrieden wäre.

Deput. Unter diesen Umständen wird es also in nicht gar langer Zeit dahin kommen, daß euer Acker kaum die Hälfte seines ehemaligen Ertrags, ohne seine Schuld, liefert, und daß die, welche es noch nicht sind, auch bald Bettler werden müssen. Ich verfüge demnach, daß gleich morgen der Anfang zur Besserung der Gassen im Dorfe gemacht werde, wie es dieser Man hier, den ihr speisen sollt, bis ihr fertig seyd, anordnet, und befreye euch indeß von andern ausserordentlichen Diensten. Ich verordne, daß der, welchen ihr oder der Förster des Holzstehlens überführt, für das Jahr keine Holztheilung empfangen, das gestohlne Holz verkauft, und das Geld zu eurer gemeinen Casse genommen werden soll. Der Schaden ist euch zugefügt, muß also euch gut gethan werden. Ich verbiethe dem Strohlieferanten seinen Handel. Wer Stroh verkaufen muß, soll es selbst zur Stadt bringen. Es ist besser, daß ein unnöthiges Pferd in der Stadt weniger gehalten, als daß eine ganze Feldmark vernachläßiget wird. Ich verspreche dem, der Pferde, wie sie sein Ackerbau fodert, anschaffen will, den Vorschuß dazu aus einer öffentlichen Casse ohne Zinsen, und er soll jährlich, wenn er nicht mehr kann, nur den zehenten Theil davon erstatten. Bringt er das obrigkeitliche und priesterliche Zeugniß, daß er ein fleißiger und frommer Wirth geworden: so wird ihm der letzte Zehente geschenkt. Es ist rathsamer, die Casse trit itzt zu, als nachher, wenn das ganze Dorf erst verfallen ist. Ich komme in einigen Jahren wieder, und werde den, der sich noch träge finden läßt, unter die Tagelöhner setzen, die entweder fleißig seyn, oder darben müssen.

Es kann mit einander bestehen, daß die Einwohner eines Dorfs gute Wirthe für sich sind, aber bey der Verwaltung gemeiner Güter nicht sind. Ein Ort, der

an zweyhundert Thaler gemeiner Einkünfte jährlich hat, steckte vor einigen Jahren in funfzehenhundert Thaler Schulden; hier mußte also wol mit den gemeinen Gütern nicht zum besten hausgehalten seyn. Man wollte das Geld verbauet haben. Ich rechne es daher zu den Verdiensten eines Prediger, seine Gemeine möglichst vom Bauen abzuhalten, weil das ihr ungleich mehr als dem einzelnen Wirthe zu kosten pflegt. Sie thut besser, den Hirten, welchen sie freye Wohnung zu halten gewohnt ist, Miethe zu geben, selbst wenn sie die Baumaterialien größtentheils hätte. Man kann sie verkaufen. Ich gebe gern Ausnahmen zu, und wünsche, daß es viele wären — gemeiniglich kostet aber, auch bey der Anwendung manches eigenen Beytrags zum Baue, die Errichtung und Ausbesserung eines gemeinen Hauses eben so viel, als wenn nichts von gemeinen Gütern davon gegeben wäre. Wer für eine ganze, vielleicht grosse und für bemittelt gehaltene Gemeine einen Bauanschlag macht, arbeitet, und Aufsicht führt, soll, sagt man, leicht von dem Gedanken versucht werden, es kömmt aus vielen Beuteln. Ich halte es für ein Verdienst, eine Gemeine vom Bauen abzurathen, und lasse dem, der gegenseitige Erfahrungen hat, seinen Willen. Pfarre, Schule und Witwenhaus muß sie indeß fast aller Orten bauen: wie sieht man hierbey auf ihr Bestes? Die erfoderliche Vollständigkeit meiner Materie heißt mich hievon reden, sonst schlüge ichs gern über. Hier sind also einige Gedanken, die ich auf der Stube nicht gesammlet habe! Ich wünschte, daß jedes Dorf eine gemeine Casse hätte, worin die etwaigen gemeinen Aufkünfte, oder, wenn die fehlten, oder zu den jährlichen Ausgaben unzulänglich wären, gewisse proportionirte Beyträge jedes Hauswirths flössen. Die Verwaltung der Casse führte ein obrigkeitlich angesetzter Bemittelter des Dorfs, unter der nächsten Aufsicht des Predigers,

ohne

ohne dessen Verwilligung keine Ausgabe geschehen dürfte, und dessen Kenntniß von der Nothwendigkeit, dessen Moral, (wenn er ist, der er seyn soll,) die Treue mehr als die schärfste Amtsmonitur befordern würde. Den Vorrath dieser Casse belegte man zinsbar, und das Amt oder Gericht sähe jährlich die Rechnung davon durch. Der Rechnungsführer wäre Aufseher der Gebäude, die die Gemeine im Stande erhalten muß, dürfte Kleinigkeiten gleich ausbessern lassen, und zöge bey grössern Ausgaben die Altarleute und Bauermeister, oder wie sonst die Vorsteher des Dorfs heissen, zu Rathe: so blieben ohne Bedrückung der Gemeinen die Häuser immer im Stande. Unglaublich ist es nicht, daß ein Prediger ganz allein eine solche Baucasse einrichten kann, besonders wo die Gemeine jährliche Einkünfte hat, die doch gewöhnlich nur verschleudert werden. Er erwürbe sich ein vielfaches Verdienst dadurch, wie man sehen wird, wenn ich erzehle, auf welche Art diese Baulichkeiten hie und da besorgt zu werden pflegen. Wenn in einen der kirchlichen Gebäude eine Ausbesserung nöthig wird, so zeigt es Pastor der Gemeine an, thuts schlechter Weise auch wol nicht, oder thuts nicht, weil er aus Erfahrung weiß, daß es nichts hilft. Zu dieser Ausbesserung, die am vernünftigsten im Sommer geschieht, muß das Geld gesammlet werden. Die es zu sammlen haben, wissen, wie rar diese Materie im Sommer ist, und wie unangenehme Gäste sie mit diesem Auftrage sind. Sie verschieben es daher gern bis in den Herbst, und sind froh, wenn der die Reparatur gar hindert, weil sie künftiges Jahr die unangenehme Sammlung und die zeitverderbliche Aufsicht über die Bauleute nicht mehr haben. Es giebt ohne Zweifel auch vernünftige, ehrliche Dorfvorsteher, die diese Lasten nicht achten und die Reparatur, so lange sie noch mit geringer Ausgabe beschafft werden kann, durchsetzen; wie es dem Scheine nach aufmerksa-

me, in der That aber eigennützige giebt, die gern bauen, weil sie so zu accordiren und zu sammlen verstehen, daß der Bau ihnen nichts kostet, sondern was einbringt. Am gewöhnlichsten ist indeß die Verzögerung, oder halbe, oder liederliche Verfertigung der Reparatur, bis keine mehr möglich, und ein neues Gebäude nöthig ist. Der Bauer, der seinen Hof bald abzutreten denkt, schiebt sich gern Baulasten vom Halse; in einigen Jahren drücken sie ihn nicht mehr, drücken sie den neuen Wirth; in diesen Umständen sind immer einige, die so lange schieben, bis sie ihre Schultern darunter weg haben. Nun muß und soll aber endlich gebauet werden, und das läuft tief in die Hunderte, oft in die Tausende hinein. Eine Gemeine kann es gar nicht, und die Pfarre muß daher ganz eingehen und zum Filiale werden, oder eine Zeitlang von Nachbaren versehen werden, bis aus den gesammleten Einkünften sich wieder ein Haus bauen läßt. Eine andere kann bauen in Rücksicht auf einige, selten auf die meisten Glieder; die übrigen müssen ihren Beytrag dazu leihen und verzinsen, und so oft sie diesen Druck fühlen, seufzen sie über — das kann ich nicht ausschreiben. Männer, die ihr geltet, und bedenkt was ihr seyd, laßt ihr den Bauer nicht seufzen — Beredet ihn zu einer Baucasse; der Zuschuß braucht, wenn die Gebäude noch in ziemlichen Stande sind, nicht groß zu seyn, die Vortheile derselben sind mancherley, und lassen sich leicht begreiflich machen. Führt die sorgfältigste Aufsicht über Gebäude, die der Bauer bessern muß, und so ungern bessert; sieht er jenes, so thut er dieses noch am willigsten. Suchet, wo es die Kirche vermag und entrathen kann, aus deren Mitteln bey Baulichkeiten ihm zu Hülfe zu kommen. Könnt ihr einigermassen, so laßt kleine Beschädigungen, wenn sie zumal durch Unvorsichtigkeit geschehen wären, aus eigenen Mitteln zuweilen wieder ausbessern. Der Bauer verbindet Prediger und Religion

mehr

mehr wie er sollte; vermeidet, wie es möglich ist, ihm nicht zur Last zu werden, sucht, wie es möglich ist, euch ihm beliebt zu machen. Wer ihm ohne Unterlaß Geld zu Reparaturen, wer ihm gar Summen zum neuen Gebäude abfodert, wird sich schwerlich beliebt bey ihm machen.

Wie die Städte ihre Kämmereycasse haben, so sollten sie auch die Dörfer haben; sie sind so gut eine geschlossene Gesellschaft, obgleich eine geringere, wie jene. Wo bereits gemeine Güter bey einem Dorfe sind, da wird ohne Zweifel die Obrigkeit über deren Verwaltung die Aufsicht führen. Sie mag aber in einem weitläuftigen Amte gar mühsam, und vielleicht kaum thunlich seyn. Wenigstens wird der Prediger des Orts das Gute und Schlechte bey der Verwaltung leichter gewahr werden können. Und es ist nicht zu weit von seinem Amte, sich der Sache ein bischen anzunehmen, weil die Zerstreuung gemeiner Güter von mehr denn einer Seite sehr unmoralisch ist. Meiner Meynung nach wird die Dorfcasse am besten verwaltet, wenn sie einem bemittelten, guten Wirthe anvertrauet ist, und weniger gut, wenn sie die alle Jahr abwechselnden Bauermeister, oder ein Unterbedienter des Amts führen. Die Ursachen will ich nicht angeben. Der Mann, dem der Wohlstand seines Orts am Herzen liegt, erkundige sich nur nach der Verwaltung; es mag eine seltene Einrichtung seyn, wobey sich keine abzustellende Mängel finden sollten, und nicht nöthig wäre, folgende Erinnerungen einzuschärfen: gemeine Güter sind bestimmt, gemeine Ausgaben zu bestreiten, und das eigene Geld zu schonen; gemeine Güter müssen sorgfältiger und treuer als eigene verwaltet werden; bey einigem Vorrathe gemeiner Güter muß man nicht vermeidliche Ausgaben veranlassen und aufsuchen, weil eben Vorrath vorhanden ist, sondern davon auf unvermeidliche Ausgaben, die nicht zurückbleiben, wenn sie

auch eine Zeitlang nicht vorgekommen, bey Vorrathe seyn; von gemeinen Gütern muß nicht gezecht werden, wer das will, soll seine eigene Tasche öffnen u. s. w. Kann der Lehrer in der Geschichte seines Orts auf den Ursprung und die Bestimmung seiner gemeinen Güter kommen: so wird er damit ihre gute Verwaltung sehr befordern. Der Unterscheid der Dörfer ist hier zu groß, als daß man im Allgemeinen noch weiter gehen könnte. Verdienst ist es gewiß, seinem Dorfe zu einem gemeinschaftlichen Vorrathe behülflich zu seyn, wodurch ein Verfall abgewandt, eine Einschränkung abgekauft werden kann. Hätte mancher gut versorgte Ort besser mit öffentlichen Gütern hausgehalten, so wäre er vielleicht längst vermögend gewesen, den Zehenten abzukaufen. Solche frohe Aussicht pflegt vielen Eindruck zu machen.

Es ist zwar wahr, daß die Dörfer, welche eine gemeine Einkünfte haben, und ihre gemeinen Ausgaben immer aus der Tasche zusammenschiessen müssen, am sparsamsten zu seyn pflegen. Eben daher glaube ich aber, daß ein solcher zur Sparsamkeit gewöhnter Ort ein gemeines Einkommen desto ehe schonen, und zur Verbesserung des ganzen Dorfs anlegen werde. Wo nun seine Grundstücke nicht gar zu klein, nicht völlig einförmig sind, seine Lage nicht ganz ungünstig, und seine Freyheit nicht zu sehr eingeschränkt ist, da kann ein Mann, der diese Kenntnisse und Augen hat, noch wol etwas finden, das gemeinschaftlich wenig oder gar nicht genutzt wird, aber der Gemeine einträglich werden kann, wenn es einem zum privat Gebrauche abgetreten oder verpachtet wird. So hat man, daß ich etwas zur Erläuterung meines Vorschlags anführe, einen feuchten, ganz ungenutzten Busch jemanden verkauft, der ihn in eine schöne Wiese verwandelte; eine wilde Fischerey, die gemeinschaftlich wenig einbrachte, und nur Müßiggang und Gefahr be-

forderte, einem allein verpachtet; einem allein die Verwaltung eines entdeckten Steinbruchs übertragen, der brechen läßt und verkauft, und jährlich Rechnung davon ablegt u. s. w. Wer einem Orte zu einer gemeinen Einnahme verhilft, und dazu beyträgt, daß sie treu verwaltet und nützlich angewandt wird, hat sich gewiß verdient gemacht. Ein aufmerksamer Prediger voll Ansehn wird sich dies Verdienst am leichtsten verschaffen können.

Ausser den Verdiensten um das ganze Dorf lassen sich noch besondere um den Wohlstand einzelner Einwohner desselben erwerben, die in der Folge für das Ganze wohlthätig werden können. Ich will einige derselben nennen. Man versuche gefälligst, ob sich nicht eins hie, das andere dort erlangen lassen will.

Wenn ein Mann auf einem Hofe nicht fortkommt, so liegts entweder am Hofe oder am Wirthe. Es liegt am Hofe, wenn der zu wenige, zu schlechte, zu zerstreuete, zu belastete Grundstücke hat. Er kann zu wenige haben für die Classe, dazu er gehört. Heißt der Hof ein Acker- oder Vollmeyerhof, so liegt er unter den Diensten, die diese Classe von Landleuten zu tragen hat; und dazu können seiner Aecker zu wenige seyn, wie sie sehr hinlänglich zur Classe der Halbspänner, oder Halbmeyer seyn können. Ich habe wol gefragt, wie dieser schwache Hof in die Classe gekommen, der er nicht gewachsen ist? Und mehr als einmal hat man mir geantwortet, die ehemaligen Besitzer hätten sich hineingedrungen. Ob nun gleich ein solcher Baurenstolz nicht gar unglaublich ist: so habe ich doch manchen Zweifel dabey, und wäre fast geneigter zu glauben, der Hof habe ehemals durch Verkauf, Mitgabe, Vernachläßigung und dergl. einige seiner Grundstücke verlohren. Der Fall wird höchst selten seyn, daß es sich auffinden, das verlohrne Grundstück sich wie-

der

der erlangen, oder ein neues sich ankaufen lasse. Und schwerlich dürfte die Regierung einen Bauer aus einer höhern Classe, darin er nicht bestehen kann, in eine geringere, worin er bestehen kann, zurücktreten lassen. Ich würde ihm indeß doch rathen, die Beschaffenheit seines Hofes der Obrigkeit dringend vorzustellen, damit auf dessen Verstärkung oder Verschonung, wozu sich zuweilen Gelegenheit findet, Bedacht genommen werde, und würde mich, wo es nur angehen wollte, selbst für ihn verwenden. Ein für seine Classe zu schwacher Hof macht immer einen Unterthanen elend, der Kerl mag so gut seyn als er will. Es ist kaum eine andere Hülfe für ihn, als Pachtung fremder Aecker, Zubereitung derselben für die Kleinen im Dorfe, und vorzügliche Bearbeitung der eigenen. Gewöhnlich wollen sich diese Leute mit Lohnfuhren helfen. Dieser Einfall befordert aber ihr Zurückkommen und ihren Untergang mehr, als er es abwendet. Denn, was sie verdienen, verliehren sie an Pferden und Wagen gewiß, wo nicht mehr, die beste Zeit des Ackerbaues wird versäumt, und der Dünger verschleppt; und es hat niemand mehr Gelegenheit als sie, Verschwendung und eine wüste Lebensart, die den Bauer sicher arm macht, zu lernen. Reiche Bräute, oder junge Wirthe, die sonst sehr aufhelfen können, kommen nicht leicht in die schlechtsten Höfe ihrer Classe; der Landmann hütet sich wol, seine Kinder in Quälhofe, wie er sie nennt, zu geben. Was bleibt also dem Bauer, der ein Spann Pferde zum Dienste halten muß, und nicht Land genung für sie hat, übrig, als Pachtung? Die Abgaben vom Meyerlande mögen hie und da wol so hoch steigen als ein Pachtgeld, und wer daher freye Aecker pachtet, pflegt nicht schlechter dabey als mit eigenen zu stehen. Häufig haben die Kirchen Aecker auszuthun, vielfältig verpachtet der Prediger selbst welche. Man begünstige ja hiebey den schwachen Hof, und mache sich dadurch

durch zu seinem Erhalter. Die kleinen Höfe, welche keine Pferde halten können, müssen ihre Aecker von andern bearbeiten lassen. Wer überflüßiges Vieh halten muß, verdient hiedurch am unschädlichsten und ruhigsten, was auf seinem schwachen Hofe nöthig ist. Man spare keine Mühe, die Wirthe dieser und jener Höfe dazu zu bereden, und sie zufrieden mit einander zu machen. Es sind endlich grosse Versicherungen von der vorzüglichen Fruchtbarkeit eines Aeckers da, der öfter, als es Gebrauch ist, bearbeitet wird. Der stark bespannte Wirth auf einem schwachen Hofe kann die Versuche am leichtsten machen; selten der Prediger, der nicht mehr Vieh halten darf, als er braucht, nie der Prediger, der einen freyen Pflug hat; bey Beamten und Edelleuten finden sich auch Schwierigkeiten. Wahrscheinlich genung ist es, daß ein vorzüglich und sehr bedächtlich bereiteter Acker ergiebiger als ein anderer seyn werde. Ich kenne wenigstens nichts dankbarers als den Acker. Man berede einen Landmann, der das Vieh doch halten muß, zu einem Versuche in einem Jahre, da der Acker der Witterung wegen sich mit der gewöhnlichen Cultur ohnehin nicht wol begnügen kann: so folgt er am ersten, versucht es im andern Jahre aus Neugier, und bleibt wol zu seines Hofes Besten dabey, wenn er es vorträglich findet, wie ich nicht zweifle.

Die Aecker eines Hofes können hinlänglich, aber von so schlechter Beschaffenheit seyn, daß sie den Besitzer nicht aufkommen lassen. Es giebt einige glückliche Gegenden, wo Grund und Boden durchaus gleich gut ist, auf den meisten Feldmarken aber ist er so verschieden, daß gar viel darauf ankommt, wo die Ländereyen eines Hofes liegt, ob in den guten oder schlechten Strichen. Ich weiß nicht, ob man bey der Schätzung eines Hofes auf Abgaben, und bey der Beurtheilung eines Wirths, genung hievon unterrichtet ist, genung hierauf sieht. Zween Wirthe,

die

die beyde hundert Morgen Land haben, können nicht gleiche Lasten tragen, wenn der eine drey Viertel guten, und der andre drey Viertel schlechten Acker hat; dieser kann jenem nicht nachkommen, ohne daß die Schuld an ihm liegt. Er verdient daher bedauert und unterstützt zu werden; nur Schade, daß der Prediger ihm nicht viel helfen kann. Der Rath und die Anweisung, einen schlechten Acker zu verbessern, ist von keinem grossen Belang, wenn drey Viertheile des gesammten Ackers nicht viel taugen. Indeß muß man doch scharf dazu treiben, und es im Dorfbuche, das ich oben empfohlen, bemerken. Wenn einmal Prediger hinter einander immer auf Verbesserung trieben, und die Wirthe hinter einander folgsam wären: so liesse sich in einem Jahrhunderte doch was ausrichten. Es setzt indeß, was nicht zu erwarten steht, eitel ökonomische Prediger voraus, die allerley fehlerhaften Aeckern zu rathen wissen. Doch könnte vieles geschehen, wenn ein aufmerksamer, erfahrner und belesener Mann fleißig im Dorfbuche anzeichnete, was er gerathen, der Nachfolger, der den guten Erfolg, wozu Zeit gehört, sähe, wäre, ohne des Vorgängers Kenntnisse zu haben, schon hiedurch vermögend, die Verbesserung fortzusetzen. Es ist sehr Schade, daß die vortreflichen Einsichten, die mancher Landwirth hat, mit ihm sterben. Die die ihrigen mittheilen, besitzen nicht immer die vorzüglichsten, und die sie haben, können oder wollen sie in die Feder nicht fassen. Die vorgeschlagenen Dorfbücher könnten wenigstens dem Ackerbaue, wo nicht der ganzen Landwirthschaft, erhebliche Verbesserungen verschaffen, wenn nur ein Prediger, besonders an einem Orte, wo ein sehr erfahrner Beamte wohnte, genau darin niederschriebe, was zu seiner Zeit da zur Verbesserung der Grundstücke versucht ist, und seine Nachfolger zeichneten dabey, wie sie ausgefallen, ob das Grundstück ergiebiger oder dürftiger geworden. Mir ists schon längst sehr wahrscheinlich ge-

gewesen, daß der Ackerbau nicht mehr als durch die Geschichte gewinnen würde. Ich muß diesen Gedanken wol einen Anstrich geben. Ich habe unter bessern einen schlechten Acker, den ich jenen gern gleich machen möchte. Bearbeitet und gepfleget wird er wie jene, aber er trägt nicht wie jene; woran liegt das? Ich nehme beyde Erdart in die Hand, untersuche es mit den Augen und nach Gründen, grabe auch wol ein Paar Fuß tief auf, um die Unterlage zu sehen, und spreche darüber mit andern. Nun wird beschlossen, wie dem Acker geholfen werden solle. Der Beschluß erfodert Zeit und Kosten, und stößt auf Hindernisse, die erst weggeschafft werden müssen. Aber gesetzt, ich führe ihn aus; wie geräth er? Einige Jahre sehe ich es, darauf sterbe ich. Mein Nachfolger verlangt nicht zu wissen, was der Vorgänger gethan hat, er thut, was ihm gefällt, und das kann meinem Entwurfe zur Verbesserung dieses Ackers gemäß, aber auch sehr entgegen seyn. Wie ist nun mein Entwurf ausgefallen? Es ist so gut, als wenn er nicht gemacht wäre. So ergehts die meisten. Wir wollen verbessern, oder eigentlich: wir machen einen Versuch zu verbessern. Ich wenigstens habe die Herzhaftigkeit nicht, zu behaupten: durch dies thunliche Mittel wird die Verbesserung unfehlbar bewirkt. Bey unthunlichen liesse es sich behaupten. Könnte ich einem schlechten Acker die Oberfläche auf zwey Fuß tief nehmen, und so tief die fruchtbarste Erde anders woher an ihre Stelle schaffen: so könnte ich Verbesserung behaupten. Jenes kann ich nicht, also ist, was ich kann, Versuch. Dieser Versuch kann nach Schlüssen, kann nach fremden Erfahrungen gemacht werden. Jene vereitelt, was mir unbewußt unter der Oberfläche, die ich allein kenne, in der Erde ist und vorgeht, und diese eine ganz andere Witterung und Lage, als da war, wo man, was ich versuche, mit dem besten Erfolg versucht zu haben erzehlt. Also muß dieser Versuch hier beachtet werden,

den, oder er wird umsonst angestellt. Das ist aber entweder gar nicht gebräuchlich, oder es bleibt im Gedächtnisse eines Augenzeugen, und andere erfahren nichts davon. Also Ortsgeschichte von versuchten Verbesserungen, oder wir wiederholen mit verschwendeten Kosten zum eilftenmale, was schon zehenmal mißrathen ist, und erfahren nie mit Sicherheit, wie die eingeschlagene Verbesserung gemacht war. Ich lobe alle Versuche und ihre Bekanntmachung, sie bringen auf Einfälle; und sehe den Tadel mit Mitleiden an, womit die gelungenen und bekanntgemachten Versuche weit von uns angegriffen werden. Einen Versuch, ohne ihn selbst gemacht zu haben, tadeln, verräth den Unwissenden, den Unwirth; ihn tadeln, weil er dort nicht gerathen ist, beweist, daß es so bekannt noch nicht ist, als ich wünsche, daß es seyn möchte, nämlich: der Ackerbau hat in den allermeisten Gegenden etwas locales. Wer dies noch nicht bemerket hat, mag immer in seinen Augen ein grosser Wirth seyn. Ist es wahr, was man mir vom manchem Dorfe gesagt hat, daß seine Aecker nicht mehr trügen wie sonst: so müßte ja gar folgen, daß wir im Feldbau ehe zurück als vorwärts gekommen wären. Ich behaupte es nicht, wenn es auch nur aus Furcht vor dem hönischen Tadel, den man sich damit zuzöge, geschehen sollte. Ob es wahr oder nicht wahr ist, können wir so gewiß nicht wissen, weil wir nicht wissen, was die Aecker vor funfzig Jahren getragen, wie sie damals bearbeitet worden, was sie indeß für Veränderungen erfahren haben. Ohne Geschichte können wir nicht sagen, ob wir im Ackerbaue vorwärts oder rückwärts gekommen, nicht sagen, wodurch die Aecker ergiebiger oder dürftiger geworden, nicht sagen, welche Verbesserung an unserm Orte eingeschlagen oder mißrathen. Die Arbeit mit dem empfohlnen Dorfbuche wird nicht groß seyn, die Ehre aber und das Verdienst, wahre Verbesserungen mit Zuverläßigkeit angeben zu können,

nen, ganz groß seyn. Allgemeine giebt es, so viel ich begreifen kann, gar nicht, ausgebreitete nur in ähnlichen Gegenden, örtliche aber noch genung. Da sie indeß nur als gelungene Versuche anzusehen sind: so muß jemand seyn, der die Versuche bemerkt, und ihren Erfolg bemerkt. Das können Prediger am leichtsten, und mit diesen Nachrichten sich daher um den Ackerbau ihres Orts am ehesten verdient machen.

Ein Hof, der so viele und gute Aecker, als ein anderer hat, ist dem doch lange nicht gleich, wenn seine Aecker abgelegen, zerstreuet, einzeln, und dem Anlaufe des Viehes, dem Ueberfahren und andern Beschädigungen ausgesetzt sind. Ihm kostet der Bau unstreitig mehr Zeit, mehr Aufsicht und Aufwand. Es wird schwerlich dahin kommen, daß jedem Landmanne seine Grundstücke bey einander hergegeben werden; auch, wo eine Landesvermessung geschehen, hat mancher Hof seine Länderey noch sehr zerstreuet. Besonders ist die Ungleichheit der Felder nachtheilig, wo es streng hergebracht ist, sie ins Winter- Sommer- und Brachfeld zu theilen. Wer seine Länderey nicht ziemlich gleich in allen drey Feldern, sondern etwa die Hälfte in einem, und ein Viertel in jedem der beyden andern hat, kann ohne seine Schuld sein Land nicht gehörig bauen, wenigstens das grosse Feld nicht aus dem kleinen düngen. Dies zu ändern ist nun freylich in des Predigers Macht nicht; wenn er es aber weiß, was einen Hof drückt und zurückhält: so wird er hier, wo man die Schuld allein auf den Wirth legte, ihn in Schutz nehmen, da, wo eine Hülfe oder Erleichterung gegeben werden kann, besonders für einen solchen Hof bitten, und dort ihm nachdrücklich beystehen, wo sich durch Tausch, Ankauf grenzender Grundstücke, oder andern Gebrauch der abgelegenen, eine Verbesserung beschaffen läßt. Ich weiß wohl, daß einem solchen Hofe schwer zu helfen steht,

und daß des Predigers Hände viel zu kurz dazu sind; ich glaube aber zugleich, daß seine schlechtere Beschaffenheit nicht immer da bekannt genung ist, wo man Verbesserung oder Erleichterung geben kann, und glaube daher, daß ein Prediger schon einige Vortheile bewirken könne, wenn er für einen befugten Richter in Angelegenheiten dieser Art bekannt ist, Werth hat, und die Beschwerlichkeiten der Cultur, die diesen Hof drücken, denen begreiflich macht, die etwa glauben möchten, unter Ackerbau und Ackerbau sey kein Unterscheid. Man muß nach dem kleinen Verdienste greifen, wenn sich das grössere nicht erreichen läßt.

Die Abgaben von den Bauergütern sind nicht gleich. Manche haben keinen Gutsherrn, und geben keinen Zehenten, andere müssen ihn in natura geben, wol gar selbst abliefern, und einen schweren Meyerzins entrichten. Billig sollten diese belasteten Höfe verschont werden, wo ein Verschonen Statt hat. Es kann indeß seyn, daß die herrschaftliche Cammer, der Zehentherr und der Gutsherr drey verschiedene Personen sind, deren jeder seine Foderungen kennt, und die andern nicht kennt. Hoffentlich würde jeder nachlassen, wenn er wüßte, wie viel der Hof noch ausserdem an andere zu geben hat. Die Billigkeit ist noch von der Erde nicht gewichen, der Prediger, den ihre Gesellschaft am besten kleidet, nehme sie nur bey der Hand, und zeige sie vor. Sie kann weder der Cammer, noch dem Zehentherrn, weder dem Eigenthümer des Hofes, noch der Obrigkeit mißfallen, wenn jeder hört, was alles von dem Hofe zu leisten ist. Ich habe oft Advocaten, die bey Gelegenheit eines Concurses die Güter eines Hofes und seine Abgaben eingesehen haben, es als ein Problem vortragen hören: wie ist es möglich, daß jemand von diesem Hofe leben kann? Es kann wol seyn, daß der Prediger in Gesellschaft der Billigkeit ein saures

Ge-

Gesicht zu sehen bekommt, dafür sieht er aber einen armen Bauer vergnügt, der noch niemals anders als Sorge, Kummer und Arbeit ausgesehen hatte. Bauer, du sollst künftig weniger geben! — Ich möchte wol Fürst seyn, um dies einmal sagen zu können. Glücklicher Prediger, der es nur einmal sagen kann!

Oft liegt die Schuld nicht am Hofe, wenn ein Landmann nicht vorwärts, sondern gar zurück kommt, sondern am Wirthe, oder der Wirthinn. Es mag ziemlich hergebracht seyn, daß die Hausfrau auf dem Lande Cassenmeister ist. Liebt sie den Aufwand, so ist es gemeiniglich um den Wohlstand geschehen, weil sie dazu ausgiebt was einkommt, und also keinen Vorrath auf den Unglückfall läßt, der mithin Schulden und Verfall gebiehrt. Hier muß der Prediger die Frau zu bessern suchen, aber, wenn ich bitten darf, nicht durch den Mann, als der es entweder gar nicht, oder zu streng thun möchte. Was oben gegen den Aufwand gesagt ist, findet hier zwar auch Statt, es will aber noch manche Ueberlegung dazu gehören, eine eitele Bauerfrau, der ihr Mann allen Willen läßt, zu bekehren. Man wird ihr den besorglichen Verfall sehr nahe vors Gesicht bringen müssen, wenn sie ihn sehen soll, und oft so nahe nicht bringen könne, daß sie ihn sehen muß. Die Vorstellung des Unschicklichen möchte leicht auf den Baurenstolz stossen, und mit Ungestüm zurückprellen. Vielleicht richtet man durch verächtliche Gleichgültigkeit gegen eine für neu und gefährlich erklärte Lebensart, durch dringende Empfehlung der, bey welcher die Vorfahren Brodt hatten, und durch die Bibel das meiste aus. Die Anwendung der Stelle Jes. 3, 18 ff. so weit sie Statt hat, wird keine Einwendung von der jungen Bäuerinn erfahren, und dem Prediger die Hülfe der alten schaffen, die ganz in der Stille oft am kräftigsten wirkt. Wer es nicht glaubt, versuche ein=

einmal, wie viel sich durch ein Paar beredte alte Bauerfrauen hier, wo die jungen ihnen den Richterstuhl zugestehen müssen, ausrichten läßt. Dies ist, wo nicht der einzige, doch der beträchtlichste Fall, da die Wirthinn am Zurückkommen Schuld hat. Ihre übrigen Fehler pflegt der Mann, wenn er Brodt behalten will, leichter zu sehen, und unschädlich zu machen. Er kann fortkommen, wenn die Frau auch nicht will, sie kanns aber nicht, wenn der Mann nicht will. Andere meynen, auf die Wirthinn komme mehr an, als auf den Wirth. Von beyden wirds Fälle geben; von diesem, wo die Producte vom Viehe den Hof erhalten; von jenem, wenn er mit dem Ackerbaue steht und fällt, den der Wirth selbst besorgen muß. Seine Fehler sind gemeiniglich die gewöhnlichen des Dorfs, wovon schon weitläuftig gehandelt ist. Der Prediger muß öffentlich dagegen reden; allein sein Verdienst ist grösser, wenn er denen persönlich Vorstellung thut, die ehe durch ein Laster zu Grunde gehen als andere. Es giebt Höfe, von welchen der Landmann sagt: mein Hof kann einen Lediggänger ꝛc. ernähren; aber es giebt ihrer mehr, auf welchen man bey keinem Laster Brodt haben kann. Und deren Besitzer sind es vornämlich, die der Prediger aufs liebreichste warnen muß, von ihren Höfen nicht zu verlangen, was sie erweislich nicht abwerfen können. Je mehr er diese Warnung aus ihren besondern Umständen nehmen wird: desto grössern Eindruck wird er ihr verschaffen, desto wohlthätiger sie machen.

Es giebt indeß Fälle, daß ein Landmann zurück kommt, dessen Fehler nicht in die Augen fallen. Hier ist es ein Verdienst, zu bemerken, woran das liege. Ich will zur Erläuterung zween derselben anführen, die ich gesehen habe, um treue Männer aufmerksam auf Dinge zu machen, die vielleicht ihr Auge nicht gleich auf sich zögen.

Ein

Ein Landmann kam zurück, weil ihm ohne Unterlaß die Pferde fielen. So weit sahe es das ganze Dorf, der Prediger aber untersuchte weiter, warum eben diesem Manne die Pferde nicht stehen möchten, und fand folgende wahrscheinliche Ursach: Der Bauer brauchte nur zwey Pferde, die er, nach Beschaffenheit des Hofes, im Sommer mit Grase und im Winter mit geringem, aber desto besser zubereiteten und desto bedächtlicher abgewechselten Futter ernähren mußte. Er war aber, ehe er in diesen Hof heyrathete, bey solchen kleinen Pferden nicht gewesen, sondern hatte auf grossen Höfen gedient, wo die Pferde beständig Korn frassen, und eine schwere Arbeit aushalten konnten; er war also seinem Viehe mehr anmuthen, als es leisten konnte, und nicht gewohnt, auf dessen gute Sommer- und Winterfütterung grossen Bedacht zu nehmen; auch hatte er unter den Hauswirthen seiner Classe keine Verwandte, die sich um ihn bekümmerten, sein Versehen beachteten, und ihn belehrten. Nun gab ihm der Prediger den Rath, seinem Nachbar, dem noch nie ein Pferd gefallen war, abzusehen und abzufragen, wie der die seinigen hielte. Der Mann that es, machte es eben so, die Noth hatte ihn folgsam gemacht, und seine Pferde stunden; er kam wieder hervor. Ein anderer recht tüchtiger Landwirth war seit einiger Zeit in Rückstand gerathen, und fing sogar an zu leihen. Im Dorfe konnte niemand absehn, wo der Mann das Geld ließ. Der Prediger erkundigte sich auf der Nachbarschaft, wo, dem Vernehmen nach, der Mann zuweilen hinginge, erfuhr aber nichts von ihm, sondern hörte bloß als eine lächerliche Erzehlung, daß irgendwo nach einem Schatze in der Erde gesucht, und dabey allerley Aberglauben getrieben würde. Er ließ den Mann kommen, und sagte ihm gleich unter die Augen, es sey sehr wahrscheinlich, daß er nach Gütern unter der Erde grübe, und darüber seine

Gü-

Güter über der Erde verlöhre. Der Mann gestund es auch gleich, und versicherte sich zu freuen, daß er nun in des Predigers Vorstellungen einen Vorwand hätte, aus einer Gesellschaft zu treten, die ihn viel gekostet, noch aber nichts als leere Versprechungen eingebracht hätte. Sein Zurückbleiben ward den Betrügern bald verdächtig, sie entfernten sich, und die Schatzgräberey hatte ein Ende. Ich will mit Freuden glauben, daß dergleichen hie und da kaum glaublich vorkommen wird — durch Beschwören des Satans Schätze heben wollen! — Es sind indeß noch genaue Abschriften von Bleystücken in meinen Händen, die man vor kaum zehen Jahren mit verschiedenen andern Vorkehrungen bey einem in der Nacht gegrabenen tiefen Loche angetroffen, und die von Versuchen dieser Art deutlich genung zeugen. Der Prediger halte daher lieber noch keinen Aberglauben für zu dumm, als daß er sich nicht mehr finden könnte, und sehe, wenn er einen schleunigen Verfall eines Landmanns gewahr wird, nur aller Orten hin, er findet die Ursach vielleicht, wo sie nicht oft gesucht wird.

Man macht sich von mehr als einer Seite verdient, wenn man den Aberglauben entgegen arbeitet. Es mögen noch wenig so aufgeklärte Gegenden seyn, wo er seine Regierung verlohren hätte. Wer es von der seinigen rühmt, kennt vielleicht nur die behutsamsten, klügsten Landleute, die nicht laut damit sind, oder hat sich zu früh als einen Spötter des Aberglaubens bloßgegeben, und damit den Landmann vor seinen Ohren zurückhaltend gemacht. Nach meinen Beobachtungen darüber giebt es eine doppelte Art des Aberglaubens auf dem Lande; man schreibt nämlich sich selbst und seinen Mitgeschöpfen zu, was offenbar die Vorsehung wirkt, und den möchte ich wol den einfachen nennen; und man legt auf der andern Seite gewissen religiösen Gebräuchen eine

Wir-

Wirkung bey, die, wenn sie erfolgt, nicht daher, sondern aus den Kräften der Natur entspringt, er könnte der scheinheilige etwa heissen. Der einfache mag sehr alt seyn, und theils den ältesten Bewohnern dieser Länder eigenthümlich gehören, theils von den Römern geborgt seyn, die ihn sammt den Regeln der Landwirthschaft mittheilten. Meines Wissens haben die Männer, die über den Aberglauben geschrieben, *) entweder nur gesammlet, um den gemeinen Landmann klein und lächerlich zu machen, oder nur widerlegt, und bewiesen, daß dies und jenes nur Aberglaube sey, dem Ursprunge aber wenig nachgespürt, und daher nicht auf die Gegend gesehen, wo der eine und der andere angetroffen wird, da doch nach der Erfahrung vielleicht kein einziger allgemein ist, weil selbst der eine Bauer den Aberglauben des andern aus einer andern Gegend verlacht. Ich würde z. B. den Aberglauben an der Abendseite der Elbe in Niederteutschland nicht gleich auch für einen Aberglauben erklären, der an der Morgenseite eben so gut wäre. Auf jener Seite könnte mancher römische, und auf dieser mancher nordliche und einheimische mehr seyn. In Niederteutschland wäre daher, meiner Meynung nach, der Aberglaube mehr aus nordischen und den römischen Schriftstellern, die von der Landwirthschaft handeln, aufzusuchen und zu erläutern, als aus morgenländischen und griechischen, ob man gleich diese

*) Die beyden neuesten Bücher in dieser Materie sind, so viel ich weiß, H. C. Schütze vernunft- und schriftmäßige Abhandlung vom Aberglauben, nebst einem Anhange von Astral-Geist, Wernigerode, 1757. 8. und: Das Grab des Aberglaubens, zwo Sammlungen, jede von 12 Stücken, Frankf. u. Leipz. 1777. 8. Sie enthalten beyde viel Gutes; vom Aberglauben der Landleute handelt das letzte nur im 9ten St. der 2ten Samml. Meinen Wünschen entsprechen sie indeß beyde noch nicht.

diese letztern mehr dabey gebraucht findet. Wer mir antwortet, es würde der Mühe nicht werth seyn, Thorheiten nachzuspüren, glaubt ohne Zweifel, die Alten hätten gar nichts von den Kräften der Natur gewußt, weder beobachtet, noch Erfahrungen genutzt, und darin gehe ich von ihm ab, weil sich bey kaltblütiger Untersuchung finden dürfte, daß nicht leicht ein Aberglaube ganz und gar unvernünftig ist. Mir scheint jeder aus Erfahrungen abzustammen, weil ich sonst nicht gut erklären kann, wie man hat glauben können, dies wirke das, wenn nicht Erfahrungen vorhergegangen. Für Leute ohne Kopf mag ich die Vorfahren nicht halten, Augen und andere Sinne hatten sie denn doch, nur unsere Grundsätze nicht. Wer Erfahrung von Wirkungen vorgab, war entweder ein muthwilliger Betrüger, und dafür werde ich ohne hinlänglichen Beweis niemanden halten, oder er hatte wirklich Erfahrungen. Ich halte es für billig, das letzte anzunehmen. Bey seiner Erfahrung nun mag er sich oft in der Ursach derselben geirrt, und oft einer Kraft zu viel zugeschrieben haben; sollte aber die wirkende Kraft allemal verfehlt seyn? Ehrliche, ungelehrte Leute, die fast immer unter freyem Himmel sind, kriegen, jagen, Vieh hüten, und einige Früchte bauen, scharfe Sinne haben, und zu beobachten nöthig finden, können kaum jedesmal fehlen; unter ihren Erfahrungen muß manche richtige seyn. Eine richtige Erfahrung kann aber durch lange Ueberlieferung völlig zum Aberglauben verunstaltet werden; und so glaube ich, daß der meiste entstanden ist. Sein Heer ist groß und unsichtbar; wer allgemein darüber richten will, wagt gewiß zu viel; ich rathe erst zu untersuchen, ehe man richtet, aus seiner Gegend zu sammlen, und das nicht für allgemein auszugeben, und dem Ursprunge tief ins Alterthum hinein nachzugehen.

Der

Der Aberglaube, welchen ich den scheinheiligen genannt, geht die Kräfte der Natur ganz vorbey, und will die verlangte Wirkung von den religiösen Gebräuchen allein, oder doch hauptsächlich haben. Wie mag man darauf gefallen seyn, diesen Gebräuchen Kraft im Reiche der Natur beyzulegen? Ich vermuthe zwo Veranlassungen dazu, und will sie erzehlen. Es kann seyn, daß die Apostel der Teutschen manche Handlung des gemeinen Mannes mit Abgötterey begleitet vorfanden, die Handlung gelten liessen, oder gelten lassen mußten, und doch die Abgötterey, die sie zu vertilgen gesandt waren, davon scheiden wollten. Gesetzt, der junge wenig unterrichtete Christ traute der Handlung nichts, traute alles dem Ceremoniel dabey zu, und wollte bey dem väterlichen bleiben: was that nun sein Lehrer des Christenthums? Er gab ihm vermuthlich christliche Gebräuche an, die er damit verbinden sollte, gab die noch kräftiger als die vorigen aus, und unterhielt also wirklich den Aberglauben. — Das mußte er aber nicht thun, durchaus nicht thun; man sieht — Nun, nun! man sieht, daß Bonifacius und Lebuinus und ihre Brüder und ihre Schüler noch keine grosse Naturkündiger, vom ächten, reinen Christenthume weniger unterrichtet waren, und manches aus Noth thaten, was sie ohne Noth wol nicht gethan hätten. Die so sehr unzufrieden mit den ersten Religionslehrern der Teutschen sind, und sie so eilig nach unsern Zeiten, wovon doch ihre sehr verschieden waren, richten, ersuche ich, so gefällig zu seyn, und den Aberglauben des Landmanns mit dem hellen und weisen Eifer zu bestreiten, den sie vom Bonifacius und Consorten verlangen. Das Geschäfte ist itzt weniger gefährlich und schwer, und sie sagen denn doch wol am Ende, das ist saure und fruchtlose Arbeit, Gottlob! daß man zur Dankbarkeit nicht noch todt geschlagen wird, ich möchte in Bonifacius Stelle nicht gewesen seyn. Meine zweyte Vermuthung

über den Ursprung des scheinheiligen Aberglaubens ist die, daß zur Begünstigung des Christenthums gewisse Ceremonien desselben die Kraft, welche eigentlich in der Natur lag, zugeschrieben ward. Man weiß, wie steif das Vorurtheil der Niederteutschen gegen das Christenthum war, das sie annehmen sollten. Unter den niedern Geistlichen, die zum Landmanne gesandt wurden, waren hoffentlich Kenner der Natur. (ich hätte wenigstens diese besonders dazu ausgesucht.) Ihr Beruf war, leider! nicht viel wichtiger, als den gemeinen Mann von abgöttischen zu christlichen Gebräuchen und Bekenntnissen zu bringen, und ohne Zweifel am glücklichsten, wenn sie Vortheile und Wirkungen von diesen christlichen Gebräuchen angeben konnten. Vermuthlich haben sie also diese mit allen den Dingen verbunden, deren Kraft sie kannten, und, um sie zu empfehlen, ihnen die Kräfte beygelegt, die dem Heil- oder Beforderungsmittel gehörten. Sie beforderten damit Unwissenheit und Irrthum, das ist wahr, und nicht zu entschuldigen, aber leichter ließ sich doch hoffentlich hernach diese Unwissenheit und dieser Irrthum heben, als die, worin sie die Leute antrafen. Es ist zwar noch scheinheiliger Aberglaube genung auf dem Lande, aber er kann verjagt werden, so bald jemand da ist, der ihn aufsucht, und jagen will.

Man kann noch ein Paar andere Vermuthungen annehmen, woher sich an so viele wirksame und unwirksame Dinge religiöse Gebräuche als die Hauptsache gehangen, sie finden aber wahrscheinlich weniger Beyfall. Annehmen kann man nämlich, diese Gebräuche wären als ein Gebet empfohlen, daß Gott dem angewandten Mittel Kraft verleihen wolle, da sie größtentheils in den Worten bestehen: im Namen des Vaters, und des Sohns u. s. w. Noch könnte man annehmen, die, welche unter den Landleuten Christen geworden wären,

hät-

hätten bey allen ihren wichtigen Geschäften den Namen des dreyeinigen Gottes im Munde geführt, und christliche Gebräuche angewandt, um sich als Christen entweder aus Freude, oder aus Furcht vor Verfolgung gleich kenntlich zu machen, und was itzt zum Aberglauben ausgeartet ist, oder von seichten Beobachtern mit Gewalt dazu gemacht wird, sey anfänglich bloß ein Symbolum junger Christen gewesen.

Es wäre nicht schwer, einige dieser Vermuthungen zu belegen, oder wenigstens aufzustutzen. Damit aber fürchte ich der eigenen Untersuchung vorzugreifen, und hinderlich zu werden, die, wenn ich zuversichtlich mit einigen Zeugen spräche, unterbleiben dürfte, auf meine flüchtigen Vermuthungen hin aber nicht unterbleiben kann, sondern dadurch vielmehr, zum Widerlegen oder Bestätigen, aufgerufen wird. Und dazu möchte ich gern etwas beytragen, daß künftig über den Aberglauben richtiger als bisher geurtheilt werden könnte. Noch rechnet man bald zu viel, bald zu wenig dazu. Meiner Meynung nach müßte man nach einer gewissen Ordnung sammlen, nicht, was jeder Einfältige für wirksam hält, nicht, was von lächerlicher oder wenigstens sehr entbehrlicher Kraft seyn soll, und nicht, was von bereits ausgemachter Kraft oder offenbarer Unkraft ist; sondern man sammlete die Behauptungen seiner Gegend, daß dies unwirksam scheinende Mittel entweder für sich, oder in Verbindung mit religiösen oder andern Gebräuchen vermögend sey, die Krankheit, das Gebrechen bey Menschen oder Vieh zu heilen; daß dies so angelegte Mittel die Fruchtbarkeit des Ackers oder der Bäume befordere; daß diese Vorkehrung Glück im Hauswesen bringe, und jene das und jenes Unglück abwende; daß dieser Vorfall, diese ganz gleichgültig scheinende Handlung, diese selbst angestellte Probe Glück oder Unglück verkündige; daß dies

oder

oder jenes Betragen bis ins Reich der Geister wirke, sie erfreue oder betrübe, rufe oder vertreibe; daß dies gut, und jenes nicht gut sey, ohne eben anzugeben, worin der Vortheil oder Schaden bestehe, u. s. w. oder in welcher Ordnung man lieber wollte. Bejahrte und beobachtende Landprediger können am leichtsten und zuverläßigsten sammlen; habens auch wol schon für sich gethan, und könnten also leicht eine Sammlung von Meynungen des gemeinen Mannes in der Gegend — zu Stande bringen. *) Es ist mir äusserst wahrscheinlich, daß diese Meynungen nicht aus eitel Grillen oder Träumen bestehen werden, ich hoffe vielmehr, der Arzt, der Naturforscher, der beobachtende Landwirth, der Freund der Alterthümer und der Theologe werden Gebrauch davon machen können. Man weiß, wie sehr der Landmann an dem Afterarzte und den sogenannten Hausmitteln hängt, wer ist vermögend, diese Leute davon zu bringen! Ihre geringere Aufklärung macht es billiger, daß fürs erste noch die klügere Welt sich zu ihnen herabläßt. Unter ihre Meynungen sind hoffentlich einige, die Grund haben, oder einige der Mittel gegen diese und jene Krankheit sind nicht ohne Kraft, und die sollte, meyne ich, der nachgebende Arzt ihnen mündlich oder in einem leserlichen Recepte verordnen. Der Landmann brauchte sie gewiß mit einer grössern Zuversicht, beförderte durch sein freudiges Vertrauen und den willigern, ordentlichern Gebrauch ihre

*) Die unter dem Titel: Gestriegelte Rockenphilosophie gemachte Sammlung von 600 abergläubischen Meynungen ist ein hoffentlich allgemein bekanntes Buch. Da es sich hauptsächlich aufs Erzgebirge in Sachsen beziehet: so verdrängt es andere Sammlungen in andern Gegenden noch lange nicht; kann aber andern Sammlern doch nützlich werden. Wollen diese mehr als bloß sammlen: so wiederhole ich meine Bitte, nicht zu widerlegen, was keiner Widerlegung bedarf, sondern dafür lieber dem Ursprunge des ausgebreiteten Aberglaubens ihrer Gegend nachzuspüren.

ihre Wirkung, käme diesem Arzte gewiß wieder, und liesse sich nun von schädlichen Mitteln und Gewohnheiten am ersten abbringen, und zum heilsamen Verhalten in Krankheiten bewegen. Wie es der erfahrne Prediger mit ihm macht, so muß es vielleicht jeder machen, der ihn aufklären will. Der erfahrne Prediger setzt nicht seine Grundsätze und Erkenntnisse bey dem gemeinen Manne voraus, sondern erforscht erst dessen Grundsätze und Erkenntnisse, und indem er ihn nun ex concessis angreift, überzeugt er ihn, und rührt ihn. Wäre ich Arzt, und erkennte einige medicinsche Meynungen des Landmanns für wahr, so ginge ich vor seinem Krankenbette davon aus, klärte den Kranken und die gegenwärtigen Gesunden daraus über einige andere itzt nöthige Dinge auf, und beförderte damit itzt Gesundheit und auf die Folge Vertrauen und Empfänglichkeit mehrerer Wahrheiten. Diese Methode gebe ich auch andern seiner Wohlthäter anheim, da ich glaube, daß man aus seinen Grundsätzen oder wahren Meynungen ihn leichter erleuchtet, als wenn man ihm ganz unbekannte Grundsätze anzwingen, und völlig systematisch behandeln will. In den Meynungen des Landmanns von den Kräften und der Geschichte natürlicher Dinge ist hoffentlich nicht alles falsch, in seinen Meynungen von unsern Haus- und den wilden Thieren seiner Gegend vielleicht vieles wahr, und manches noch nicht gedruckt; hätte man die vorgeschlagenen Sammlungen davon, so gewönne vielleicht die Naturkunde, und der, welcher sie auf dem Dorfe ausbreiten wollte, gewönne Land, worauf er fussen könnte. So vortheilhaft ich diese Ausbreitung halte: so eben und vorzüglich scheint mir auch dieser Weg zu seyn. Die Kenntniß der Bauern von der Landwirthschaft halte ich grösser als sie, wie man liest, andere halten, sie steckt aber zum Theil noch in dem sogenannten Aberglauben, den ich von dieser Seite noch immer am wenigsten gesammlet gefunden habe. Gebt uns,

uns, Männer, die ihrs könnt, nur eine Sammlung abergläubischer Meynungen über die Landwirthschaft, und man soll sehen, wie sie der beobachtende, der naturkundige, und der in den alten Römern belesene Landwirth daraus bereichern und berichtigen wird. Es steht dabey, ob ein einziger ausgebreiteter landwirthschaftlicher Aberglaube weiter nichts als Aberglaube, durchaus falsch, durchaus unbrauchbar ist. Bey der, meiner Meynung nach, sehr billigen Aufmerksamkeit, die man einige Geschichtforscher itzt endlich auch auf Volkssitte und Lage der vorigen Zeiten wenden sieht, scheint mir eine Sammlung abergläubischer Meynungen des Landvolks wie gerufen zu kommen. Wie man ehemals dachte, handelte und behandelt ward, wie das Verhältniß der übrigen Stände zum Bauernstande war, und was diese uns itzt so fremd scheinende, aber noch immer wirksame Einrichtung damaliger Zeit begünstigte, das hat der Geschichtschreiber nicht immer verzeichnet, nicht immer verzeichnen können, das liegt, unter dem Namen vom Aberglauben, in den Meynungen der Landleute, und der Alterthumsforscher wird Sammlungen derselben nicht ohne Nutzen durchblättern, und für Resultate alter Einrichtungen erkennen, was itzt kurz ab mit der Benennung des Aberglaubens gebrandtmarkt wird. Besonders möchten diese Sammlungen dem Theologen dienen, Kirchengeschichte und Dogmatik, Sittenlehre und Pastoral bereichern können, wenn man anders Religion für eine Sache hält, die den Menschen beglücken, und nicht dem Gelehrten zum Zeitvertreib dienen soll. Der gemeine Mann hängt, nach bekannter Erfahrung, allemal steifer an seinen Meynungen, und es ist ein Aberglaube ehemals damit verknüpft worden, der ihn noch fester dabey halten sollte, wenigstens hält: sollte er sich leicht davon scheiden? Wenn ich bitten darf, so treibe man sein Spiel nicht vor dem gemeinen Manne, wie man es vor der feinen Lesewelt

treibt. Die ist nun mehrentheils von der Ehrfurcht für Wahrheiten der Religion wegcontrovertirt, weil die weitern Untersuchungen derselben in Büchern, die man zum Zeitvertreibe liest, und in Wendungen, die man zum Zeitvertreibe liest, betrieben werden. Man versuche ja nicht, dem Landmanne Wahrheiten, die mit Aberglauben verflochten sind, ehe als den Aberglauben zu nehmen wer da meynt sie ihm wegwitzeln, spotten, philosophiren, oder unter dem Namen von Allegorie und Orientalismus wegexegesiren zu können, hüte sich, daß der Landmann nicht um sich schlägt; er hat noch nicht gelernt, und muß nie lernen leichtsinnig bey ernsthaften Dingen zu seyn. Die vorgeschlagenen Sammlungen werden bey denen, die den noch recht platten und finstern und unbeugsamen Landmanne kennen, die Bonifaciusse vielleicht ein bischen entschuldigen, und andere auf dem Wege zu seiner Aufklärung zu rechte weisen, und Behutsamkeit lehren können.

Wenn nun auch diese Sammlungen von Volksmeynungen nicht öffentlich genehmiget werden, so thut doch der Landprediger wohl, sie für sich zu machen, weil sie ihm gleichsam den Geist seiner Gemeine angeben, und Eingänge zu manchen Verdiensten öffnen. Als unser Landmann Christ ward, behielt er noch sehr vieles von seiner vorigen Religion, wer konnte ihm das vom 9ten bis ins 16te Jahrhundert ausziehen? wer bekümmerte sich um ihn? Als er die Reformation annahm, behielt er noch sehr vieles von seiner damaligen Religion, wen wird dies wundern? sollten diese Reste schon irgendwo ganz ausgelöscht seyn? Man wird sich in manche seiner Meynungen leichter finden können, wenn man dies vor Augen behalten will. Bey der Sammlung wünschte ich indeß eine Claßification, weil der eine Aberglaube nicht so schädlich ist als der andere. Dieser verdirbt das Herz, und befleckt

fleckt die Sitten, jener schadet der Gesundheit und Genesung, der verhindert Vortheile, und befördert Schaden, ein anderer ist bloß lächerlich, aber übrigens unnachtheilig. Irrthum vertreiben und Wahrheit ausbreiten ist immer ein Verdienst, aber desto grösser, je schädlicher der Irrthum und je heilsamer die Wahrheit. Der abergläubischen Meynungen sind zu viele, als daß sie ein Mann allein verjagen könnte, und ein Mann wird schwerlich allen gewachsen seyn. Man suche sich daher eine der schändlichsten aus, und bestreite sie. Wer auf die Geschichte achtet, und auf die Verbindungen, die der gemeine Landmann macht, kommt nach angestellter Sammlung hoffentlich auf den Aberglauben, der andere gebohren hat, oder andern zur Stütze dient, mit welchem also andere zugleich fallen. Von einer Vorstellung dagegen aber verliehrt er sich nicht, und dem Ungestüme möchte er sich gar widersetzen; wenn er sich verbirgt, hat er sich noch nicht immer verlohren, auch wenn er unkenntlich wird, hat er sich vielleicht nur umgekleidet. Am glücklichsten möchte der Lehrer arbeiten, wenn er einen dem Wohlstande nachtheiligen Aberglauben angreift und überwindet; sehen seine Eingepfarrten, daß des Predigers Einsichten vortheilhafter als ihre bisherigen Meynungen sind, so lassen sie williger auch andere fahren. Die meisten Menschen lassen sich gern etwas unbekanntes erhebliches erzehlen, der Landmann besonders. Man spüre also dem Aberglauben bis zu seiner Quelle nach, und erzehle, wie eine grundlose Meynung entstanden ist, sich erhalten und ausgebreitet hat, und warum man ihr itzt, ohne offenbare Einfalt, nicht mehr anhangen könne. Will man Beweise gegen sie brauchen, so rathe ich zu sinnlichen, aus der Erfahrung geholten; die aus Gründen werden auf dem Lande selten gefaßt, und am seltensten, wenn Vorurtheile dagegen vorhanden sind. Wer mit seinem Aberglauben grau geworden, ist schwer zu bekehren, und

die Jugend glaubt am Ende doch ihren Eltern mehr als dem Lehrer; am meisten richtet man noch mit einigen kurzen Grundsätzen aus, die man den Kindern recht einleuchtend und unvergeßlich macht. Wenn man nämlich aus seiner Sammlung sieht, aus welchen falschen Meynungen der meiste und schädlichste Aberglaube seiner Gegend geflossen seyn kann: so schärft man den Kindern Grundsätze unauslöschlich durch beständige Wiederholung ein, die durchaus den Irrthum nach und nach verdrängen, und wiederholt, erläutert und bestätiget sie, wie die heranwachsende Jugend zu Beurtheilung derselben fähiger wird. Wenn es inzwischen helfen soll, so muß der Nachfolger auf diesem Wege fortfahren, sonst wächst unter ihm wieder auf, was der Vorgänger auszurotten beflissen war; aber wer kann das ausrichten!

Wenn die Dorfgeschichte lehrt, daß die Vorwirthe auf einem Hofe recht gut fertig geworden, auf welchem der gegenwärtige Wirth zurückkommt, ohne daß man ihm Faulheit, Verschwendung und dergl. zur Last legen kann: so frägt ein liebreicher Prediger billig, woran liegt das? Es scheint weder am Hofe noch am Wirthe zu liegen, und einen Grund muß es doch haben. Ich will meine Erfahrung angeben, sie weiset vielleicht hin, wo man etwa nicht gleich hingesehen haben möchte. Nach meiner Erfahrung gehört zum Wohlstande manches Hofes, daß alle seine Grundstücke aufs vortheilhafteste nach Zeit und Umständen genutzt werden. Hier sind einige Fälle, die es erläutern. Zu einem Hofe gehörte ein mäßiger Teich im Garten, der alle Vortheile vom Zuflusse und Abflusse eines weichen und den Fischen sehr zuträglichen Wassers hatte. Die Vorwirthe hatten stets Fische im Teiche gehabt, der gegenwärtige ihn aber eingehen und verschlammen lassen. Uebrigens war keine Veränderung mit dem Hofe vorgegangen, dessen

Wirth

Wirth itzt in Schulden gerieth, da seine Vorgänger bemittelt waren. Billig fragte man, ob diese etwa den Teich beträchtlich genutzet hätten? Und man hörte unglaubliche Erzehlungen, was die Leute aus den Fischen gelöset haben sollten, die nun freylich in der Gegend nicht zu allen Zeiten häufig und wohlfeil sind, die benachbarten Städter hätten sie sich beym Teiche zubereiten und holen lassen, und immer ihren reinen Geschmack gerühmt. Da die Einnahme von baarem Gelde im Sommer des Bauren vornehmste Erhaltung und Vortheil ist, und da die Aecker dieses Hofes weder innere Güte noch gute Lage haben, und der Meyerzins davon schwer ist: so zweifle ich nicht, daß des Hofes Wohlstand auf die ehemalige Nutzung dieses Teichs hauptsächlich ankomme, weil er damit gestiegen und gefallen ist. Ein anderer Hof hat die wenigsten Aecker seiner Classe, unmittelbar an den Gebäuden aber ein beträchtliches Stück Landes, von dessen vorzüglicher Benutzung, nach der Geschichte, der Wohlstand des Hofes abhängt, weil es, ausser dem grossen Vortheile der Nähe, in Befriedigung liegt, und innere Güte hat. Der itzige Besitzer braucht es wie anderes Feldland, und ist in armseligen Umständen; die Vorwirthe haben es ohne alle Ruhe seltene und theure Früchte tragen lassen, und Mittel gehabt. Sollte es bey diesem Hofe nicht hauptsächlich darauf ankommen, daß dies Stück Landes nach Zeit und Umständen aufs vortheilhafteste genutzt werde? Von blossem Feldlande kann der Hof seinen Besitzer nicht ernähren. Zu einem andern gehört ein grosser Garten, der ehemals frühe und spate Baumfrüchte allerley Art trug, für welche die Besitzer in dem kümmerlichsten Quartale, von Johannis bis Michael, wöchentlich Geld in der nahen Stadt aufnahmen. Der gegenwärtige hat die Kirschen und das frühe Kernobst weggeworfen, und unterläßt das gesammte Obst einem Vorkäufer, der es selbst bricht. Er kommt

zu-

zurück; sollte es nicht daran liegen, daß er den rechten Vortheil seines Hofes nicht beachtet, nicht genung nutzt? Gemeiniglich kann jeder Hof seinen Besitzer nähren, wenn dieser das Brodt nimmt, was jener darbeut. Der Landmann muß sich durchaus nach dem Hofe richten, und werden, wozu der ihn macht? Will er das nicht, so kommt er bey aller andern Mühe und Ordnung doch nicht fort; und der Bauer ist zuweilen so kurzsichtig oder so eigensinnig, daß er den Hauptvortheil seines Hofes nicht gewahr wird, oder nicht benutzen will. Die oben berührten Vortheile waren vormals schon gebraucht, und daher leicht wieder zu finden; es mag aber noch bey manchem Hofe Vortheile geben, die noch nicht gebraucht sind, oder erst itzt dazu gemacht werden können. Wer dem Landmanne hierüber die Augen öffnet, und seinen Wohlstand dadurch herstellt oder ausbreitet, hat sich dadurch um ihn, und ein wenig auch ums Vaterland, verdient gemacht, weil jede neue oder bessere Nutzung eines Grundstücks Producte vervielfältiget. Und dies Verdienst scheint nur dem Prediger möglich zu seyn, der jedes Hofes Grundstücke und Lage kennt, ihre vormalige Nutzung weiß, selbst Landwirthschaft treibt, liest und beobachtet.

Es giebt kleine Höfe, deren Länderey den Bewohner nicht erhalten kann; er muß eigentlich von einem Handwerke leben, oder von Tagelohne. Zieht jemand ohne Handwerk auf einen solchen Hof, so pflegt er verarmt wieder davon ziehen zu müssen. Gemeiniglich ists zugleich schlimm für das Dorf, wenn jemand Pferde auf einem kleinen Hofe hält, der das Futter für sie nicht abwirft, weil er es denn leicht auf fremden Aeckern und Wiesen sucht. Man dient einem unbedachtsamen Menschen und dem Dorfe, wenn verhindert wird, daß niemand von einem Hofe verlangt, was der nicht leisten kann,

kann, und ihn also niemand als ein fleißiger Handwerker bezieht. Es giebt zwar Ausnahmen bey fleißigen und bedächtlichen Wirthen ohne Handwerk, sie ernähren sich kümmerlich darauf; ich wünsche aber, daß sie ihr gutes Auskommen haben möchten, welches ohne Handwerk doch immer selten seyn wird. Manchem Bauerhofe, auf welchem es schwer wird fortzukommen, stünde durch Verbesserung dieses oder jenes Grundstücks zu helfen. Aber Verbesserungen erfodern Geld, und oft eine sehr behutsame Einleitung. Ein guter Landwirth auf einträglichen Gütern pflegt wol bedacht zu seyn, daß er bey einem Unglücksfalle nicht ohne Vorrath, und im Stande ist, den Bau, der ihm bevorsteht, ohne Schulden aufzuführen; weitern Vorrath möchte man nur selten bey ihm finden. Wenn also die sichtbarste Verbesserung nicht mit eigener Arbeit geschehen kann, und ein Anlage-Capital erfodert: so wird sie bloß aus Geldmangel unterbleiben. Vielleicht liegts an dieser Kleinigkeit, daß die erheblichsten Verbesserungen nicht unternommen werden. Die nur immer auf des Bauern Trägheit schelten, ersuche ich, erst zu fragen, ob der träge Bauer auch das Geld zur Verbesserung hat? Er soll es leihen — Gut, aber von wem ausser dem Dorfe, wenn es im Dorfe nicht zu haben ist? Man sieht und liest, daß Bauergüter sehr tief unter ihren Werth verkauft werden, warum? weil nicht leicht ein Landmann so bemittelt ist, den wahren Werth anschaffen zu können. Zu Ankaufung beträchtlicher Landgüter wird vielleicht, so weit ichs verstehe, mit vieler Sicherheit Geld verliehen; und wenn auch dazu der Bauer, der die Hälfte selbst hat, die fehlende Hälfte nicht bekommen kann: wer wird ihm zu einer Verbesserung, die der Städter nicht versteht, nicht beachtet, Geld vorschiessen? Der Prediger wird daher dem Landmanne helfen, und Verbesserungen unterstützen müssen, oder sie unterbleiben.

Je-

Jenes mag noch nicht oft geschehen können, weil es dem einen an Mitteln, dem andern an Einsicht von der Wohlthätigkeit mancher Verbesserung fehlt. Wo indeß diese ist, da rathe ich dem, der es kann, zur Unterstützung seiner Eingepfarrten, weil ich noch nicht gesehen habe, daß ein patriotisch denkender Mann beym Bauer verlohren habe, und ich meyne, daß dergleichen Vorschuß gar nicht verlohren werden kann. Weil ich einmal bey privat Urtheilen bin, so sind hier noch ein Paar. Die Verbesserung eines Grundstücks ist nicht bloß Wohlthat für den Eigenthümer, sie wird es durch die unausbleibliche Nachfolge für mehrere, wird wohlthätig fürs Vaterland. Wenn niemand den Bauer unterstützen will, beträchtliche Verbesserungen vorzunehmen; wozu die Erfindung? Wer den Landmann zu Verbesserungen unterstützt, bessert den Grund, worauf das Vaterland ruht. Thut ihr das, wie ihr könnt, Männer auf dem Lande, und laßt andere mit ihren Verdiensten prahlen! Es geschähe gern, wird man mir hie und dort antworten, wenn Verbesserungen auf Meyergütern, deren Grundstücke auf der ganzen Feldmark zerstreuet liegen, und worüber der dies und der andere jenes Recht hat, nur nicht so viele Hindernisse im Wege stünden. Ich weiß es, und rathe daher, erst alles vorher zu berichtigen, ehe die Verbesserung angefangen wird, und wenn sich Widerspruch erhebt, sie lieber nicht zu versuchen, als in Processe zu gerathen. So lange Freyheit und Eigenthum fehlt, wird der größte Theil von Verbesserungen unterbleiben müssen. Der Prediger helfe nur zu den noch möglichen.

Was ich bisher gesagt, ist sicher hinlänglich, Männern aufmerksam zu machen, die zu Verdiensten dieser Art aufgelegt sind, sie aber etwa noch nicht gesucht haben. Ich habe schon erinnert, daß ich für sie schreibe, und muß auch die Bitte wiederholen, alles, was gesagt

sagt ist, nur für Ermunterung anzusehen. Verdienste um den Wohlstand von Landleuten sind viel zu örtlich und persönlich, als daß ein Verzeichniß derselben Vorschrift werden könnte, es kann nichts als eine Erweckung zum Vorsatze werden: ich will meinem Dorfe und jedem Einwohner desselben mit aller Ueberlegung, Rechtschaffenheit und Mühe auch zu ihrem irdischen Wohlstande behülflich seyn, da ich sehe, daß ein Prediger doch noch mehr, als ich geglaubt, dazu beytragen kann.

Ohne Zweifel wird mir schon ein Vorwurf darüber gemacht seyn, daß ich das Verdienst des Geistlichen um die Armen seines Orts vergessen hätte. Ich meyne aber durch Empfehlung von Verdiensten um den Wohlstand Verdienste um die Armen nicht empfehlen zu dürfen. Wo Wohlstand ist, sind keine Arme. Ich kenne, Gottlob! noch viele Dörfer, worin niemand Hülfe braucht, dessen Almosen auf Zinsen stehen. Und mein ganzer Zweck ist, durch Religion und ihre Früchte, Arbeitsamkeit, Mässigkeit, gute Wirthschaft u. s. w. Wohlstand zu befordern. Schlimm genung, daß es gleichsam die Ehre unsers Jahrhunderts ist, Armen-Anstalten, Wittwen- und Todten- und Heyraths-Cassen eingeführt und vervielfältiget zu haben. Unsere Vorfahren hatten sie nicht, vermuthlich, weil sie sie nicht brauchten. Landleute pflegen die letzten zu seyn, welche die vorige Lebensart verlassen, und dergleichen Anstalten und Cassen bedürfen. Endlich werden sie aber die Städter dahin bringen, daß sie in ihrer Einfalt glauben, es sey vornehm, aus Todtencassen begraben zu werden, und seine Witwe und Kinder aus Witwencassen oder den Armenanstalten ernähren zu lassen. Diesem vornehmen Gedanken nun soll der Prediger, so lange es möglich ist, entgegen arbeiten, seine Eingepfarrten bey der ernährenden Lebensart ihrer Vorfahren zu erhalten suchen, und sie belehren, ihre Wirth-

schaft

schaft so zu treiben, daß sie bey den gegenwärtigen Umständen der Welt nicht mit leiden, sondern den Wohlstand, wenn er durchaus verjagt werden soll, wenigstens bis zuletzt unter sich bewahren.

Es ist noch das Verdienst des Landpredigers um die Gesundheit seiner Eingepfarrten zu berühren übrig. Ich kann kurz dabey seyn, weil die Erwerbung desselben hie und da unüberwindliche Schwierigkeiten vorfindet. Da es indeß gar beträchtlich ist, wenn mans sich zu verschaffen weiß: so sind hier meine geringen Gedanken zur gefälligen Prüfung und Anwendung.

Ich wünschte, daß jeder junge Mann, der ein Landprediger zu werden gedenkt, einer Anatomie auf der Universität beywohnen möchte. Ausser dem mannichfaltigen Nutzen, den die Kenntniß von dem bewundernswürdigen Baue des menschlichen Leibes gewährt, hat man den Vortheil davon, ein medicinsches Buch und den redenden Arzt verstehen zu können, wie ohne diese Kenntniß wol schwer seyn mag, und die beste Gelegenheit sich zu prüfen, ob man auch die einem Prediger so nöthige Herzhaftigkeit und Ueberwindung besitze. Er muß so wenig die ansteckende als die schmutzige Krankheit scheuen. Ich will nichts von Vorfällen dieser Art erzehlen, aber ich kann auch nicht verschweigen, daß ein Prediger die Sorge für das eigene Leben und seine Sinne muß verleugnen können. Ohne eine Zergliederung vom Anfange bis zu Ende gesehen zu haben, wird er über das letzte schwerlich sprechen können. Als im Jahre 1772. die faulen Fieber so häufig und bösartig waren, ertheilte der Gesundheitsrath eine Vorschrift, nach welcher die Prediger die Kranken, welche den Arzt nicht erreichen konnten, und sich ihnen anvertrauen wollten, behandeln sollten. In der nächsten Stadt starb ein Arzt, zween erkrankten, und die übrigen

wenigen waren so beschäftiget, daß sie die Dörfer nicht besuchen konnten. Ein gewisser Prediger hatte das Vertrauen seiner Gemeine, und liebte sie; konnte ers nun ändern, auch ihr Arzt zu werden? Einige Monate hindurch waren selten weniger als zwanzig zugleich krank, ganze Familien auf einer Kammer zugleich krank. Die gutgefundenen Zugpflaster nöthigten den Prediger in den Dunstkreis des einen Bettes, und dem andern mußte er sich nähern, um den phantasierenden in Ruhe und Wärme zu erhalten; oft war er unter einer kranken Familie ganz allein. Man prüfe sich auf die hiezu nöthige Verleugnung. Er blieb gesund, und von mehr als hundert Kranken starb nur einer, den die Seinigen mit dem Blasenpflaster verschont wissen wollten, weil er weniger als andere klagte, und viel gehen mußte. Zuweilen muß ein Prediger einer chirurgischen Operation beywohnen, die den blossen Zuschauer ohnmächtig machen kann. Es ist zwar kein Winseln auf der Anatomie, sie giebt doch aber mehr Fassung, als wenn man nie einen Schnitt gesehen. Vielleicht kommts ab, daß Prediger bey Executionen gegenwärtig seyn müssen, ich wünschte es; wo sie es müssen, gehört Prüfung dazu. Wer keine Anatomie ansehen kann, wird schwerlich die Wirkung des Henkerschwerdts ansehen können. Ein junger Mensch verlohr allen Hang zur Unmäßigkeit und Ausschweifung, nachdem er die Zergliederung des Magens und einiger andern Theile gesehen; die Leiche war eine alte an der Wassersucht gestorbene Frau, bey der sich noch dazu etwas monströses fand. Die meisten Leute fürchten sich vor dem Tode; ist der Prediger als ein Kenner des menschlichen Leibes bekannt, so findet die Warnung vor Lastern, die er aus ihrem Einfluß aufs Leben hernimmt, vielleicht den ersten Eingang.

Es wäre ferner sehr gut, wenn auch der junge Geistliche ein Collegium über die Diät hörte. Der Nutzen von die-

dieser Kenntniß ist allgemein; zu dem Zwecke aber, den ich vor Augen habe, nämlich dadurch sich um die Gesundheit der Landleute verdient zu machen, zu diesem müßte die Diätetik doch wol besonders vorgetragen werden. Ich war eben in der Versuchung, meine Paar Erfahrungen und Beobachtungen anzuführen, und Vorschläge daraus herzuleiten, überwinde sie aber noch. Der junge Geistliche höre nur eine Diätetik, wie sie gelesen wird; hat er indeß einen jungen Arzt zum Freunde, so suche er durch den auszurichten, daß der Lehrer einmal von der Lebensart der Städter, und das anderemal von der Lebensart der Landleute hauptsächlich rede. Sie ist in der That verschieden; diesen schadet oft nichts, was jenen tödtlich wird. Es ist ein fester Knabe geworden, dem, als einem Kinde, ein mitleidiger, vortreflicher Arzt, vor meinen Augen heisses Brodt, womit er vom Backofen kam, wegnehmen wollte, und weggenommen hätte, wenn es dem Manne nicht zu heiß in den Händen gewesen wäre. Die Lebensart der Landleute ist wieder nach den Gegenden verschieden; der Alpenbewohner mag vertragen können, was dem Niedersachsen zu stark ist. Kann auch hierauf in der Diätetik genung gesehen werden? auch auf die Lage des Orts und dessen eigenthümliche Lebensart Bedacht genung genommen werden? Sie bestehe also, meiner geringen Einsicht nach, aus allgemeinen Sätzen, und der weisen Erinnerung, daß ihre Anwendung unter manchen Umständen Ausnahme vertrage.

Einige medicinsche Bücher sollte, meyne ich, jeder Landprediger besitzen, wenn er auch zu Verdiensten dieser Art wenig Anlage hätte. Ein vernünftiges Verhalten im Anfange, während und nach der Krankheit anzurathen, und die Leute zu belehren, was sie dem Bothen zum Arzte sagen müssen, wenn der hinlängliche Nachricht haben soll, das müßte jeder wissen, folglich den Tis-

sot jeder haben, und, wenn es möglich, den Arzt, wenigstens die ersten Theile, Zückerts schon oben gerühmte Schriften, denen ich noch Krügers Diät beyfügen möchte. Doch hier wird der Lehrer der Diätetik die beste Kenntniß verschaffen können. Weitläuftige Belesenheit in der Heilart schwerer Krankheiten muß ich aber widerrathen, weil er sich entweder leicht Krankheiten einbildet, und dadurch furchtsamer wird, oder gar übereilt sich das Vermögen, schwere Krankheiten zu heilen, zutrauen möchte. Jenes kann uns so schädlich werden, als dieses andern.

Mit diesen Kenntnissen versehen mache sich der Prediger das Verdienst, den Bericht an den Arzt schriftlich selbst abzustatten. Ich glaube, daß er dem hiemit einen Gefallen erzeigt, und dem Kranken den größten Dienst erweist, da der geduldigste, erfahrenste Arzt kaum vermögend seyn wird, manchem Bothen den wahren Zustand der Krankheit abzufragen. Die Mühe von diesen Relationen ist nicht groß, da der Prediger ohnehin den Kranken besucht. Hat er die im vorigen Abschnitte empfohlne kleine Belesenheit, und dabey gelernt, ein Recept zu lesen: so wird er den Ausgang der Krankheit ziemlich vermuthen, und darnach andere Pflichten abmessen können, besonders wenn er nicht zu blöde ist, die Veränderung des Pulses zu bemerken, mit welchem beobachtende Erfahrung bald bekannt macht. Mancher Prediger verlöhre lieber Geld, als sein Vermögen, über den Gang und das Ende von Krankheiten zu muthmassen. In den meisten Fällen muß er sich nicht mehr zutrauen. Indeß bringen es zuweilen die Umstände mit sich, urtheilen und sprechen zu müssen und zu können; wird es von der Erfahrung bestätiget, so wächst sein Ansehn bey der Gemeine, und sein Einfluß in ihre Handlungen ungemein, und das ist zur heilsamen Amtsführung überaus vorträglich.

In

In mehr als einer Absicht wird der Prediger, der Verdienste sucht, auf die Lebensart seiner Eingepfarrten acht haben. Kennt er diese und die Lage seines Orts, und beobachtet dabey die am häufigsten vorkommenden Krankheiten, und ihren Ausgang bey dieser, bey jener Behandlung: so kann er schon Erfahrungen sammlen, die ein prüfender Arzt zur Genesung seiner Kranken zu benutzen weiß. Eine der leichtesten ist, daß zwey Drittel unter den erwachsenen Landleuten eine innere Beschädigung von einem Falle, Drucke oder Stosse haben. Mehr als einmal hat diese Erinnerung den Arzt, dem der Lebenslauf des Kranken so bekannt nicht war, auf den Ursprung der Krankheit geführt. Die Abneigung der Landleute von dem berufenen, geschickten Arzte, und ihre Anhänglichkeit an den Afterarzt sind bekannt, aber die Ursach vielleicht so bekannt nicht. Es können mehrere und anderswo andere seyn, ich habe immer zur Antwort gehört, es schlägt nicht an, was man aus der Stadt bekömmt. Und das halte ich in vielen Fällen deswegen für wahr, weil der Arzt selten hinlänglich benachrichtiget wird, und bey seiner mangelhaften Einsicht von der Krankheit öfter eine Medicin verordnen mag, die nicht schadet, als eine, die das Uebel bestreitet. Warum aber nicht die allermeisten Landleute sehr alt werden, darüber wünschte ich Beobachtungen, die sich anstellen, und vielleicht mit der Zeit einmal sehr gut brauchen lassen. Unter den Bauerkindern kann fast keins groß werden, als das sehr fest gebauet ist. Man behandelt sie von allen Seiten so, daß sie entweder sehr gesund seyn, oder früh sterben müssen. Die erwachsen, sind demnach sicher recht gesunde, feste Naturen. Nun ist der Bauer beständig, aber nie müßig in der Luft, folglich so bekannt damit, daß ihm ihr Einfluß nicht leicht schädlich werden kann, sie müßte denn giftig seyn. Seine Nahrungsmittel sind fast alle einfach, und sein arbeitsames,

ge-

gedankenleeres Leben sichert ihn vor Unverdaulichkeit und ihren Folgen. Leidenschaften fühlt er selten, sein Gemüth ist fast immer im Gleichgewicht, die Erschütterungen, welche zuweilen entstehen, müssen ehe dienlich als ungesund seyn. Epidemischen Krankheiten setzt er eine festere Natur entgegen, unterliegt ihnen daher so leicht nicht. Warum wird nun nicht der allergrößte Theil der Landleute sehr alt, da die Ursachen der Sterblichkeit, so weit ichs verstehe, bey ihnen viel geringer sind. Ich weiß, daß im Durchschnitte auf dem Lande weniger Menschen als in den Städten sterben, weiß auch, daß sich achtzig- auch neunzigjährige noch ganz oft auf dem Lande finden; das thut mir aber noch nicht genung, die allermeisten Landleute müßten, meyne ich, am Marasmus sterben; was mag die Ursach seyn, daß es viel zu selten vorkömmt? Ich gebe gern zu, daß sie nach den Gegenden, auch wol nach den Oertern verschieden seyn können; ich habe keine gemeinere gefunden, als die eigene Vernachläßigung in Krankheiten. Aus Unwissenheit eines gehörigen Verhaltens läßt der Landmann seine Krankheit gefährlicher werden, als sie bey besserm Verhalten wol nicht geworden wäre, aus Abneigung gegen den geschickten Arzt beschickt er ihn gar nicht, oder zu spät, oder läßt ihn nicht genung belehren, und aus Noth oder aus Zuversicht auf seine Kräft fängte er nach der Krankheit zu früh wieder schwere Arbeit an, und schwächt sich so, daß ihn die nächste Krankheit fast jedesmal tödtet. Ich will übrigens gern Unrecht haben, wenn nur richtigere Beobachtungen dadurch möchten veranlaßt werden. Der Landmann arbeitet zum Besten des Vaterlandes so lang er lebt, und ists daher wol werth, daß man die Verlängerung seines Lebens suchet.

Ein Landprediger kann wirklich kaum ohne einige Arzneyen seyn, es kaum ändern, zuweilen einen medicinischen

schen Rath ertheilen zu müssen. Seine eigene Gesundheit und seine Familie legen es ihm auf, und es mag leicht so hergebracht seyn, seine Meynung und einige Arzney bey ihm zu suchen, daß er einen Theil des Vertrauens bey der Gemeine verlöhre, wenn er sich auf nichts einlassen wollte. Die Belesenheit im Arzte, und besonders dessen ersten Theilen, kann ihn schon vermögend machen, mit einem guten Rathe grosse Dienste zu thun, wenn er anders über die Anwendung vortreflicher Lehren auf den vorkommenden Fall ein bischen nachdenken will. Ohne ganz besondern Trieb und seltene Einsichten soll der Landprediger nicht leicht selbst Arzt werden, wie noch weiter vorkommen wird, aber einen guten Rath darf er doch geben, wenn er verlangt wird? Eine Frau z. B. klagte am Ende eines kalten Winters, darin ein strenger Nordwind wehte, daß sie an der linken Seite ganz lahm und geschwollen sey, und kaum mehr auf den Fuß treten könnte. Der Prediger, der ihr Haus kannte, und wußte, daß ihre Schlafstelle an der Mitternachtsseite desselben war, rieth ihr, die vordere Stelle des Bettes einzunehmen, und also mit der linken Seite an dem Manne zu schlafen. Dies hatte die gute Wirkung, daß sich in etlichen Wochen ihr Uebel verlohr. Verschiedenen armen Dienstbothen, die sich durch Ueberladung das Fieber zugezogen, ward der Rath gegeben, in jedes Maaß des weichen, klaren Quellwassers ihres Orts eine Prise Salz zu thun, und reichlich davon zu trinken, und möglichst mäßig zu essen, wobey sie zuweilen eine gute Magenstärkung bekamen. Sie wurden bald vom Fieber frey. Ich denke nicht, daß ein Prediger durch dergleichen Rathgebungen, die er aus gemeinnützigen Büchern grosser Aerzte gelernt, und die nicht schaden würden, wenn sie auch nicht hülfen, zu weit gehe, oder sein Gewissen beschwere. Ich denke nicht einmal, daß er zu weit gehe, wenn er, bey oben em=

empfohlner Kenntniß und Belesenheit, leuten die das steife Vertrauen haben, von seinen Mitteln zu genesen, Rhabarber, niederschlagendes Pulver, Magentropfen oder dergleichen, mit Ueberlegung reicht. Er kann in die Umstände kommen, etwas thun zu müssen. Hier sind ein Paar Fälle. Ein Prediger ward um Mitternacht zu einer jungen Person gerufen, die mit der Blutstürzung befallen war. Aus der nahen Festung konnte vor Anbruch des Tages kein Arzt gerufen werden. Der Bothe machte den Zufall äusserst fürchterlich und gefährlich: sollte nun der Prediger, der doch wenigstens in seinem Dorfe der größte Arzt war, gar nichts thun? Er schlug beym Ankleiden C. F. Richters Erkenntniß des Menschen nach, und fand, daß temperirendes Pulver, womit er versehen war, hiebey von guter Wirkung wäre. Es ward mit vieler Zuversicht genommen, das Nasenbluten hörte bald auf, die Person verlangte auch den folgenden Tag nichts weiter, und genas. Eine Dienstmagd auf der Pfarre fiel aus Wildheit beym Heuabladen gegen Abend ziemlich hoch herab, und klagte jämmerlich, und verlangte durchaus von ihrer Herrschaft Arzney. Man weigerte sie ihr, und bot ihr bessere Hülfe an, weil der Umstand zu bedenklich war. Um sie indeß zu beruhigen, ward ihr gereicht, was nicht schaden konnte, die Essentia amara, davon sie einmal in einem ganz andern Vorfalle gute Wirkung rühmte. Mit der größten Beruhigung nahm sie sie, fing bald an ihre Kraft zu preisen, und ging den folgenden Morgen wieder an ihre Arbeit, ohne je über die Folgen des Falles wieder geklagt zu haben. Er mußte wol unschädlich gewesen seyn, die Medicin konnte ihn dazu nicht machen. Indeß glaube ich doch, daß es besser war, einige zu geben, als entweder die Person ohne Hülfe und voll Einbildung von Unglück zu lassen, oder wider ihren Willen zum Arzt zu schicken, und sie in Kosten zu bringen. Der lohn der

Dienst-

Dienstbothen auf dem Lande ist an baarem Gelde nicht beträchtlich; es mag selten geschehen, daß sie das Herz haben, auf ihre Kosten den Arzt zu beschicken.

Ob endlich ein Prediger wagen dürfe, innerliche oder äusserliche Curen zu unternehmen, und also völlig Arzt zu seyn, ist eine Frage, worüber vielleicht schon die Landesgesetze gesprochen haben. Untersagen die es platterdings, seine Kenntnisse mögen so groß seyn als sie wollen: so ist entschieden. Ist aber dergleichen Verboth nicht da: so unterstehe ich mich nicht, jemanden zu hindern, wohlthätig zu seyn, so weit er kann. Der Fall wird vermuthlich selten vorkommen. Ich kenne einen Mann, der, wie ich aus den Wirkungen sehe, weiter geht mein Urtheil nicht, vortrefliche medicinsche Kenntnisse haben muß. Er ruft keinen Kranken, er will nicht damit verdienen, er verwendet Geld und Mühe an Arzneyen und Kräuter: soll man ihm wehren, seinem Nächsten, der ihn flehentlich um Hülfe anspricht, umsonst zu dienen, damit ein anderer dabey gewinne? Ich bedaure dem, der verliehrt; aber warum schreiben die Tissote, die Unzere und andere ihre Bücher, wenn man daraus nicht dienen soll? Wenn sich der Landmann selbst daraus Raths erholen soll, so sind sie umsonst geschrieben, wo nicht gar schädlich. Meiner geringen Meynung nach lasse man einen Mann, der Einsicht, Herzhaftigkeit und Neigung dazu hat, ungestört nützlich werden wie er kann, da kaum unter hunderten einer seyn wird, der sich Verdienste dieser Art zu erwerben vermag. Ich will mit einigen Fällen schliessen, für deren Daseyn aber nicht einstehen, und die daraus fliessenden Fragen beantworten lassen, wer dazu Beruf hat. Sind durchaus alle in der Natur befindliche Heilkräfte denen schon bekannt, die die meisten wissen? Ist nicht die wirklich erfolgte Heilung ein entscheidender Beweis von der Kraft des Mit-

Mittels, wenn man auch noch in dem Mittel die Kraft nicht entdecken könnte, oder auch wol noch nicht aufgesucht hätte? Wäre es nicht besser, den, der notorisch Gesundheit befordert, ohne ihm Beschwerlichkeit zu ververursachen, um seine Mittel zu fragen, als ihm ihren Gebrauch ohne Untersuchung zu untersagen? Muß ein einfaches, sicheres Heilungsmittel durchaus der Methode nachgesetzt werden? Es versteht z. B. jemand auf eine leichte, kurze Weise den Wurm am Finger, der häufig auf dem Lande vorkommt, zu heilen: muß man nicht lieber ihn um das Mittel, wenn er sogar nicht geheim damit ist, bitten, oder, wenn ers nicht bekannt machen wollte, die Patienten lieber an ihn weisen, als ihnen auflegen, zum Wundarzte zu gehen, wenn sie auch darüber, ausser langen Schmerz und beträchtliche Kosten, ein Glied vom Finger, das sie so wenig entbehren können, verlöhren? Gesetzt, wie ich nicht sagen kann, es gäbe einfache, leichte Heilmittel gegen viele Uebel, denen man zeither langsam, schmerzhaft und kostbar abgeholfen, müßte man nicht diese Mittel zu brauchen verordnen, wenn gleich jemand darüber an Einnahme etwas verlöhre?

Ich habe bloß zur Absicht meiner ganzen Schrift, die Landprediger zu Verdiensten aufzuwecken, die bislang noch zu wenige gesucht haben, weil sie keine als die schon erworbenen zu finden glaubten. Sie oder andere mögen dies und das unthunlich halten, müssen dies und das unthunlich halten; es mache sich nur jeder so verdient, als er wirklich kann, und suche ihn sorgfältig den schönen Namen des Wohlthäters.

An=

Anhang.

Ich erinnere mich, einen Beweis versprochen zu haben, daß auch noch für uns viel wahres und brauchbares in Virgils Georgicis stehe, und wag ihn anzutreten. Ich weiß, was ich unternehme, und hier ist vorläufig, was zu meiner Vertheidigung gebraucht werden kann. Die Ueberzeugung, daß der Landprediger aus Neigung guter Landwirth mit Anstande seyn müsse, wenn er alle die Verdienste, welche auf seinem Wege liegen, sammlen, und selbst ruhig und vergnügt auf dem Lande leben will, diese Ueberzeugung ist bey mir so stark, als die, daß die erste Anlage und Neigung zum Landwirthe am stärksten in der Jugend durch einen so lehrreichen als angenehmen Dichter befordert werden könne, wenn sich nämlich darthun läßt, daß wir den Virgil noch itzt brauchen können. Wie man mir nun gern zugestehen wird, daß ich aus dieser Ueberzeugung die Georgica den Schulen empfehlen dürfe, müsse: so wird man dagegen mit Recht zuerst Antwort auf die oben schon angeführten Einwendungen, und dann einen Beweis meiner Behauptung fodern, den meine Freunde mir widerrathen werden. Man wandte ein, Virgil habe in Italien gelebt, sey in dem obern Theile gebohren und erzogen, habe in den mittlern und untern gewohnt und geschrieben, und möchte leicht mehr Sammler als Wirth aus Erfahrung seyn; was er zusammengetragen, und besonders von Griechen geborgt, könne also keinem niederteutschen Landwirthe, höchstens einem italiänschen von Nutzen seyn. Ich antworte hier nur kurz, den Beweis wird die Erklärung, die ich versuche, geben; ich antworte: Virgil war doch aber auf dem Lande gebohren und erzogen, schrieb zur Beforderung der Landwirthschaft, und mußte also wol einige Kenntniß, einige Nei-

Neigung dazu haben. Diese machte ihn zum Beobachter, und sein Lesen und seine Reisen zum desto glücklichern Beobachter. Nun kann zwar der, welcher in einer Gegend gleichsam angewachsen, und, wie sehr gewöhnlich; Verächter aller andern Einrichtungen ist, ein ganz vortreflicher Landwirth und Lehrer für seine Gegend seyn, aber einen reichhaltigen, gemeinnützigen Aufsatz über die wichtigsten Theile des sehr mannichfaltigen Landhaushalts kann nur der Kenner und Beobachter entwerfen, der auch gelesen, und Gelegenheit gehabt hat zu sehen. Wäre unser Dichter Reiheeinwohner zu Andes geblieben, und abwechselnd nur nach Mantua oder Cremona mit seinen Producten zu Markte gezogen, so sollte er unser Lehrgedicht wol haben ungeschrieben lassen müssen. Daß er einen Kopf und Neigung zum Landbau hatte, wird wol niemand bestreiten; nun bekam er die Gelegenheit zu beobachten dazu: was werden wir also von ihm, da er schrieb, erwarten müssen? locale Regeln? ich glaube, nein, sondern abstrahirte, möglichst gemeinnützige, solche Regeln, die man wenigstens ohne Unvernunft an sehr vielen Orten versuchen kann, und Wahrheiten, die es nicht bloß jenseit der Alpen, sondern auch diesseits sind, weil sie aus der Natur dieses Bodens, dieser Früchte, dieser Viehart fliessen. Der Leimboden ist allerwärts Leimboden, der Leinsaamen behält seine zehrende Eigenschaft aller Orten, und das Rindvieh legt seine Natur nirgend ab. Ich erinnere dies nur für die, welche zu glauben scheinen, es könne in Niederteutschland nichts von dem wahr seyn, was in Italien wahr ist. Doch, wir können viele der dortigen Wahrheiten auch hier glauben und brauchen. Man wandte weiter ein: Virgils Abstand von uns ist nicht geringer als 1800 Jahre, wie sehr mag sich indeß die Landwirthschaft verändert, wie viel sich verbessert haben! wie manches ist indessen entdeckt, wie manches in der Naturkunde berichtiget! Sollten wir noch brauchen kön-

können, was Virgil gut fand? Ich glaube doch, der Pflanzenbau und die Viehzucht haben manche früh bekannte und unveränderliche Gesetze; es ist wahr, daß die Landwirthschaft am klügsten und vortheilhafften jedesmal nach Zeit und Umständen eingerichtet wird, folglich in so weit veränderlich und verbesserlich ist, und auch wahr, daß der Beobachter sie bereichert hat, und ferner bereichern kann. Daraus wird aber nicht folgen, daß nicht schon zu und vor Augustus Zeiten Grundsätze da gewesen wären, die es noch sind. Sollte man nicht beym nomadischen Leben die Viehzucht besser verstanden haben, und noch besser verstehen, als jetzt unter uns? Und an der vorgeblich grossen Verbesserung des Pflanzenbaues in unsern Zeiten habe ich auch noch ein Paar Zweifel. Ich weiß, daß man darin, besonders während dieses Jahrhunderts, erstaunlich viel versucht hat; aber wie viele dieser Versuche sind wirkliche Verbesserungen geworden? Ich widerrathe, von jenen auf diese zu schliessen, und verbitte, zu behaupten: weil wir fleißig versuchen, und so viele Versuche gedruckt werden, so können wir alle virgilianische Lehren gänzlich entbehren. Die Landwirthschaftskunde ist eine wandernde Wissenschaft. Sie hat seit einiger Zeit mehr Liebhaber unter uns als wol sonst gefunden. Ist das aber deswegen allgemein neu, was uns neu ist? Man hat es anderswo längst gewußt und betrieben, was wir anfangen. Ich wollte daher auf unsere Verbesserungen nicht gleich so stolz seyn, Virgilen zu verachten, er möchte sie schon gekannt haben, und es wäre am wenigsten Ehre für mich, dies nicht einmal gewußt zu haben. Man wandte endlich ein: Virgil ist Dichter, die Begeisterung kann ihn so viel dictirt haben als die Oekonomie, und der Zwang des Gedichts die verständlichen Ausdrücke verdrängt, und den schönern Umschreibungen einen schiefen oder zweifelhaften Sinn gegeben haben. Ich räume manches hievon ein; aber ich leugne, daß deswegen sein Gedicht

dicht ganz unverständlich, unzuverläßig und unleugbar sey. Man muß den Sinn zuweilen suchen, das ist wahr; aber in seinen schönen Worten und Einkleidungen ist Suchen keine unangenehme Arbeit. Er umschreibt, und dies mag dem blossen Städter und dem bloß strengen Sprachlehrer nicht immer deutlich seyn; es ist aber vielleicht dem Landwirthe so dunkel nicht, nur müssen ihn, wie ich hoffe und bitte, grosse Philologen erlauben, unter seinen Umschreibungen zuweilen eine Sache zu finden, die nur ein Landwirth darin sieht. Uebrigens glaube ich nicht, daß sich Virgil von seiner Begeisterung habe irre führen lassen; es wird sich bey dem Versuche zeigen, den ich anstellen will, ihn zu erklären.

Diesen Versuch widerrathen mir indeß meine Freunde, weil ich nicht zünftig sey, mich unter die Ausleger des Dichters zu wagen, und weil ein geringes Versehen, da ich doch grosse zu machen schwach genung wäre, mich leicht bittern Vorwürfen aussetzen könnte. Ich bekenne beydes, daß ich zum Ausleger eines alten Dichters keine Präsumtion für mich habe, und daß ich grosse Versehen machen kann, worüber mich noch wol jemand grämlich anschnarchen möchte. Aber dieser Jemand liest ohne Zweifel keinen patriotischen Landprediger, und glaubts vielleicht nicht einmal, wenn ihm gesagt wird, es sey ein kleiner Anhang dabey, worin der Verfasser Virgilen als einen Landwirth aufgestellt habe, um zu befordern, daß man auch aus diesem seinem Lehrgedichte in den Schulen Latein lernen, und beyzu ein bischen Aufmerksamkeit und Neigung für die Landwirthschaft schöpfen möchte. Sollte mich nicht jene Hauptabsicht: nur zu befordern, daß auch aus den Georgicis Latein gelernt werde — einigermassen decken? Erreiche ich die, so ist mir wegen der zweyten nicht bange, die wird mein Dichter schon begünstigen. Ueberdas hat man mich versichert, die größten Philologen dieses Jahrhunderts wären de-

denen aus dem vorigen Jahrhundert darin völlig ungleich, daß sie sich als sehr feine und bescheidene Männer betrügen, und die Grobheiten denen überliessen, die ohne sie in theologischen Streitigkeiten gar keine Stimme haben würden. Sollte es sich inzwischen doch begeben, daß jemand Unbescheidenheit äusserte, (Widerspruch und Verbesserungen aus Gründen kann ich vertragen, erkenne ich mit Dank,) so gestehe ich, dem Herrn Björnstahl nachzusprechen, der von dem verewigten Haller sagt: *) „er hält nichts davon, wenn Gelehrte sich einander zerfleischen, Streitigkeiten liebt er nicht, er hat „nie jemand angegriffen, auch niemals gegen jemand „auf andere Art geschrieben, als daß er das, was er in „dieser oder jener Sache denkt, höflich und gelehrt zugleich sagt; zwey Eigenschaften, die sehr wohl zugleich „zusammen seyn können, und allezeit seyn sollten, und „woran ich eine wahre Wissenschaft erkenne; dieser „Thermometer hat mir nie fehlgeschlagen, wie im Gegentheil dergleichen gelehrter Witz, den alle andere „Menschen Grobheit nennen, ein sicherer Barometer „zur Schwere des Geistes, der sich zu ihm herabläßt, „und ein Anzeiger ist, daß bey ihm nicht viel mehr Bücherverstand als Menschenverstand vorräthig seyn „muß.„ Damit man mir endlich meine Dreistigkeit, unter Virgils Ausleger zu treten, ohne mich dazu auf irgend eine Art legitimirt zu haben, nicht zur Vermessenheit mache, so erkläre ich hier vorläufig, daß ich nicht den ganzen Virgil, nicht einmal seine ganze Georgica, auslegen, sondern bloß an einigen Stellen des ersten Buchs zeigen will, er sey ein Mann, den man noch immer mit Nutzen auf Schulen lesen könne, wenn man dereinstens selbst Ackerbau zu treiben, oder mit Landleuten in Verbindung zu kommen Hoffnung habe. Bloß als

*) M. s. dessen Briefe auf seinen ausländischen Reisen, dritt. Bandes erste Lieferung, S. 161.

als Landwirth suche ich künftigen Landwirthen einen Theil des Buchs verständlicher zu machen, damit sie das übrige mit Vortheil sich selbst aufklären. Wenn doch auch das nicht erlaubt wäre —

Ich nehme das erste Buch vor mir, schlage die ersten 42 Verse, als zu meiner Absicht nicht gehörig, über, und versuche, mit Hülfe der vortreflichen Noten des Herrn Hofraths Heyne, das, was dieser grosse Mann damit dem Schullehrer aufgeklärt hat, auch dem künftigen Landwirthe deutlicher und brauchbar zu machen. Virgil sagt v. 43 ff.

Vere novo, gelidus canis quum montibus humor
Liquitur, & zephyro putris se gleba resolvit;
Depresso incipiat jam tum mihi taurus aratro
Ingemere, & sulco adtritus splendescere vomer.

Jedermann sieht, daß der Dichter hier das zeitige Pflügen im Frühjahre anräth, so bald nämlich, wie wir es nennen, das Land trächtig, oder so weit abgetrocknet ist, daß es das Zugvieh tragen kann, es nicht mehr einsinken läßt. Man kann fragen, ob er das Pflügen nicht zu früh verlangt? Es möchte so scheinen, weil er will, daß sichs der Ochse blutsauer werden lassen, und das Pflugeisen blank gerieben, und daher, v. 65. starke Zugochsen vorgespannt werden sollen, und weil hieraus erhellt, daß er den Pflug zu Felde schicken will, so lange das Land von der Winterfrucht noch schwer und feucht ist, oder, wie der Landmann sagt, blank umgeht. Er rechtfertigt aber seinen Rath, meiner Meynung nach, hinlänglich. Ich will die Rechtfertigung, die ich v. 63 ff. finde, zuerst erläutern.

\- - - - Ergo age, terrae
Pingue solum primis extemplo a mensibus anni,
Fortes invortant tauri, glebasque jacentis *)
Pulverulenta coquat maturis solibus aestas.

Daß

*) Damit die Schreibart: jacentis für jacentes, von niemanden als

Daß diese Verse zu den obigen gehören, scheint mir keinem Zweifel unterworfen zu seyn; H. H. Heyne rechnet sie auch dahin. Wir sehen also daraus, daß der Dichter das frühe Pflügen nur im fetten Boden empfiehlt, und nicht in magern, der, wie wir bey v. 67. 68. hören werden, bis gegen den Herbst liegen kann. Der hier vorkommende Grund seines Raths ist nun, damit der umgelegte Rasen desto früher austrockne. Und das ist gut, *) nicht allein um trocknen Boden zum Win-

als ein Druckfehler, oder noch etwas ärgeres verworfen werde, so erkläre ich hiemit zeitig und ein-für allemal, daß ich die vorkommenden Verse aus des Herrn H. Heyne Virgil abschreibe, und also dessen Schreibart folge.

*) Dies, und was ich in der Folge so dreist behaupte, suche ich freylich begreiflich zu machen, und damit zu beweisen. Aber ich kann nicht immer bis zum Zergliedern gehen, und auch nicht immer hoffen, daß dies jedem Zweifler in der Brauchbarkeit des Virgils genung zum Beweise seyn werde. Da ich nun gar ohne Namen schreibe, und auch mein Name nichts beweisen würde: so kann ich nicht umhin, Landwirthe anzuführen, die das bestätigen, was mein Dichter sagt. Die alten hat Herr H. H. schon fast jedesmal genannt, und ich brauche mich daher nur selten darauf zu beziehen, habe folglich nur nöthig, auf einige neue mich zu berufen, und glaube genung bewiesen zu haben, daß Virgil vernünftig und brauchbar für uns räth, wenn Reichart in Obersachsen, der Hausvater in Niedersachsen, und der mir übrigens unbekannte schlesische Landwirth von seinem Vaterlande, 1800 Jahre nach ihm, eben das rathen, empfehlen, behaupten. Hier ist der Fall, daß es gut sey, die Brach zeitig und tief zu pflügen, damit sie recht austrocknen, tief fruchtbar, und gereiniget werden könne. Man sehe eben diesen Rath beym Reichart im Land- und Gartenschatze 5ten Theile, Cap. 2. §. 3. S. 85 ff. in weil. Herrn von Münchhausen Hausvater 1sten Theile, S. 99 ff. und beym schlesischen Landwirthe im 1sten Theile, S. 51 ff. Bey diesem dürfte noch etwas zu erinnern seyn, wobey ich mich aber nicht aufhalten will.

Winterkorne zu haben, sondern besonders, um den Wachsthum des Unkrauts und die Entkräftung des Ackers zu verhindern. Läge dieser fette Boden ungerührt bis in den September, oder nur bis in den Julius, so würde ihn das Unkraut überziehen, und sehr auszehren. Daß in mancher guten Gegend vor Johannis kein Pflug in die Brach kommt, ist nicht ackermännisch, und das weiß man auch wol, man kann nur hier wegen zu gehäufter Frühlingsarbeiten nicht zeitiger pflügen, und dort darf mans nicht, um den Schaafen die Weide auf der Brach nicht zu entziehen. Wird der Acker erst im Julius umgebrochen, und im August zum zweytenmale gepflügt, so kann ihn die Sonne nicht mehr so durchwärmen und austrocknen, als wenn sie ihn bey ihrer größten Höhe schon zweymal gepflügt fände. Um also trocknes und reines Land zum Winterkorne zu haben, ist es ein weiser Rath, zeitig im Frühjahre, und zwar mit starkem Viehe zu pflügen, worin ich auch die Empfehlung einer tiefen Brachfurche sehe, die von sehr grossem Nutzen ist.

Die zweyte Rechtfertigung des frühen Pflügens folgt gleich auf die Empfehlung v. 46 ff.

Illa seges demum votis respondet avari
Agricolae, bis quae solem, bis frigora sensit:
Illius immensae ruperunt horrea messes.

Ich kann von v. 43. bis 49. nichts anders als den Rath sehen: fang frühzeitig an Brach zu pflügen, damit du viermal pflügen und eine reiche Erndte erwarten könnest. Man pflegte den guten Boden damals nur dreymal zu pflügen, wie man denn noch in guten oder lange wohl bearbeiteten und sehr gebesserten Aeckern am ersten träge Ackerleute antrifft, die sich auf die Güte des Landes verlassen, und weder gehörig pflügen noch eggen. Willst du deine Scheuren, sagt der Dichter, bis zum Brechen füllen: so pflüge deine Brach viermal, und

fang

fang daher an, so bald der Pflug zu Felde gehen kann. Es hat keinen Zweifel, daß der Acker besser trägt, wenn er öfter durch den Pflug umgewandt, folglich die Erde mehr durch einander gemischt, lockerer gemacht, und dem wohlthätigen Einflusse der Sonne und Luft geöffnet wird; daß folglich der vierte Pflug die Erndte vergrössere, und sich mithin der Dichter hinlänglich gerechtfertiget habe, den frühen Pflug zu empfehlen, weil dadurch eine viermalige Bearbeitung des Landes möglich und so wohlthätig wird. *) Möglich ist sie freylich noch, wie man in grossen Gegenden sieht, wenn man auch erst im Julius die Brach pflügt; daß sie aber so nicht aufgelockert, so nicht gereiniget, so nicht durchgewärmt, so nicht mit fruchtbaren Theilen erfüllt werden könne, als wenn sie im April schon tief umgebrochen wäre, so daß —

- - - - - glebas jacentis
Pulverulenta coquat maturis solibus aestas;

dies begreift jedermann. Wo der Landmann nicht vor dem Julius in die Brach kommen kann, da ist er zu bedauern; wo er aber glaubt, es sey nicht früher nöthig, da ist er doch noch mehr zu bedauern. Er hat, nach dem Sprüchworte, die Glocke läuten hören, und weiß nicht wo sie hängt.

Heißt denn aber auch, wird man vielleicht fragen,

Illa seges, bis quae solem, bis frigora sensit,

ein viermal gepflügter Acker? Ich glaube, ja, weil seges bey unserm Dichter öfter den Acker bedeutet, und hier

*) Daß man guten Acker gern nur dreymal pflüge, und deswegen ungern vor dem Julius anfange, daß man aber bey dem viermaligen Pfluge besser erndten, und daher zeitig im Frühjahre den Anfang damit machen müsse, bestätigen belobte Landwirthe in den eben angeführten Stellen. Da unser Dichter die Gewohnheit, nur dreymal zu pflügen, vorfand, so zeigt er sich durch die Empfehlung des vierten Pfluges und seiner Vortheile als einen grossen, beobachtenden oder erfahrnen Ackermann.

das Korn nicht bedeuten kann, indem sich nicht erklären läßt, wie man vom Korne sagen könne: bis solem, bis frigora sensit. Wie kann man das aber, wird man weiter fragen, vom Acker bey seiner Zubereitung sagen? Ich sehe es in Wahrheit auch nicht, wenn sol und frigus Sommer und Winter, oder nur einen Theil von beyden ausdrücken soll. Daß die Redensart einen viermaligen Pflug bezeichnet, darin sind, meines Wissens, alle Ausleger einig, aber sie theilen sich, wenn sie den doppelten Sommer und Winter erklären. Ich bin so keck, und muß erwarten wie mirs gehen wird, mir hier einen Weg allein zu bahnen, weil mich zween Handzeiger auf diesen einsamen Weg weisen, der Dichter nämlich und der Ackermann. Jener fängt seinen landwirthschaftlichen Unterricht damit an: pflüge zeitig im Frühjahre; du kannst nur eine gute Erndte erwarten, wenn du viermal gepflüget hast. Sollte der Dichter, der die Zubereitung ausdrücklich mit dem Frühlinge anfängt, die erste Pflugart im Herbste im Sinne gehabt und vorausgesetzt haben? Wenn der Ausdruck: illa seges, bis quae solem, bis frigora sensit, heissen soll: ein Acker, der im Herbste spät zum ersten, zeitig im rauhen Frühjahre zum zweyten, mitten im Sommer zum dritten, und am Ende desselben mit dem Eintritte des Herbstes zum viertenmale gepflügt ist: so mußte der Dichter seinen Unterricht für unerfahrne Landleute vom Herbste und nicht vom Frühlinge anfangen. Da er ihn nun vom Frühlinge anfängt, und die erste Pflugart als eine sehr saure, ingemit taurus fortis, beschreibt, das Pflugeisen blank werden läßt, von der ersten Pflugart, oder dem Aufreissen der Brach, ausdrücklich mit dem incipiat jam tum, redet, und sie empfiehlt, damit die höchste, wärmste Sonne den Acker recht staubig machen möge: so scheint er mir nicht zu erlauben, daß ich schon im Herbste eine und am wenigsten die erste Pflugart annehme, weil der Acker, der vor dem

Win-

Winter schon einmal gepflügt ist, so viel Lockerheit durch den Winter empfangen hat, daß er im Frühjahre dem starken Ochsen die Arbeit nicht gar sauer, und auch, da er schon krümelt, oder aus einander fällt, das Pflugeisen nicht gar blank macht. Beyde Beschreibungen bezeichnen ganz deutlich das Aufreissen der Brach im Frühjahre. Das incipiat jam tum kommt dazu, und die Absicht des zeitigen Pflügens begünstiget meine Auslegung vollends. Wer vor dem Winter pflügt, will Winterfrucht im Lande häufen, und lange darin bewahren; hier ist aber die Absicht, den Acker recht auszutrocknen; da der nun der Pflug vor dem Winter entgegen, der im Frühjahre aber recht angemessen ist: so meyne ich, den Dichter so verstehen zu müssen, daß sein bis solem, bis frigora sensit ein viermaliges Pflügen vom Frühlinge bis in den Herbst, oder in einem Sommer, bedeutet. Ehe man nun diese Auslegung, bey der steifen Hinsicht auf zween Sommer und Winter, wegwirft, bitte ich erst noch meinen zweyten Wegweiser, den Ackermann, zu hören. Er sagt: wenn wir unsere Brach viermal pflügen, so pflügen wir sie zweymal aus einander, und zweymal wieder zusammen. Der Pflug wirft jedesmal die obere Erde in die Tiefe, und bringt die untere herauf. Wir pflügen zum erstenmale aus einander, und bringen also die untere Erde hervor, sentit solem, wir pflügen nachher, im Julius etwa, wieder zusammen, oder werfen die obere Erde wieder in die Tiefe, wohin die Sonnenstrahlen nicht dringen, sentit frigus, gegen den August pflügen wir wieder aus einander, und die untere Erde sentit solem abermals, im Herbst pflügen wir sie wieder unter, und nun sentit frigus zum andernmale. Daß ein Dichter so von der Erde reden könne, wird wol keinen Zweifel haben, und der Zwang des Verses kann ihn nöthigen, wie ihn die Natur und Schönheit des Gedichts veranlassen können, statt der ländlichen Kunstwörter

schö-

schöne Schilderungen zu gebrauchen. Bin ich nun weder der Sprache, noch dem Dichter zu nahe getreten, und habe ich nicht Unrecht gethan, hier auch den Ackermann zu hören: so verdient meine Auslegung wenigstens keine Verachtung, und mehr soll sie nicht verdienen. Ich gehe weiter v. 50 ff.

At prius ignotum ferro quam scindimus aequor,
Ventos & varium coeli praediscere morem
Cura sit, ac patrios cultusque habitusque locorum:
Et quid quaeque ferat regio, & quid quaeque recuset.

Diese schönen Verse bedürfen meiner Auslegung nicht, aber meiner Empfehlung zur genauen Befolgung vielleicht bey denen, die durch eine blosse Theorie gute Ackerleute werden, oder an jedem neuen Orte es haben und machen wollen, wie es am vorigen war. Meine Aussicht ist bekanntlich besonders auf Landprediger. Die von ihnen auf dem Lande gebohren sind, wollen gern auf ihrer künftigen Pfarre wirthschaften, wie sie es zu Haus gesehen, die die Landwirthschaft aus einem Buche erlernen müssen, möchten sie gern bloß nach dieser Vorschrift treiben, und die von einer Pfarre auf eine andere in einer ganz andern Gegend versetzt werden, setzten am liebsten ihren vorigen Haushalt fort. Virgilius giebt dagegen den sehr vernünftigen Rath, in jeder neuen Gegend erstlich auf die besondere Witterung derselben zu achten. Sie brauchen nicht eben gar weit aus einander zu liegen, und die Gegenden, wo ein Wind öfter als in der andern gemerkt wird, und wo seine Wirkung von der, die er anderswo hat, ziemlich verschieden ist. Hier regnet z. B. jede Wolke, die der Nordwestwind treibt, einige Meilen weiter nach Süden regnet sie selten, fast immer aber eine aus Südwest u. s. w. Es ist bey der Landwirthschaft sehr richtig, hierauf zu merken und sich darnach zu richten. So gut es ferner ist, theoretische oder practische landwirthschaftliche Kenntnisse an seinen neuen Ort hinzu-

zubringen: so heilsam doch Virgils Rath, sich im Anfange wenigstens ganz nach ortsüblicher oder väterlicher Cultur zu richten. Ich bin nicht in Abrede, daß sie fast allerwärts noch verbessert werden könne, aber das muß sich der neue Wirth nicht einfallen lassen, sondern fürs erste alles machen, wie ers andere machen sieht; er wird ein grosser Landmann seyn, wenn er mit der Zeit eine wahre Verbesserung angeben und einführen kann. Habitus locorum ist ohne Zweifel, ausser der Art und Natur des Ackers, auch die Lage, und die hat hoffentlich die obwaltende Cultur und ganze Haushaltung mit veranlaßt. Denn, daß Grundstücke auf und an Bergen, Grundstücke in Thälern zwischen Bergen, Grundstücke auf Ebenen, die hohe Berge oder grosse Waldungen umgeben, Grundstücke auf offnen, freyen Ebenen, Grundstücke an einem Flusse, oder zwischen Flüssen, Grundstücke auf sehr trocknem, oder leicht naß werdenden Boden, daß jedes derselben anders wie andere gebauet und genutzt werden müssen, das sieht man leicht, beachtet es aber nicht immer bey Vorschlägen zur Verbesserung. Virgils Rath, allen Bedacht auch auf die Lage zu nehmen, ist daher sehr gut. Endlich empfiehlt er noch, die besondere Natur des Bodens zu prüfen, und ihr zu folgen, aber nicht vorschreiben zu wollen. Ich halte dies für eine der ersten Regeln bey der Landwirthschaft, die Natur seines Bodens zu fragen, und jeden die Früchte tragen zu lassen, wozu er die beste Kräfte hat. Mit Beyspielen brauche ich sie nicht zu erläutern, weil es der Dichter v. 54. bis 59. bereits gethan hat. Was hievon in mein Fach schlägt, ist verständlich und richtig genung, und was dunkel und schwer ist, schlägt nicht in mein Fach, und ist von Herrn H. H. schon hinlänglich erklärt.

Was der Dichter noch hievon v. 60 ff. sagt:

Continuo has leges, aeternaque foedera certis
Imposuit natura locis, quo tempore primum

Deu-

Deucalion vacuum lapides jactavit in orbem:
Vnde homines nati, durum genus.

halte ich gleichfalls für wohl beobachtet. Wenn er sagte: aeterna foedera *cunctis* imposuit natura locis, so könnte man ihm nicht völlig beytreten, weil ohnstreitig manche Gegend durch anhaltenden Fleiß und Ueberlegung ansehnliche Verbesserungen empfangen hat; gewisse Gegenden oder Oerter aber haben sicher unauslöschliche Eigenschaften von der Natur bekommen, mit welchen sie alle Versuche, sie umzuschaffen, verspotten. Ich kann den angemeßnen Ausdruck des Dichters bewundern.

Von v. 67. kommt er schon zur Bearbeitung eines magern Bodens. Hat er von der Cultur des guten nicht zu wenig gesagt? Er hat doch auch nichts mehr gesagt, als, daß man ihn zum Winterkorne frühzeitig und viermal pflügen solle? Wenn ich, als sein Schüler, mit meinem Beyfalle nicht schon verdächtig bin, so lege ich ihm auch dies Wenige zur Klugheit eines Landwirths aus, deswegen, weil der Landwirth auf fettem Boden nicht mehr als diesen kurzen Unterricht bedarf: verlaß dich nicht auf die Güte deines Ackers, thu dem Lande sein Recht, wenn du eine reiche Erndte sicher erwarten willst. Es ist wahr, daß man auf gutem Boden leicht Landwirths genung seyn mag, der ernährt auch wol den Stümper und den Trägen. Da es nun Erfahrung ist, daß der gute Boden häufig schlechte Wirthe hat, und vielleicht durch seine Güte macht: so hat man ihnen genung gerathen, daß sie den Acker wenigstens zum Winterkorne den Sommer hindurch gut in acht nehmen sollen. Dieser Acker thut mehr als der Wirth, und wie der also nicht vielen Unterricht nöthig hat: so pflegt er dagegen den ertheilten vorzüglich nöthig zu haben. Weitläuftiger ist der Dichter mit gutem Grunde in der Anweisung zur Cultur eines schlechten Bodens v. 67 ff.

At si non fuerit tellus fecunda, sub ipsum
Arcturum tenui sat erit suspendere sulco:
Illic, officiant laetis ne frugibus herbae:
Hic, sterilem exiguus ne deserat humor arenam.

Er empfiehlt zweyerley: man soll den magern Boden nicht gleich im Frühlinge, sondern erst im September *) unter den Pflug bringen; und man soll das Pflugeisen etwas höher stellen, und nur flache Furchen ziehen lassen. Ehe ich seine Ursachen erkläre, bemerke ich im Vorbeygehen, daß man in dem Rathe, mageres Land flach zu pflügen, und in der oben vorgekommenen Erinnerung, bey fettem Lande den starken Ochsen scharf arbeiten zu lassen, wol die Meynung sehen könne, dieses hinlänglich tief, wenigstens tiefer als jenes, zu ackern. **) Aus den Ursachen, warum man geringen Boden erst spät und flach pflügen solle, erhellt, daß Virgilius nur einen doppelten unfruchtbaren Acker voraussetze, den grasartigen nämlich und den sandigen. Es giebt zwar mehr untaugliches Ackerland, man muß aber nicht übersehen, daß in Italien mancher zu Korne unvortheilhafte Acker zum Weinbaue und zur Viehweide angewandt werden konnte, den wir in Nie-

*) Sub ipsum Arcturum erkläre ich, grossen Auslegern nach, vom Aufgange des Arcturus, des hellesten Sterns im Bootes. Man sieht genung, daß Virgil mageres Land viel später gepflügt haben will, als fettes, und es läßt sich aus den übrigen alten Landwirthen leicht erweisen, daß sie dies für Regel hielten, und dergleichen Acker vor dem September zu pflügen widerriethen. Da nun Bootes im Anfang des Septembers aufging, wie Columella XI. 2, 63. und Plinius Histor. L. II. c. 47. lehren: so erklärte man: sub ipsum Arcturum, billig von seinem Aufgange. Servius sagt ausdrücklich: sub arcturum, id est, circa Arcturum. Ich will in der Folge Kunstverständige hierüber reden lassen.

**) *Altius impressum aratrum* boves cogit in gemitum, quod genus arationis pingui convenit terrae: nam contra paulo post de infoecunda terra dicturus est: tenui sat erit suspendere sulco. *Servius* ad v. 45.

Niederteutschland aus Noth Korn tragen lassen, weil wir keinen Wein bauen, und mehr Vieh, als die Düngung erfodert, nicht halten können, oder nicht sollen, und Ziegen gar nicht austreiben dürfen. Von seinem vorstehenden Rathe ist nun der erste Grund, damit das Unkraut den Früchten nicht schade. Unkraut wächst am häufigsten und frechsten im grasartigen, folglich feuchtem Boden, wie der Dichter recht gut weiß, weil er selbst Georg. II, 251. sagt: humida majores herbas alit. Ist denn nun aber, wird man fragen, der späte und flache Pflug ein Mittel, daß das Unkraut den Früchten nicht schadet? Ich glaube, ja, wenn man nur, wie es der Dichter vorfand, dreymal pflügt. Wer in diesem Falle im April etwa zum ersten, im Anfange des Julius zum zweyten, und im October zum letztenmale pflügen wollte, der würde dem Wachsthume des Unkrauts aufs äusserste befordern, und seinen Acker so verwachsen lassen, daß die Saat entweder keine Kraft mehr darin fände, oder durch Unkraut ganz überzogen und erstickt würde. In dem vorliegenden Falle des dreymaligen Pflügens ist es demnach eine auffallend nothwendige Vorschrift, erst spät gegen den Herbst Brach zu pflügen, wenn man in grasartigem Boden nicht Früchte und Acker durchs Unkraut verderben sehen will. Das vor dem Pfluge aufwachsende, wird von dem mancherley Viehe, das seine Weide auf der Brach hat, verzehrt, und zum Theil vertilgt. Der zweyte Grund, mageres Land spät und flach zu pflügen, findet im Sandboden Statt, damit er nämlich seine ohnehin geringe Feuchtigkeit, der die Früchte zum Auflaufen bedürfen, nicht gar verliehre, wie unvermeidlich geschehen würde, wenn man ihn schon im Frühjahre tief der brennenden Sonne öffnete. Besonders aber kann hier der spätere Pflug gerathen werden und hinlänglich seyn, weil es bey diesem Acker nicht nöthig ist, daß ihn die hohe Sonne recht austrockne, und seine Schollen durchwärme; er ist von Natur trocken, und zeugt keine Schollen. Ein

Ein anderer Rath des Dichters, magerm, besonders Sandboden zu helfen, ist der v. 71. 72.

Alternis idem tonsas cessare novalis,

Et segnem patiere situ durescere campum.

laß ihn, wenn er dies Jahr getragen, das folgende ruhen, oder nur ein Jahr ums andere tragen, damit er durch die Ruhe eine Rinde empfange, die dem Sande einige Festigkeit gebe. Es ist ohne Zweifel ein sehr guter Rath, wie bekannt genung ist; nur wird man hie und da sagen, wir haben des Ackers zu wenig, und er ist ohne Ausnahme mit Abgaben beschwert, wir können ihn nicht ein Jahr ums andere brach liegen lassen. Auch hierauf antwortet Virgil v. 73 ff.

Aut ibi flava seres, mutato sidere, farra,

Vnde prius laetum siliqua quassante legumen,

Aut tenuis foetus viciae, tristisque lupini

Sustuleris fragiles calamos, silvamque sonantem.

Vrit enim lini campum seges, urit avenae:

Vrunt Lethaeo perfusa papavera somno.

Kannst du deinen magern Sandboden nicht ein Jahr ums andere nur tragen lassen: so bestelle ihn ein Jahr mit Hülsenfrüchten, und das andere mit harten Korn; aber laß Leinsaamen, Haber und Mohn, die zu stark zehren, davon. So verstehe ich den Dichter, und so giebt er einen erfahrnen Rath. Es ist noch immer wahr, daß besonders der Leinsaamen, der auch hier voran steht, den Acker angreift und entkräftet, und daß Haber und Mohn die Kräfte des Landes sehr brauchen, *) daß mithin diese Früch-

*) M. s. den Hausvater ersten Theil, S. 195 f. §. 126. S. 180. und S. 192 f. §. 123. Daß der Mohn das Land auszehre, hat Reichart nicht bemerkt, sondern behauptet vielmehr, daß, wenn der Acker, der Mohn getragen, in guter Besserung wäre, auch Winterweitzen darauf gebracht werden könnte, und man so gute Früchte davon erhalten würde, als wenn er brach gelegen hätte. M. s. des L. u. G.

Früchte auf keinen Acker gebracht werden müssen, der so unvermögend ist, daß er billig nur alle zwey Jahre einmal tragen sollte, und daher nur aus Noth alle Jahre besaamt wird. Es ist nicht weniger wahr, daß Hülsenfrüchte den Acker nicht eben angreifen, und daß das Winterkorn nach denselben nicht viel geringer wird als das, was auf einer Brach gewachsen. Muß also schlechtes Land jährlich tragen, so ist die vortheilhafteste Abwechselung Hülsenfrüchte und Winterkorn, frumentum. Wie die Hülsenfrüchte, wenn sie einigermassen stark stehen, den Acker bald überziehen, und ihm die Sonne nehmen: so hindern sie auf dem grasartigen Acker den Wachsthum des Unkrauts, und auf dem sandigen das Austrocknen, und werden also für diese Aecker mit aller Ueberlegung empfohlen. Flava farra setzt Virgil statt des gesammten Korns, was vor dem Winter gesäet wird, und gelbes Stroh hat. Legumen pflegt alle Hülsenfrüchte zu bedeuten, die der Landmann hier Rauhfutter, Rauhzeug, anderswo Ovet nennt. Vielleicht will er hier, da er es laetum nennt, die vortheilhafteste Gattung davon, die Erbsen, damit bezeichnen, wie man noch Erbsen statt alles Rauhfutter zu sagen pflegt. Gegen sie ist die Wicke eine geringere Frucht.*) Lupinum erkläre ich weiter unten bey v. 227. Virgil fährt fort v. 79 ff.

> Sed tamen alternis facilis labor: arida tantum
> Ne saturare fimo pingui pudeat sola; neve
> Effoetos cinerem immundum jactare per agros.

Sic

S. Schatzes 4ten Theil, Cap. 3. §. 3. besonders S. 93. Die verschiedenen Meynungen rühren daher, daß Reichart von gutem und Virgil von schlechtem Lande spricht.

*) Vielleicht sieht der Dichter damit auch auf den Acker, der zu Wicken geringer und schlechter seyn kann, als zu Erbsen. M. s. den Hausvater, 1. Th. S. 194. Wo ein Feld stark und fett genung ist, um Erbsen zu tragen, verliehrt man, wenn man Wicken säen wollte; diese gehören nur auf einen magern Acker.

Sic quoque mutatis requiescunt foetibus arva.
Nec nulla interea est inaratae gratia terrae.

Ich sehe nur einen Weg, und lasse mir ihn ungern sperren, diesen Abschnitt in den bisherigen guten Zusammenhang *) einzuschalten, einen Weg, den mir die Ordnung der Gedanken angewiesen. Sie war diese: magern Acker muß man nur ein Jahr ums andere tragen lassen, oder, wenn er jährlich tragen soll, abwechselnd Winterkorn und Hülsenfrüchte, aber keinen Leinsaamen, Haber und Mohn darauf bauen. Doch aber wird es diesem Acker nicht zu schwer werden, wenn er einmal Hülsenfrüchte getragen, das anderemal diese zehrenden Früchte zu tragen, nur muß man ihn dann gut düngen. Alternis bezieht sich, meiner Meynung nach, auf die Abwechselung mit Hülsen- und zehrenden Früchten, in ihrer Ordnung nämlich, das erste Jahr Hartkorn, Weizen, das zweyte Hülsenfrüchte, das dritte wieder Hartkorn, das vierte zehrende Früchte, und so weiter in diesem Cirkel herum. Ich will mich zwar mit dem nicht zanken, der hier lieber drey Felder, und folgende unter uns häufige Ordnung sehen will: Hülsenfrüchte, Hartkorn, Haber und dergl. Mir scheint aber obige Ordnung doch dem ganzen Zusammenhange von v. 73. bis 81. gemässer zu seyn; inzwischen hat der Ackermann an beyden nichts auszusetzen, und wird den Dichter seinen Bruder heissen, weil der eine Abwechselung mit Früchten empfiehlt, die gern eine frische Stelle haben, und leicht ausfallen, wenn sie bald wieder auf den vorigen Platz gebracht werden. **) Auch der Rath, trocknes Land mit fet-

*) Servius ordnet ihn in der Note zu v. 73. so: Si te terrarum cogit angustia, & non habes, ubi intermisso agro rursus seras: ibi frumenta seras, unde legumina sustulisti; aut si tibi est opus frumento stercora sparge & cinerem, vel incende stipulas.

**) M. s. Reicharts L. u. G. S. 5ten Theil, S. 172 f. und die Stellen die er hier anführt, besonders Th. 1. S. 61. „Wenn „man

fettem Miste, den man dem heissen entgegen zu setzen pflegt, zu düngen, ist haushälterisch; *) durch Schaaf- und Pferdedünger würde man den Sandboden so erhitzen, daß die Früchte darauf verbrennen müßten. Cinis immundus scheint mir etwas anders als die blosse Holzasche zu seyn. Ich halte es für Seifensiederasche, (hatte man aber damals schon Seifensieder? Ich glaube es, weil man sapo und σμηγμα hatte,) oder den Abfall aus den Lohgärbereyen, welches beydes einen guten Dünger giebt. **) Es ist weiter wahr, daß der Acker durch bedächtliche Abwechselung mit den Früchten eine Art von Ruhe genießt, weil manche Frucht andere Säfte gebrauchen mag, als andere. Die sie nicht braucht, bleiben im Lande für jene Frucht, die davon lebt. Wie durch kluge Veränderung der Früchte der Acker in gutem Stande bleibt: so wird er verdorben, wenn man ihn zu oft einerley tragen läßt.

Dies

„man mit den Früchten abzuwechseln weiß, so werden allezeit andere Ingredientien, welche zu einer andern darauf „bestellten Frucht nöthig sind, aus dem Lande gezogen, indem ein jedes Gewächs andere Kräfte zu seinem Wachsthum verlanget, mithin kann sich das Land in den nächstfolgenden Jahren wieder an denen Kräften erholen, welche es im vorigen verlohren hat.„

*) M. s. den Hausvater, 1. Th. S. 260 f. §. 50. 51.

**) Die Seifensiederasche kann sich auf ihre Dienste, die sie dem „Leimboden erzeigt, gleich viel einbilden, und vielleicht wird „sie wol gar der Gärberlohe den Rang streitig machen wollen. Wenigstens ist es gewiß, daß sie ihrer Güte und „ihrer Würkungen wegen vor dem kräftigsten Schaafmiste „den Vorzug behält. In meiner Gegend rechnet der Landmann ein Fuder von ihr als vier Fuder von diesem.„ M. s. den schlesischen Landwirth 1sten Th. S. 81 f. Bey den Alten finde ich die Beschaffenheit der Düngasche weniger als ihren Werth und Gebrauch angegeben. Plinius sagt bloß L. XVII. c. 9. Transpadanis cineris usus adeo placet, ut anteponant fimo jumentorum: quod quia levissimum est ob id exurunt. Was das letzte heissen soll, bekenne ich

nicht

Dies ist die eine Beruhigung für die, welche gezwungen sind, auch den magern Boden jährilch tragen zu lassen; die andere ist der Vortheil, gratia hier. Es gefällt, jeden Acker jährlich zu nutzen. Inarare steht hier für das einfache arare.

Nun kommt der Dichter zum einem Vortheile, wovon er die Erfahrung gehabt oder gesehen, den Zusammenhang aber noch suchte, und andern zu suchen vorlegte. Er sagt v. 84 ff.

Saepe etiam sterilis incendere profuit agros,
Atque levem stipulam crepitantibus urere flammis:
Sive inde occultas vires, & pabula terrae
Pinguia concipiunt: sive illis omne per ignem
Excoquitur vitium, atque exsudat inutilis humor:
Seu pluris calor ille vias & coeca relaxat
Spiramenta, novas veniat qua succus in herbas:
Seu durat magis, & venas adstringit hiantis:
Ne tenues pluviae, rapidive potentia solis
Acrior aut Boreae penetrabile frigus adurat.

Die häufige Erfahrung des Dichters, saepe etiam profuit, daß es einen unfruchtbaren Acker verbessert, wenn man nach der Erndte den Stoppel anzündet, dürfen wir wol mit dem Mangel eigener Erfahrung davon nicht bestreiten, da wir, die wir den Stoppel zur Viehweide bedürfen, sie nicht leicht haben möchten. Indeß ist doch die Vermuthung, die wir von dem Nutzen haben können, auch so gering nicht, da, meines Wissens, die Landwirthe darin eins sind, daß das Verbrennen der ausgeegeten Queken auf dem Acker ihm gut sey. Ist dies: vielmehr, wenn der ganze Acker mit Asche bedeckt, und die, ehe sie der Wind zerstreuete, untergepflügt würde. Es käme, falls es die Landesregierung nicht untersagt,

nicht zu verstehen. Und Columella L. XI. c. 3, 28. Cinaram multo cinere stercorabimus; id enim genus stercoris huic oleri videtur aptissimum.

sagt, die hie und da auch das Quekenbrennen nicht leiden will, auf einen behutsamen Versuch an, nachdem der Stoppel abgehütet worden.

Wie das Stoppelbrennen den Acker verbessere, weiß Virgilius so eigentlich selbst nicht, und erzehlt uns daher seine Vermuthungen, wie es diesem oder jenem Lande Nutzen schaffen könne. Die unsrige wäre, daß die Asche düngt, und das Feuer viele Unkrautswurzeln und Saamen verzehrt, und also das Land reiniget.*) Doch

*) v. *Plinius* H. L. XVIII. c. 30. Sunt, qui accendant in arvo & stipulas, magno Virgilii praeconio. Summa autem ejus ratio, ut herbarum semen exurant. Plinius scheint den Virgil, wie ich, von schon artbaren Acker, und nicht von Rott- oder Reutlande, das man erst artbar machen will, zu verstehen. Dies wird am leichtsten gereiniget, wenn man seine Oberfläche, im Fall sie aus Buschwerk oder trocknen Kräutern besteht, und also brennt, anzündet, oder abschält, trocknen, und auf Haufen bringen, und Feuer hineinlegen läßt. Die letzte Art hat der Marq. v. Turbilly in einer eigenen Abhandlung umständlich beschrieben, die in den Bernschen Sammlungen von landwirthschaftlichen Dingen 1sten Th. 3ten St. S. 640 ff. steht. S. 673 ff. sagt er, daß in dem Inwendigen dieser verbrannten Haufen der ganze Schatz des Reutlandes enthalten; daß dieser abgebrannte Boden von allem Gesäm und den Wurzeln der wilden Pflanzen, auch von allem schädlichen Ungeziefer gereiniget, und dabey sehr nahmhaft erwärmt sey; daß kurz vor der Bestellung die Asche möglichst gleich über den Boden, nur da nicht, wo ein Haufen gebrannt hat, ausgebreitet werden müsse, weil diese Plätze durch die unmittelbare Angreifung durch das Feuer fruchtbar genung wären, und auf denselben das Getreide allezeit am freudigsten wüchse; daß auf diesem Acker der Weitzen und Rocken nur halb so dicht, als sonst in der Gegend üblich ist, gesäet werden müsse, und öfters doch nur allzu dicht, besonders auf den Plätzen würde, wo die Brandhaufen gestanden, weil hier das Feuer kräftiger und tiefer hätte würken können; daß dies Getreide allezeit 14 Tage ehender, als alles andere umliegende von gleicher Art, reif werde,

Doch laßt uns den Dichter hören. Er meynt, der Acker möchte dadurch gestärkt werden, und wenn er das mittelst

de, u. s. w. Hier ist also ein neuerer Zeuge, daß ein bisher unfruchtbares Land durch das Brennen seiner abgeschälten Oberfläche, und besonders durch die hieraus gesammlete Asche, sehr fruchtbar werde. Redet aber Virgil von wildem Lande, das durchs Feuer erst artbar gemacht werden soll? Daran muß ich zweifeln, und dann kann man sagen, dieses Land, das nie Kornfrüchte getragen, trägt als ein neuer und völlig reiner Boden so herrliche Kornfrüchte, wie jedes neue Land, m. s. Reicharts L. u. G. S. 5ten Th. 7tes Cap. §. 5. S. 217 ff. und nicht eben, weil es abgebrannt ist.

In Amerika pflegt jeder Anbauer den Theil des Waldes, der ihm zu Ackerlande angewiesen ist, um ihn kurz und gut zu seiner neuen Bestimmung brauchen zu können, anzuzünden. Zum Ausrotten des ohnehin entbehrlichen Holzes hat er weder Zeit noch Hülfe genung.

In der A. d. Bibliothek 33sten Band. 2ten St. lese ich, bey A. W. Hupels recensirten topographischen Nachrichten von Lief- und Esthland, S. 356. „man verbessere da das Land durch Röhdungen, wenn man das hohe Gesträuch kahl niederhaut, trocknen läßt, dann anzündet, und den noch warmen Boden besäet und egget, welches das zwölfte Korn und vier Erndten giebt; und man verbessere es durch den Küttis, da man den vorhandenen Strauch eines Feldes abhaut, in Bunde bindet, den Boden pflügt und egget, die Gebunde reihenweise 3 Schritte von einander legt, mit unzermalmten Rasenstücken belegt, und dann anzündet, die Asche davon umherstreut, und sodann das Land besäet. Auf die Art bauet man das zwanzigste Korn, und kann 4 Erndten nehmen. Uns fiel hiebey ein, was schon Virgil Georg. I, 84 f. von dieser Verbesserungsart eines Ackers sagte: Saepe etiam steriles u. s. w. und wie schön er in den gleich darauf folgenden Versen über die Möglichkeit einer solchen Ackerverbesserung philosophirt.„

Es ist ohne Zweifel nicht Herr Hupel, sondern der Herr Recensent, dem bey der Verbesserung des Ackers durch Feuer unsere Stelle des Dichters einfiel. Ich bin ohne eigene Erfahrung, die in Teutschland angebaueten Gegenden auch

telst der Asche meynt, so hat er meinen Beyfall; wiewol ich ihm auch nicht abfalle, wenn er glaubt, daß occultae vires dadurch erweckt werden. Man hält zwar von den qualitatibus occultis nicht viel; ists indeß Erfahrung, daß es den Acker verbessert: so trete ich doch auf die Seite derer, die sie haben, wenn wir uns auch bey der Erklärung auf qualitates occultas berufen müssen, wie wir denn beym Ackerbaue doch oft müssen. Des Dichters zweyte Vermuthung ist, das Feuer möchte den feuchten Acker so weit austrocknen, daß die Nässe den Früchten nicht mehr schade. Ist seine Meynung, man solle den übergehüteten Stoppel der Hülsenfrüchte anzünden, und dann den Acker zum Winterkorne zubereiten: so glaube ich, daß auf diesem von Natur feuchten, durch diese Hitze aber möglichst ausgetrockneten Acker das Winterkorn nicht leicht unter Wasser kommen und verfaulen würde; und wo dieser Fall ist, daß das Winterkorn durch die Nässe verdirbt, wie er denn in Niedersachsen, leider! gar häufig ist, da wünschte ich sehr, daß der Versuch des Stoppelbrennens, wie eben gesagt, gemacht werden möchte. Der Acker, welcher auf Leim steht, läßt das Regen- und Schneewasser nicht einziehen, und wird dadurch zu weich, und das Grab seiner Pflanzen, also durch häufige Winterregen unfruchtbar. Daher glaube ich,

auch nur selten seyn kann, völlig gewiß, daß neues Land, dessen Oberfläche man noch dazu durch Brennen reiniget, erwärmt, und durch Asche düngt, sehr reichlich trage, aber ich bin gar nicht gewiß, daß Virgil von solchem Lande rede; mir scheint er bloß vom Anzünden des vielleicht vorzüglich dazu lang gelassenen Stoppels auf artbarem Acker zu sprechen, und ob dies versucht und auch in der trockensten Zeit möglich gewesen, das möchte ich wol wissen. Vielleicht beliebt es dem Herrn Recensenten der Hupelschen Schrift, bey einer andern Gelegenheit anzuzeigen, warum der Dichter hier von neuem oder Rottlande verstanden werden könne, oder daß man auch vom Stoppelbrennen Erfahrung vermehrter Fruchtbarkeit habe.

ich, daß der Dichter das Stoppelbrennen auf diesem Acker vorträglich hält, und auf diesen Acker sieht, wenn er den Nutzen davon angiebt, damit tenues pluviae den Früchten nicht schaden. Mir sind tenues pluviae nicht ein sanftes, kurzes Regenschauer, als von welchem sich kein Schaden absehen läßt, sondern ein gelinder, anhaltender, so genannter Landregen, der im späten Herbst nicht selten zu kommen, 24 ja 48 Stunden und noch wol länger unaufhörlich fortzudauren, und Aecker, wovon hier die Rede ist, ganz zum Breye, worin die Pflanzen umkommen müssen, zu machen pflegt. Wenn man also, wie ich kein Hinderniß sehe, zusammensetzen darf, was ich zusammengesetzt habe: so hat es à priori die größte Wahrscheinlichkeit, daß die Landregen im Winter die Früchte auf einem natürlich feuchten oder leicht durchgenäßten Boden nicht leicht verderben würden, wenn man den Stoppel angezündet, und dadurch dem Lande eine ungewöhnliche Trockenheit verschafft hätte. Ich wünschte, es würde versucht. Die dritte Vermuthung, wie das Stoppelbrennen magern Acker verbessere, ist, ob nicht dadurch den verschlossenen Dünsten von der Tiefe herauf der Zugang zu den Wurzeln der Pflanzen geöffnet werden möchte. Der Landmann pflegt sich nicht um die untern Erdschichten zu bekümmern, seinetwegen mag tiefer, als der Pflug geht, die Erde beschaffen seyn, wie sie will. Ich lobe diese Gleichgültigkeit nicht, da ich die Ausdünstungen von innen von den Ursachen der Fruchtbarkeit, auch wol der Unfruchtbarkeit, nicht ausschliessen darf. Gesetzt also, unter der Oberfläche läge Leim oder Thon, und unter demselben stünde Wasser: sollte in diesem Falle das Stoppelbrennen nicht den Thon härten, mithin Spalten oder Oeffnungen darin machen, durch welche das Wasser dünsten könnte? Wäre das nicht der Fall, den Virgilius hier angiebt? Empfingen nicht dadurch die Pflanzen Saft, der es abwehrte, daß rapi-

di potentia solis acrior sie nicht welk machen, und tödten? Man sieht, daß ich abermals eine Verbindung unternehme, bey welcher nichts gewagt, sondern der Dichter deutlicher, grösser, brauchbarer wird. Ob wir auch die Erfahrung von dem, was nicht unwahrscheinlich ist, haben wollen, steht bey denen, die sie machen dürfen. Könnte das Stoppelbrennen Spalten in dem unten liegenden Leime machen: so liesse sich daraus erklären, wie der Schaden von den Winterregen dadurch abgewandt würde, wenn man nämlich annähme, daß sich das Wasser in diese Spalten zöge, und verlöhre. Viertens vermuthet der Dichter, das Stoppelbrennen möchte schlechten Acker dadurch verbessern, daß es ihn fester und dichter mache. Es ist von unfruchtbaren Lande ausdrücklich die Rede, und so darf man nicht auf Lavaboden fallen, von welchem die Herren Hamilton und Bridone bemerken, daß er voller Spalten sey, aber auch bemerken, daß er der fruchtbarste auf der Welt sey. Thonerde reißt bekanntlich in der Wärme auf, und würde also durch das Stoppelbrennen noch mehr reissen, oder gar zu hart werden, daß man sie nicht bearbeiten könnte. Der Sandboden würde hiedurch leicht gar zu trocken, oder doch vom Pflügen wieder aufgerissen werden, wenn ihm auch das Feuer mehr Dichtigkeit gegeben. Ich bekenne demnach, nicht zu verstehen, welchem Boden durch das Stoppelbrennen mehr Härte und Zusammenhang auf eine unschädliche Weise, ja gar zur Verbesserung verschafft werden könne, und muß bey dieser Stelle einem Kenner des italiänschen Bodens, oder einem Naturforscher meinen Dichter hingeben, und seiner Erklärung zuhören. Er fährt fort v. 94 ff.

Multum adeo, rastris glebas qui frangit inertis,
Vimineasque trahit crates, juvat arva: neque illum,
Flava Ceres alto nequidquam spectat Olympo;
Et qui proscisso quae suscitat aequore terga

Rur-

Rursus in obliquum verso perrumpit aratro,
Exercetque frequens tellurem, atque imperat arvis.

Je leimiger oder thoniger der Boden, desto mehr Schollen oder Klösse finden sich, die nicht allein selbst kein Saamenkorn aufnehmen, keine Pflanze nähren, sondern auch die Stelle, worauf sie liegen, unfruchtbar machen, und sich selbst durch ihren festen Zusammenhang, der alle bessernden Einflüsse hindert, verschlimmern. Virgil hat also sehr Recht, das Zermalmen der Schollen für eine grosse Verbesserung des Landes auszugeben. Es soll mit den Eggen geschehen, die er daher schwer verlangt, v. 164. iniquo pondere rastri, vermuthlich von vier Balken mit eisernen Zacken, rastri quadridentes, wie sie Cato c. X, 3. nennt, und unter das Ackergeräth rechnet. In schlechtem Lande aber, wovon hier die Rede ist,*) pflegt die Egge in manchem Jahre und bey unzeitigem Pflügen die Klösse nicht zu zerreissen; sie müssen zerschlagen werden, oder sie liegen bis zum Thauwetter. Hier herum geschieht das Zerschlagen der Schollen, wenn Gersten und Haber gesäet ist, mit grossen hölzernen Hammern, die man Klümper, und die ganze Arbeit Klümpern nennt. Man weiß keinen weitern Nutzen davon, als den Acker dadurch dichter zu machen, und besonders ihn zu ebnen, damit die Sense ohne Hindernisse den Gersten und Haber desto dichter an der Erde abschneiden könne. Die Schollen, welche nach bestellten Winterkorne noch da sind, zerschlägt man nicht, theils weil sie der Winter mürbe mache, und theils, weil sie dem Korne einen Schutz gegen die Erdwinde gewährten;**) und die, welche der erste macht, rührt vollends keiner an, die, heißt es, würden nach und nach durch den Pflug und die Egge schon klein, oder doch wenigstens

*) Denn von fettem Lande sagten die Römer: male subactum agrum, qui satis frugibus occandus sit. *Colum.* II. 4, 2.

**) M. s. den Hausvater, 1sten Th. S. 167. §. 98.

ſtens endlich durch den Winter mürbe gemacht werden. Ich kenne die vielen Arbeiten der Landleute, und möchte sie ihnen lieber vermindern als vergrößern; aber hier muß ich doch auf die Seite des Dichters treten, und ihnen noch das Zerschlagen der Schollen, so bald sie der Pflug gemacht hat, und die Egge es nicht kann, als eine beträchtliche Verbesserung des Ackers, der sie giebt, sehr empfehlen. *) Nur ein Paar Fragen, und wir sind gleich einig: Kann eine Erdscholle, die man, wie sie beym Aufreissen der Brach gebrochen ist, liegen läßt, bis sie das Thauwetter in kommenden Frühjahre ganz auflöst, kann die weiter als in ihren äussern Theilen an dem bessernden Einflusse der Sonne, der Luft und des Düngers Theil nehmen? Man muß mit Nein antworten, da eine Scholle, die von der Brach bis zum Thauwetter liegt, so fest seyn muß, daß ihre inwendige Erde von allem äussern, bessernden Einflusse ausgeschlossen bleibt. Ich frage weiter: Wer viele Schollen auf seinem Lande behält, ist der nicht selbst Schuld, daß ein Theil des Ackers einer unentbehrlichen Verbesserung beraubt wird, und unfruchtbarer als der übrige Theil bleibt? Man kann es nicht leugnen, und muß sogar ge-

*) Es ist mir sehr lieb, daß, da man mir Virgilen von der Seite reissen könnte, ich auf der andern den Palladius behalte. Der Januar. tit. 3. lehrt: pingues & sicci agri proscindi, und das heißt gewiß zum erstenmale gepflügt werden, & apparari jam possunt; sulcus autem in arationibus longior, quam centum viginti pedum, esse non debet; servandum vero est, ne inter sulcos non mota terra relinquatur. Glebae omnes dolabris dissipandae sunt. Sie sollen also nicht liegen bleiben, bis sie endlich von selbst zu zerfallen belieben, nicht nach und nach von der Egge zerrissen, sondern gleich nach ihrem Entstehen mit Gewalt zerschlagen werden. In der Gesnerschen Note zu dolabris steht: ἐπεξηγημα, Crescentius addit *vel malleis aut ligonibus*.

gestehen, daß man durch diese Schollen unfruchtbare, oder doch weniger fruchtbare Erde auf sein Land bringt. Wird nun nicht, frage ich endlich, das Zerschlagen der Schollen den Acker desto fruchtbarer machen, je früher es geschieht und geschehen kann? Auch dies wird man leicht einsehen, und es daher für einen sehr heilsamen Rath erkennen, die Brach zu einer Zeit zu pflügen, da es, nach Beschaffenheit des Ackers, die wenigsten Schollen giebt, diese, so bald es möglich, zu zerschlagen, damit der Acker gleiche Besserung empfange, die ungebesserte Scholle keine schlechtere Erde aufs Land bringe, und der Platz, den sie einnimmt, und Saamen aufzunehmen hindert, wie der übrige Acker tragen könne. Sie soll aber das Korn gegen die Erdwinde schützen! — Ich glaube nicht, daß es mit diesem Vortheile in Ernst gemeynt ist. Welche Klösse müßten das seyn, die einer Reihe von Pflanzen Schutz gegen den streichenden Wind gäben! Ists wahr, daß sie schützen, wie keine Erfahrung beweisen wird: so nehmen sie gewiß mehr Pflanzen dem Platz, als derer sind, welchen sie den Wind abhalten; und Winterkorn heißt deswegen so, weil es den Winter vertragen kann, und den, bald hätte ich gesagt, lächerlichen Schutz von Erdschollen nicht bedarf.*) Man kann sicher dem Virgil folgen, und wird erfahren, daß ein durch möglichst frühes Zerschlagen der Schollen recht ebenes Winterfeld ungleich ergiebiger ist, als das, welches viele Schollen höckerig machen. Ein altes und Arbeit sparendes Vorurtheil ist schwer zu vertilgen, wenn seine Schädlichkeit auch noch so deutlich zu machen steht. Die mehr kritischen als ökonomischen Leser dieses meines Versuchs, den Virgil als einen guten Acker=

*) Herr Prof. Beckmann sagt vom Walzen, das doch die Klösse zu zerbrechen geschieht, es sichere im Herbste die Pflanzen wider die Beschädigung vom Froste, und im Frühlinge wieder die von der Hitze. Grundſ. der Landwirthſch. §. 56. S. 84.

Ackermann darzustellen, bitte ich also um Vergebung, daß ich sie zu lange hiebey aufhalte, und noch einen Vortheil berühre, den ein sehr klares ebenes Winterfeld gewährt. Jeder Landmann weiß, daß sich die Schnecke, dieser tödtliche Feind des Winterfeldes, unter den Klössen aufhält, und nur einzufinden pflegt, wenn es im Sommer viel regnet, und also, weil man nicht zerschlägt, im Herbste viel Schollen giebt. Gegen diesen Feind ist vieles versucht, aber noch nichts wirksam gefunden. Versucht auch dies, gute Ackerleute, zerschlagt eure Schollen, so bald sie entstehen, macht euer Winterfeld so klar und eben als Gartenland, und seht dann zu, ob die Schnecke darauf hausen kann. Nach der größten Wahrscheinlichkeit wird sie auf diesem Acker so selten, als auf dem Sandlande seyn, wo sie ohne Zweifel deswegen so selten ist, weil sie da keinen Kloß, worunter sie kriechen kann, findet. Mein bloß kritischer Leser hätte, wenn Virgils Rath befolgt würde, das Vergnügen, auf seinen künftigen Spatziergängen am schönen Herbsttage, statt eines rauhen, ungestalten Winterfeldes, ein ebenes, glattes zu sehen, und finge dann wol gar an, den fleißigen Ackermann zu loben, zu achten, und auch den Ackermann von Andes, Virgilius, zu empfehlen, womit gar viel gewonnen seyn würde.

Was vimineae crates sind, weiß man ohne mich; aber was sollen sie ausrichten? Den Acker eben machen, nachdem seine Schollen zerschlagen sind, nach dem Zusammenhange. Ich glaube es auch, aber ob sie es können? Auf sehr lockerm Lande wol, im Sande wol, in diesem möchten sie also, wenn man ihre damalige Einrichtung genauer kennte, statt der Egge zu gebrauchen, und, weil sie vermuthlich die Oberfläche dichter machen und mehr binden, nützlicher als die Egge zu gebrauchen seyn, die, wenn sie auch nur hölzerne Zacken hat, doch spaltet, und nicht bindet, wie ein Flechtwerk von Reisern.

sern. Auf den unsandigen Aeckern aber wird, glaube ich, die Egge besser, und nicht zu entbehren seyn. Virgil nennt ausdrücklich, bey dem Verzeichniß des Ackergeräths, noch einmal arbuteas crates v. 166. Da die wilden, unveredelten Obstbäume Stacheln haben, und ohne Zweifel deswegen Virgilius arbutum horridam Ge. II, 69. nennt: so scheint mir seine Hürde ein Flechtwerk von Reisern mit Stacheln zu seyn, die, ohne tief einzufassen, das oben liegende mit nimmt, und einen sehr lockern, besonders Sandboden, ebnet, und gleichsam zuschließt.*) Wie sie also, nach geschehener Einsaat, dem Sandboden nützlicher als die Egge seyn wird: so stehts dabey, ob sie sich nicht auch auf schwererm Lande zum Zuziehen der gefüllten Saatfurche und zur Beforderung mehrerer Ebene sehr gut gebrauchen läßt, wenn man nämlich erst beliebt hat, die Klösse zu vertilgen, und so früh, als möglich, zu zerschlagen.

Des Dichters Rath, von welchem er grosse Vortheile verspricht, ist ferner, daß man den erst in die länge gepflügten Acker nachher auch in die Queer pflüge.**) Ich

*) Plinius sagt Hist. L. XVIII. c. 18. Semen protinus injiciunt, cratesque dentatas super trahunt. Hier sieht man ihre Absicht leicht, aber nicht, ob es die arbuteae des Virgils, oder die rastri lignei des Columella L. II. c. 11, 4. oder von beyden noch verschieden sind.

**) Ich kann den Dichter hier nicht anders als vom Querpfluge verstehen. Eben so verstehe ich den Plinius H. L. XVIII. c. 20. aratione per transversum iterata, occatio sequitur &c. Iteratio war der zweyte Pflug, warum dabey per transversum, gleichsam zum Kennzeichen, wenn er in die Länge ging, wie der erste? c. 19. Omne arvum rectis sulcis, mox & obliquis subigi debet. So verstehe ich den Varro L. I. c. 32, 1. cum proscideris, offringi oportet, id est, iterare, ut frangantur glaebae; prima enim aratione grandes glaebae ex terra scinduntur. Wenn der zweyte Pflug so zuverläßig die Schollen zerbrechen soll: so muß er wol in die Queer gehen; bey

Ich hoffe, es wird ihm hierin kein Beobachter abfallen, da es sehr einleuchtend ist, daß dadurch die Erde mehr durch

bey uns fangen die, welche locker genung dazu sind, gewöhnlich erst an zu brechen, wenn zum drittenmale gepflügt wird. So verstehe ich den Columella L. II. c. 4, 10. paullum tamen quotiescunque iterabitur, modo in elatiora, modo in depressiora clivi obliquum agi sulcum oportebit, ut in utramque partem rescindamus, nec eodem vestigio terram moliamur. Wenn demnach die alten Ackerleute das zweytemal in die Queer pflügten: so möchte ich wol wissen, warum wir das nicht beybehalten haben, da unsere Vorfahren den Ackerbau hauptsächlich von den Römern gelernt zu haben scheinen? Wer mir antwortet: das haben wir bey unsern einzelnen langen Aeckern nicht beybehalten können, der konnte voraussehen, daß ich weiter fragen würde: warum mögen unsere Vorfahren ihren Aeckern eine Gestalt gegeben haben, bey welcher es nicht angeht in die Queer zu pflügen? Haben sie diese Pflugart unvortheilhaft gefunden? oder sind sie genöthiget worden, ihren gesammten Acker in kleinen Streifen auf der ganzen Feldmark umher zu vertheilen? und wodurch, wenn die Feldmark nicht naß, und so ziemlich von gleicher Güte ist? Wir wissen indeß nicht anders, als daß von jeher das gewöhnliche Bauerland in schmalen Aeckern umher zerstreuet gelegen, und daher in die Queer nicht hat gepflügt werden können, und daß dieser Pflug auf den grossen Fluren bey adelichen Gütern auch nicht eben eingeführt ist, wenigstens macht der Hausvater Th. 1. S. 126. §. 52. eben nichts daraus, und meynt, in die Breite eggen sey eben so gut und noch besser, als in die Queere pflügen; andere Schriftsteller erwehnen es gar nicht, so wie es grosse Haushalter, die es bequem könnten, nicht thun. Sollten die Teutschen wol so gleichgültig gegen den Queerpflug geworden seyn, wenn sie ihn als unumgänglich zur guten Beackerung von den Römern empfangen hätten? Ich glaube in Wahrheit nicht, und hätte daher grosse Lust, den Pflug per transversum, in obliquum von dem ersten dadurch zu unterscheiden, daß dieser die Erde wieder umkehrte, die der erste heraufgebracht, und dieser an der Furche vermuthlich angesetzt wurde, da der erste beym Mittelrücken anfing, und den erhöhte, also bey den Römern nicht die Abwechselung mit der

durch einander gemischt, und folglich fruchtbarer werde. Nur Schade, daß die kleinen Landleute, die die mög-
lichste

der Furche in die Länge und Breite, sondern die Abwechse-lung mit dem Zusammen- und Auseinanderpflügen, wie sie bey uns ist, anzunehmen. Hiezu sage ich, hätte ich grosse Lust, wenn mir es die Sprache erlauben wollte. Wer mir die Erlaubniß verschaffen kann, klärt mir auf, was sonst dunkel bleibt.

Wie vielmal pflügten die Römer? Man findet immer dreymal, sie mochten im Frühjahre oder Herbste anfangen. Wo es aber der Acker öfter nöthig hatte, da pflügten sie so oft, als ers nöthig hatte. Ich will ein Paar Stellen darüber hersetzen, woran sich bequeme und eigensinnige Ackerleute erbauen können. Columella sagt L. II. c. 4, 12. Pingues campi, qui diutius continent aquam, praescindendi sunt anni tempore jam incalescente, cum omnes herbas ediderint, neque adhuc earum semina maturuerint; sed tam frequentibus densisque sulcis arandi sunt, ut vix dignoscatur, in utram partem vomer actus sit: quoniam sic omnes radices herbarum perruptae necantur. Man soll also unreines Land gleich das erstemal mit so schmalen und häufigen Furchen pflügen, daß kaum merklich ist, ob man den Acker herauf oder herunter gepflügt. Sed & compluribus iterationibus sic resolvatur veruactum in pulverem, ut vel nullam vel exiguam desideret occationem, cum seminaverimus. Will es durch den zweyten Pflug nicht stäuben, so soll man es so oft pflügen, bis es recht gaar ist, krümelt und stäubt. Veruactum nämlich arvum ist aufgepflügte, aufgerissene Brach, und subactum durchgepflügter Acker, worin der Pflug keine Balken gelassen. Von dem Acker auf seinem Gute schreibt der jüngere Plinius L. V. Ep. 6. Campos non nisi ingentes boves & fortissima aratra perfringunt. Tantis glebis tenacissimum solum, cum primum prosecatur, assurgit, ut nono demum sulco perdometur. Gesner, der diese Stelle in der Note zu der aus dem Columella abgeschriebenen anführt, setzt denen, welche für nono, weil es zu viel zu seyn scheint, novo lesen wollen, eine Bestätigung des ersten Worts aus des ältern Plinius H. L. XVIII. c. 20. entgegen: spissus solum, sicut plerumque in Italia, quinto sulco seri melius est, in Tuscis vero nono. Man

pflügte

lichste Nutzung des Ackers am meisten bedürfen, und oft am fleißigsten suchen, nur einzelne lange schmale Stücke zu besitzen pflegen, auf welchen der Queerpflug nicht anzubringen steht. Auch der Vortheil, den er unstreitig schafft, sollte die Vereinigung der Grundstücke befordern. Doch, dies gehört unter die Wünsche, die hier nicht her gehören, und vielleicht nirgend hin gehören, weil sie nirgend ganz erfüllt werden möchten.

Endlich rechnet Virgil zu den Arbeiten, denen der Lohn sicher folgt, ein fleißiges Rühren der Erde, woraus gleichsam eine Befehlshaberschaft über den Acker erwächst. Wer öfter, scheint er mir zu sagen, als gebräuchlich, den Acker rührt, in die Länge und wieder in die Queer pflügt, und sich dadurch als seinen Befehlshaber beweist, der ihn zwingt, alle seine Kräfte anzulegen, und den Früchten mitzutheilen, der wird sicher reicher denn andere erndten. Und, den trocknen, an sich ewig unfruchtbaren Sand ausgenommen, wer wird es bezweifeln, daß der Acker an Fruchtbarkeit zunimmt, wenn ihn eine öftere Bearbeitung mehr durch einander mischt, lockerer macht, tiefer auflockert, alle seine Theile mehr denn einmal an die Luft und Sonne bringt, und dann wieder in die Tiefe wirft, um ihre eingesogene Kraft auch unten um sich her mitzutheilen? Wer wird es bezweifeln, daß man dadurch im eigentlichsten Verstande des Ackers Herr wird, und Gehorsam, zu tragen, was man ihm abfodert, und so reichlich, als es nach seiner Natur möglich ist, zu tragen, von ihm verlangen kann? Der Acker ist dankbar und undankbar, gehorsam und ungehorsam, wie wir Wohlthäter und Herren sind. Die folgenden vier Verse v. 100 ff.

Hu-

pflügte also so oft, bis das Land klar und mürbe war, und wenn es auch neunmal geschehen sollte.

Humida solstitia atque hiemes orate serenas,
Agricolae: hiberno laetissima pulvere farra,
Laetus ager: nullo tantum se Mysia cultu
Jactat, & ipsa suas mirantur Gargara messis.

scheinen mir, wenn ichs offenherzig sagen soll, hier nicht ganz her zu gehören. Doch, sie stehen einmal da. Es ist mir lieb, daß Herr H. H. schon bemerkt hat, solstitium bedeute die Sommersonnenwende, weil dadurch des Dichters Beobachtung auch für uns Wahrheit wird, wenn man anders mir nicht kritisch wehrt, den Vers nach unserer Erfahrung zu verstehen. Diese lehrt uns wünschen, daß es vor Johannis oft genung regnen, und also unter feuchter Witterung die Sonnenwende eintreten möge. Darf ich humida solstitia so verstehen, so wünschen sie unsere Ackerleute für alle drey Felder mit Rechte noch. Der Märzmonat gehört größtentheils noch zum Winter, und es ist ein sehr wahres Sprüchwort, daß der Märzstaub dem Golde gleich sey. Es wird indeß nicht leicht im Märze bis zum stäuben trocknen, wenn der vorige grössere Theil des Winters mehr trübe und regnig, als helle und trocken gewesen. Da nun ein so trockner März, daß die Erde darin stäubt, eine vortrefliche Eerndte verspricht, wie wir es 1774. und eben erst 1779. erfahren haben; und da dieser trockne März ein Theil des Winters ist, und nicht ohne einen guten Theil eines trocknen Winters erfolgt: so haben wir noch alle Ursach, einen trocknen Winter zu wünschen. Ein feuchter Vorsommer bis zur Sonnenwende auf einen trocknen Winter pflegt uns die herrlichsten Erndten zu verschaffen, und der Vortheil dieser Witterung scheint sehr weit ausgebreitet zu seyn, und sollte man den Dichter so nicht verstehen dürfen? Seine Beobachtung trifft also auch unsern Wunsch, und macht ihn uns desto wichtiger, ob er gleich nichts verliehren müßte, wenn wir auch nicht zu wünschen Ursach hätten, was er zu wün-

schen

schen räth, da die verschiedene Himmelsgegend, Art des Bodens und Cultur gar verschiedene Wünsche rechtfertigen können.

Was nun folgt v. 104. 105.

Quid dicam, jacto qui semine comminus arva
Insequitur, cumulosque ruit male pinguis arenae?

wird von allen guten Ackerleuten im Sommerfelde beobachtet, daß sie nämlich, wenn der Gersten und Haber gesäet ist, die Klösse zerschlagen, wenn sie nicht erwarten, daß sie die Walze zerdrücken wird. *) Mit dem male pinguis arena scheint mir der Dichter auf die zu sehen, welche den Kloß für einen Beweis von der Fettigkeit ihres Ackers ausgeben, und also ungestört liegen lassen; in seinen Augen ist er entweder kein Beweis von der Fettigkeit, oder ein Beweis, daß man sie, wenn der Kloß daraus entstanden wäre, doch wenigstens nichts nütze, wenn man ihn nicht zerschlüge. Ich glaube, daß er das erste dabey dachte, und habe schon vorher genung davon gesagt. Sein quid dicam scheint mir eine vorzügliche Empfehlung der Ackerleute zu enthalten, die es machen, wie er im Begriff ist zu erzehlen.

Die Sorgfalt der Ackerleute, welche v. 106 ff. erzehlt wird,

Deinde satis fluvium inducit, rivosque sequentis,
Et, quum exustus ager morientibus aestuat herbis,
Ecce supercilio clivosi tramitis undam
Elicit: illa cadens raucum per levia murmur
Saxa ciet scatebrisque arentia temperat arva.

verdient, wie die folgenden, gewiß ein quid dicam, wie empfehlungswürdig! Nur Schade, daß sie nur die grossen,

*) Auf seinen mehr leichten, sandigen Aeckern findet Reichart L. u. G. S. Th. 5. C. 3. §. 7. S. 130. u. §. 9. S. 141. die Walze hinlänglich, weil er vom Zerschlagen nichts sagt; in schwerem Lande muß man oft Gewalt brauchen, da ist die Walze der harten Scholle zu leicht.

sen, welche selten Zeit dazu haben, anwenden können, weil die kleinen, die einen oder ein Paar schmale Aecker an einem Berge haben, nicht Vorkehrung genung dazu machen können. Es ist zwar beydes wahr, daß unsere Sonne so leicht nicht verbrennt als in Italien, und daß wir auch weniger Berge haben. Ist aber gleich diese Einrichtung bey uns weder so nöthig, noch so leicht zu machen: so verdient sie doch etwas erläutert, und, wo es angeht, nachgeahmt zu werden. Virgil scheint seinem Ackermanne die Sorgfalt beyzulegen, daß er auf der Anhöhe seines Berges eine Quelle sucht, elicit undam. Sie finden sich, und thun sich zuweilen ungesucht hervor, dem Forscher werden sie sich wenigstens nicht verbergen. Diese faßt er mit Steinen ein, und läßt sie zur Zeit der Dürre über die Saat laufen, wovon man sich den Nutzen leicht vorstellen kann. Ja, wird man sagen, den Nutzen sehe ich wol, hätte ich wol, wollte auch die Quelle wol finden, die meine im Sande schmachtenden Früchte erquicken sollte, aber wer unten an meine Aecker mit den seinigen stoßt, will das Wasser nicht, und läßt mir verbiethen, es fliessen zu lassen. Also werden manche vorzügliche Einrichtungen so lange unterbleiben müssen, bis der freye Abfluß des Wassers und die Verbindung der Grundstücke von der Landesregierung verfügt ist.

Eine andere bedächtliche Vorsicht des Ackermanns folgt v. 111 ff.

Quid, qui, ne gravidis procumbat culmus ariſtis,
Luxuriem ſegetum tenera depaſcit in herba,
Quum primum ſulcos aequant ſata?

sie setzt nur voraus, daß er Schaafe hält. Stark, oder, wie es der Landmann nennt, geil wachsender Weitzen oder Rocken legen sich oft, ehe noch die Aehre voll gewachsen ist, oder geladen hat, und dann giebt es zwar Stiege genung, aber nicht Himten genung. Wenn also der Ackermann das Niedersinken oder Lagern des Korns sonst nicht

nicht zu verhindern weiß, so thut er sehr wohl, die Schaafe darüber zu treiben, so lange es im Herbste oder Frühjahre noch im blossen Grase steht. *) Man sieht auch hier oft Aecker, die dadurch ergiebiger in Korne werden würden, der Eigenthümer erlaubt aber dem Schäfer das Ueberhüten doch nicht, weil der, zum Besten seiner eigenen Schaafe, den Acker gar abhüten, und dem Eigenthümer nichts als den Nachwachs lassen möchte. Wir wissen manches, was gut ist, unsere einmal beliebte Einrichtung aber, daß wir in der Communion leben, hindert, es zu nutzen.

Ferner bezeichnet es den aufmerksamen Landwirth, wenn er handelt, wie es weiter heißt v. 113 ff.

- - - Quique paludis
Collectum humorem bibula deducit arena?
Praesertim incertis si mensibus amnis abundans
Exit, & obducto late tenet omnia limo:
Vnde cavae tepido sudant humore lacunae.

Aecker, die an Flüssen liegen, werden im Frühjahre und Herbste, am schädlichsten im Vorsommer, überschwemmt, woraus nicht allein der Schaden, den das Wasser als Wasser thut, und den der Dichter als bekannt genung nicht einmal erwehnt, sondern auch der entsteht, daß es schädlichen, scharfen entweder, oder bindenden Schlamm (von

*) M. s. Reicharts L. u. G. S. 5ten Th. 3tes Cap. §. 1. S. 117. „Wenn der Weitzen schön aufgegangen, und sich „vor Winters wohl bestocket hat, und man besorgt, daß er „sich, wegen der guten Besserung des Landes, lagern möch„te, so ist nicht undienlich, wenn man bey starkem Froste, „so lange die Saat noch nicht mit Schnee bedeckt ist, die „Schaafe läßt darauf treiben. Doch muß hierüber gehörige „Aufsicht gehalten werden, damit das Abhüten nicht zu „stark geschieht. Sollte die Saat im Frühjahre sehr grün „und fett in die Höhe wachsen, so ist nöthig, daß sie zei„tig — oben an den Blättern abgeschnitten oder geschrapft „werde. — Korn, das zu geil steht, und sich zu früh legt, „giebt wenig und schlechte Körner.„ M. s. den Hausvater 1sten Th. S. 170 f.

(von fruchtbarem kann die Rede wol nicht seyn,) auf das Land führt, und in den Tiefen, die es findet, oder wol gar macht, stehen bleibt, bis es nach und nach verdünstet. Es ist ein vorsichtiger Wirth, der hierauf achtet, und das Wasser von seinem Acker ableitet, es mag durch den Fluß, oder Regen, oder geschmolzenen Schnee entstanden seyn. Das einzige Mittel ist der Abzugsgraben, wenn er gehörige Tiefe hat. *) Dies sehe ich in dem bibula arena, einen Abzugsgraben, der tiefer ist, als die artbare Ackererde, bis in die untere unfruchtbare Erde ausgestochen ist, die wegen ihrer Dürre ein Haufen Wasser ver- verschlingt, und daher wegen seiner Tiefe und seiner Erde scharf zieht. Ich kanns sehr gut vertragen, wenn andere weder dies, noch so viel hierin sehen können.

Nun kommt der Dichter von diesem auf den weitern Schaden, den der Landwirth erlebt, und zu verhüten oder zu mindern suchen muß, v. 118 ff.

> Nec tamen (haec quum sint hominumque boumque labores
> Versando terram experti) nihil improbus anser
> Strymoniaeque grues, & amaris intuba fibris,
> Officiunt, aut umbra nocet.

Er theilt ihn in den, welchen das Wild, welchen das Unkraut, und welchen der Schatten verursacht. Man kann sich nicht weiter dabey aufhalten, da dies strichweise anders ist. Strymoniae grues schaden uns in Niederteutschland nicht; dafür schaden uns aber andere wilde Thiere, vierfüßige und fliegende. Intubum, Endivien, ist unser schädlichstes Unkraut nicht, es steht aber vermuthlich statt des schädlichen Unkrauts überhaupt. Der Schatten von hohen dicken Bäumen um den Acker mag hier auch

*) M. s. den Hausvater 1sten Th. S. 167. §. 99. „Nachdem das Eggen geschehen ist, so versäume man nicht, in „nassen Gegenden die Wasserfurche wieder aufpflügen „zu lassen, oder wenn der Pflug nicht zureichet, sie mit „der Hand aufzugraben.„

auch für den ganzen Schaden gesetzt seyn, den sie den Feldfrüchten verursachen. Sie haben ihre Feinde, will der Dichter sagen, gegen welchen du dich ihrer, wenn sie gut einschlagen sollen, sorgfältig annehmen mußt.

Nachdem er hierauf in einer schönen Einschaltung von v. 121. bis 149. gelehrt hatte, daß Gott in guter Absicht den Menschen in allerley Ständen Mühe und Arbeit aufgelegt, welches ich überschlagen kann, kommt er v. 150 ff. wieder zu den vornehmsten Feinden der Feldfrüchte, und zu der Sorgfalt, die der Ackermann gegen sie anwenden muß:

Mox & frumentis labor additus: ut mala culmos
Esset robigo, segnisque horreret in arvis
Carduus. intereunt segetes: subit aspera silva,
Lappaeque tribulique: interque nitentia culta
Infelix lolium & steriles dominantur avenae. *)
Quod nisi & adsiduis terram insectabere rastris,
Et sonitu terrebis aves, & ruris opaci
Falce premes umbras, votisque vocaveris imbrem:
Heu magnum alterius frustra spectabis acervum:
Concussaque famem in silvis solabere quercu.

Es hat meinen Beyfall, daß Virgil gegen den Brand und das erstickende Unkraut nichts als unaufhörliches Reinigen und Bearbeiten des Ackers empfiehlt, keiner Künsteleyen, keines Aberglaubens erwehnt. Fleißige und überlegte Wartung und Pflege des Landes kann man nicht genung empfehlen; was zu dessen Fruchtbarkeit und Verbesserung der Ackermann ausrichten kann, richtet er hiedurch aus; wer sich reiche Erndten her, und das Unkraut weg=

*) M. s. Reicharts L. u. G. S. 3ten Th. 3tes Cap. §. 2. S. 31. „Der Wind= oder Wildhaber wird allezeit 14 Tage „eher reif, als der Rocken, Weitzen, Gersten und Haber, „und fällt auch aus, ehe die andern Früchte geschnitten „werden, da ihn denn der Wind umherführt, und die um „selbige Gegend befindliche Aecker damit besäet und verder= „bet u. s. w.„

wegzaubern oder künsteln will, kommt bey mir in den Verdacht des Unfleisses und der Untüchtigkeit. Eben so vernünftig ist des Dichters Rath gegen den Schaden, den der Vogel thut. Wer ihn fangen, oder vergeben, oder durch Künsteley entfernen will, verschwendet seine Zeit, und entzieht sie mit Schaden der Wirthschaft. Es läßt sich durch Abwechselung lernen, welches Geräusch den Vogel am leichtsten scheu macht; nur müßte dem Landmanne, der von seinen Früchten leben und schwere Abgaben entrichten soll, nicht verboten seyn, den Vogel und anderes Wild von seinen Früchten zu scheuchen, allenfalls auch mit Hund und blindem Schusse zu scheuchen, wenn sie sonst nicht weichen wollten. Wenn auch nun der Hund einmal ein Wild ergriffe, oder das Gewehr geladen wäre! Ich kann in der Strafe, den Werth des Thiers doppelt zu bezahlen, Warnung genung sehen, muß aber die Sachen lassen, wie sie sind. Ein beschattetes Feld leidet an seiner Fruchtbarkeit sehr; billig sollte der Landmann die Zweige oder Bäume, die seinem Acker schaden, wegnehmen dürfen, oder ihre Wegnahme ausrichten können. Votis vocaveris imbrem, wie vernünftig! Ein Landprediger kann durch die alleinige Gewalt Gottes über die Witterung die Gottesfurcht der Landleute sehr befordern.

Von v. 160 ff. verzeichnet der Dichter das nöthige Ackergeräth. Ich kann ländliche Erläuterungen desselben übergehen, weil es sich nach unserer Wirthschaft richten muß. Der Ausleger aber würde wohl thun, die Erinnerungen dabey zu geben, daß der Landwirth alles ihm nöthige Geräthschaft selbst besitzen, immer in gutem Stande haben, und daher wohl verwahren, und, was er kann, auf seinem Hofe fertigen lassen, mithin sich mit allerley Nutzholze, wie es vorfällt, versehen müsse.

Auch brauche ich mich bey dem Unterrichte v. 178 ff. wie eine Dröschtenne zu verfertigen, nicht aufzuhalten, da die unsrige unter einem Dache angelegt wird; für die jun-

gen künftigen Landwirthe aber ist hier die Erinnerung gut, daß man diese Anlage und Einrichtung nicht gleichgültig ansehen, sondern für eine dichte, möglichst ebene, hoch und reinlich eingefaßte Tenne sorgen, und besonders die Mauselöcher in den Winkeln verstopfen müsse.

Nun folgen ein Paar Erinnerungen, die mehr Beobachtung verdienen. Der Dichter sagt v. 186 ff.

Contemplator item, quum se nux plurima silvis
Induet in florem, & ramos curvabit olentis:
Si superant foetus, pariter frumenta sequentur,
Magnaque cum magno veniet tritura calore.
At si luxuria foliorum exuberat umbra,
Nequidquam pinguis palea teret area culmos.

Er empfiehlt also Beobachtung, wodurch sich auf eine gute oder schlechte Erndte rechnen lasse, und veranlaßt dadurch die Frage: ob es wohlgethan sey, dergleichen Beobachtungen zu versuchen? und diese wiederum die: ob es wahrscheinlich sey, daß eine Pflanze unter unserm Horizonte mit den Feldfrüchten gleiche Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit habe? Ich meyne, die Frage sey es nicht unwerth, Beobachtungen zu befordern. Denn woher soll es unmöglich seyn, daß einerley Witterung, so weit das Gedeyen der Feldfrüchte darauf ankommt, eine Pflanze so fruchtbar oder unfruchtbar als diese mache? So wahr es ist, daß eine Witterung, die den Wachsthum der einen Pflanze sehr begünstiget, der andern nachtheilig ist: so wahr auch, daß mancherley Pflanzen bey einerley Witterung gleich gut gerathen. Warum sollte es nun nicht einen Baum, eine Staude, ein Kraut geben, aus deren frölichem Wachsthume und früher sichtbarer Fruchtbarkeit sich eine gute Erndte hoffen liesse? Ich wollte also meinem jungen Landwirthe wol rathen, zeitig hierauf zu achten, um durch vieljährige richtige Erfahrung auszumachen, daß sich entweder aus der Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit anderer Pflanzen auf den beträchtlichen oder

ge-

geringen Ertrag der Feldfrüchte gar nicht schliessen lasse, oder, daß es allerdings Pflanzen gebe, aus deren Gedeyen das Gedeyen der Feldfrüchte ziemlich richtig erwartet werde. Mir scheint Virgilius weder so grossen Aberglauben, noch so kleinen Beobachtungsgeist gehabt zu haben, daß er ohne alle Erfahrung rathen sollte, auf die Nuß zu achten, und aus deren Fruchtbarkeit die Fruchtbarkeit des Ackers zu hoffen. Herr H. H. hat bemerkt, daß von der Mandel hier die Rede sey. Hätte ich dies nicht gelesen, so würde ich die gemeine Holznuß verstehen, weil silvis dabey steht, und unsere Landleute zum Theil noch darauf achten, und aus dem Ansetzen der Nüsse auf den Ertrag der Felder schliessen. Dies Jahr 1779. haben sie wenigstens in meiner Gegend Recht; wir haben viel Nüsse und eine gute Erndte gehabt.

Auch die folgende Bemerkung des Dichters halte ich für wahr und nützlich. Er erzehlt v. 193 ff.

Semina vidi equidem multos medicare serentes,
Et nitro prius, & nigra perfundere amurca,
Grandior ut foetus siliquis fallacibus esset,
Et, quamvis igni exiguo properata maderent,
Vidi lecta diu, & multo spectata labore,
Degenerare tamen: ni vis humana quotannis
Maxuma quaeque manu legeret: —

Schon zu Virgils Zeiten versuchte man, die Früchte durch Einquellen der Saat zu vermehren und zu vergrössern; es freuet mich aber, daß der Dichter nichts davon hält,*) und dagegen die Auswahl der größten zur Saat für vorträglich hält. Dies ist ohne Zweifel vortheilhaft; ein gros-

*) M. s. auch Reicharts L. u. G. S. 1sten Th. 8tes Cap. S. 66 ff. „Ich versichere hiedurch, welches mir viele „Ackerverständige bejahen und beypflichten werden, daß, wo „keine Düngung und Besserung in den Aeckern sich befin„det, dieses angegebene Einweichen alles vergebens ist u. s. „w.„ Man kann auch hierüber eine etwas scharfe Stelle beym schlesischen Landwirthe Th. 1. S. 159 ff. lesen.

grosses, volles, gesundes Korn kann begreiflich ehe eine starke und fruchtbare Pflanze zeugen, als ein kleines und geringes. Bey unsern Dröschanstalten und Sieben können wir das beste Korn zur Saat absondern, ohne es verlesen zu lassen. Bey Gartensämereyen kann ichs allenfalls leiden, daß man sie einweicht; um die Freude zu haben, daß sie etwas früher treiben, und um mit einem Versuche, sie noch einmal so groß als natürlich zu haben, spielen zu können. Das Unglück ist nicht groß, wenn die ganze Sämerey beym Einquellen verweichet, oder die Keime von dem größten Theile der Körner beym Säen abgestossen werden, oder die zu früh getriebenen Pflanzen im späten Froste umkommen. Nur wünschte ich, daß man durch diese Künste, oder soll ichs Spielerey nennen? nicht versuchen möchte, das zehnte Korn der Erndte ins hundertste zu vermehren, den Rocken in Weitzen, oder den Haber in Gersten umzuschaffen, ohne Dünger und gehörige Cultur das Land doch ergiebiger wie sonst zu machen; man kann mit grossem Schaden die ganze Einsaat durchs Einweichen verliehren, man kann sich um die gewöhnliche Erndte bringen, wenn man eine ungewöhnliche verlangt, und man kann aus einem guten in einen schlechten Ackermann, und aus dem Ackermanne gar in einen Bettler ausarten, wenn man die Heerstrasse des Auskommens und Wohlstandes verläßt, und bequeme Schleifwege sucht.

Was unmittelbar folgt, kann ich überschlagen, und mit v. 208 ff. Virgils Anweisung, wann man säen solle, rechtfertigen, weil er bey dem unerfahrnen Wirthe hier in den Verdacht, daß ers noch mehr sey, kommen könnte. Er lehrt:

Libra die somnique pares ubi fecerit horas,
Et medium luci atque umbris jam dividit orbem:
Exercete, viri, tauros: serite horrea campis,
Vsque sub extremum brumae intractabilis imbrem.
Nec non & lini segetem, & cereale papaver,

Tem-

Tempus humo tegere, & jamdudum incumbere aratris:
Dum sicca tellure licet, dum nubila pendent.

Er giebt den vernünftigen und immer wahren Rath, die Wintersaat in eine trockne Furche zu streuen, und also vor der Regenzeit zu säen. Er räth ferner mit Ueberlegung, zeitig genung, von der Tagesgleiche, anzufangen, ob man gleich, wenns die Witterung erlaube, bis an die Wintersonnenwende diese Früchte, nämlich Wintergersten, *) Lein **) und Mohn, säen könne. Wir müssen zwar diese Früchte, besonders die letzten beyden, nach dem Winter bestellen, ***) dürfen daher aber den Dichter nicht der Unerfahrenheit beschuldigen, weil es für uns Unerfahrenheit wäre, nicht zu wissen, daß man in wärmern Gegenden bestellen kann, wenn man in kältern noch nicht darf, und nicht zu wissen, daß man auch in kältern Gegen-

*) Reichart kannte den Wintergersten wol, bauete ihn aber nicht, will auch nicht dazu rathen. M. s. L. u. G. S. 5ten Th. 3tes Cap. §. 6. S. 129.

**) Auch die Alten säeten den Lein zu mehrern Jahrszeiten, wie wir. Nach dem Plinius H. L. XIX. c. 1. säete man ihn auch im Frühlinge: vere satum aestate vellitur, & hanc quoque terrae injuriam facit. Und nach dem Palladius säet man ihn im Februar, aber mit schlechtem Gewinn: Februario aliqui lini semen laeto solo in jugerum X modios spargunt, & lina consequuntur exilia, tit. 22. oder linum exile müßte das feinharliche, wie sie es nennen, bedeuten. Dies ist die späteste Art; der frühe scheint in den October gehört zu haben: hoc mense lini semen seremus si placet, quod pro malitia sui serendum non est; nam terrae uber exhaurit. Sed si velis loco pinguissimo, & modice humido, seretur in jugero VIII modiis. Aliqui macro solo spissum serunt, ita assequuntur, ut linum subtile, das ist ohne Zweifel feiner Flachs, nascatur. Tit. 2. Auch im November und December kann er noch gesäet werden. M. s. *Colum.* L. II. c. 10, 17.

***) Si regio saevas hiemes habet, sagt Columella, so müsse man den Mohn erst post Idus Februarias säen. L. XI. c. 3, 42.

genden, wenn sie einen warmen Boden haben, den Gersten im Februar und November, und sogar den Leinsaamen vor dem Winter säe. Vom Mohne ist es mir in hiesigen Gegenden nicht bekannt geworden, da er überhaupt nicht stark gebauet, und mehr in den Gärten als auf dem Felde gezogen wird. Daß er manchen Winter bey uns verträgt, sieht man aus den Pflanzen, die von ausgefallenen Körnern aufgegangen sind, und im Frühjahre ganz frisch stehen.

Der Sommerfrüchte erwehnt Virgil nur drey, v. 215 ff.

Vere fabis satio: tum te quoque, Medica, putres
Accipiunt sulci, & milio venit annua cura:
Candidus auratis aperit quum cornibus annum
Taurus, & averso cedens Canis occidit astro.

Eine Untersuchung über faba will ich weiterhin anstellen, wenn von dem faselus die Rede kommt. Medica erklärt Herr H. H. für unsere Lucerne. Virgilius will mit Recht, daß sie in einen lockern, und also vor dem Winter schon gepflügten Boden bestellt werden soll. *) Hier hat übrigens die Angabe der Zeit aus den Gestirnen keine Schwierigkeit. Sie bezeichnen den Frühling, wie man ohnehin sieht. Das weitere will ich gleich berühren. Die Hirse dürfen wir hier nicht sicher vor dem May säen. **)

Der Dichter kommt wieder zu den Winterfrüchten, und lehrt v. 219 ff.

At si triticeam in messem robustaque farra
Exercebis humum, solisque instabis aristis:

An-

*) Dies hält Reichart so unumgänglich nöthig, daß er die Bestellung der Luserne gar nicht einmal über sich nehmen wollte, weil solche auf einen im Frühjahre zubereiteten Acker geschehen sollte. M. s. Th. 5. C. 6. §. 1. und besonders S. 185.

**) M. s. Reichart Th. 4. C. 3. §. 8. S. 105 ff.

Ante tibi Eoae Atlantides abſcondantur
Gnoſiaque ardentis decedat ſtella Coronae,
Debita quam ſulcis committas ſemina, quamque
Invitae properes anni ſpem credere terrae.
Multi ante occaſum Maiae coepere: ſed illos
Exſpectata ſeges vanis eluſit ariſtis.
Si vero viciamque ſeres, vilemque faſelum,
Nec Peluſiacae curam adſpernabere lentis;
Haud obſcura cadens mittet tibi ſigna Bootes.
Incipe, & ad medias ſementem extende pruinas.

Ich trete es den Aſtronomen ab, denen, die es zu wiſſen nöthig haben, zu erklären, wann damals die Eoae Atlantides, oder Vergiliae, oder Pleïades, oder Maia unter denſelben, oder teutſch, das Siebengeſtirn im Sternbilde des Stiers, unſichtbar geworden, oder untergegangen; wie der Untergang des Siebengeſtirns und der nordlichen Krone zu nehmen ſey, um, da dieſe Sternbilder einen entgegengeſetzten Stand am Himmel haben, zugleich dem Ackermanne ein Zeichen zu geben, daß er nun Weitzen ſäen dürfe; und wann damals Bootes cadens die Zeit, Hülſenfrüchte zu ſäen, beſtimmt habe.

Nachdem Herr P. Helmuth in ſeinen erſten Gründen der Sternwiſſenſchaft §. 97. S. 140. erklärt hat, was es heiſſe, ein Stern gehe heliace, coſmice, und acronycte auf und unter, ſo ſetzt er hinzu: „Die Erkenntniß dieſer verſchiedenen Arten des Auf- und Unterganges der Sterne dient vornämlich, die alten Schriftſteller zu verſtehen, weil davon Beſchreibungen in den lateiniſchen Poeten enthalten ſind.„ Ich, und vielleicht mehrere, die den geſtirnten Himmel mit demüthiger Bewunderung anſchauen, und der Kenner Unterricht nutzen, aber nicht meſſen, würden es ihm Dank gewußt haben, wenn er die uns dunklen Stellen der Alten, und beſonders des Virgils, aufgeklärt und verglichen hätte,

oder es noch thun wollte.*) Bis dahin will ich den landwirthschaftlichen Lesern unsers Dichters wenigstens erzehlen, wie die Sterne, welche bisher genannt sind, im niedersächsischen Horizonte erscheinen.

Virgil erwehnt etlichemal des Arcturus, des hellsten Sterns im Bootes. Nach Herrn Bode**) geht dieser Stern, nach Hamburgscher Polhöhe, itzt am 21. September mit der Sonne auf, und wird am 1. October ohngefähr in der Morgenröthe sichtbar. Da nun die Sonne vor etwa 2200 Jahren ein Sternbild um 30 Tage ehe erreichte als itzt: ***) so mag sie zu des Dichters Zeiten, vor 1800 Jahren, etwa 24 Tage früher da gestanden haben, wo wir sie itzt sehen, und der Arcturus ist also etwa den 28. August mit der Sonne

*) Nachdem ich diesen Wunsch schon niedergeschrieben, finde ich einen ähnlichen in der Allg. d. Biblioth. B. 36. S. 312 f. den der Herr Recensent von Herrn C. B. Funks Anweisung zur Kenntniß der Gestirne — thut. „Ein Verdienst, sagt er, führt gewissermassen die Verbindlichkeit zu mehrern mit sich, und darum möchte R. den V. ersuchen, einem Mangel abzuhelfen, der ihm bisweilen empfindlich gewesen ist. Die Lage der Sterne gegen den Aequator hat sich seit 2000 Jahren sehr geändert, weswegen viele Stellen der Alten, besonders die von dem Aufgange und Untergange der Sterne, durch unsere heutigen Himmelskugeln oder Planiglobien nicht können deutlich gemacht werden. Ein Astronom hilft sich wol; aber einem Philologen, der nicht, wie gewöhnlich, diese Stellen überschlägt, kann er doch nicht die Sache begreiflich machen. Daher würde ein Planiglobium, das auf den Stand des Himmels vor 1800 oder 2000 Jahren eingerichtet wäre, vortrefliche Dienste thun. Es müßte aber den ganzen Himmel, so weit er den alten Griechen und Römern bekannt war, fassen — Herr Funk scheint uns in jeder Absicht zu dieser Arbeit der schickliche Mann zu seyn.„

**) Anleitung zur Kenntniß des gestirnten Himmels, S. 388. der 2ten Auflage.

***) M. s. H. P. Helmuths Gestirnbeschreibung, §. 33. S. 150.

ne aufgegangen, sub ipsum Arcturum v. 67. hiesse also ganz richtig, gegen den Aufgang des Arcturs mit der Sonne, oder gegen den Ausgang des Augusts, und säˍhe mithin der Dichter hier auf den ortus cosmicus. *) Eben dieser Stern wird am 12. December des Abends unsichtbar, und ward es folglich damals etwa in dem letzten Drittel des Novembers, **) vor welcher Zeit man die hier genannten Hülsenfrüchte nicht säen sollte.

Im December geht itzt, ***) und im November mußte also damals das Gestirn der Krone des Abends untergehen; ****) und da die Plejaden um gleiche Zeit des Abends aufgehen: †) so müssen sie des Morgens untergehen, ††) oder durch die aufgehende Sonne verdeckt und un-

*) Columella sagt hiemit ziemlich übereinstimmig L. XI. c. 2, 63. non. Septemb. Arcturus exoritur, und Plinius L. II. c. 47. Sidus Arcturi exoritur undecim diebus ante aequinoctium autumni. Nach dem Colum. II. 10, 21. geht der Stern zwar auch auf ultimo mense Februario circa sextum aut quintum Calend. Mart. aber nach Herrn Bode, S. 389. ist er auch in den Monaten Decemb. Januar. Febr. und März in den Stunden nach Mitternacht am östlichen Himmel zu sehen.

**) Hier ist Columella etwas verschieden: quarto Calend. Novembris sagt er, Arcturus vespere occidit.

***) Bode, S. 343.

****) Wie hiemit bestehen kann, daß, wie Colum. XI. 2, 73. dreymal hinter einander sagt: tert. non. Octobr. Corona incipit exoriri; oct. Id. Oct. Coronae clara stella exoritur; tert. & prid. Id. Oct. Corona tota mane exoritur, das muß ein Sternkundiger erklären.

†) Bode, S. 319. und 335.

††) Nach dem Columella XI. 2, 77. ist es auch so: XIII. & XII. Cal. Novembr. solis exortu Vergiliae incipiunt occidere &c. Er hat sich bey der Behauptung, daß die Krone im October aufginge, doch wol vom Virgilius nicht irre führen lassen, zu glauben, daß, weil die Plejaden um

unsichtbar werden. Ich glaube also, daß Virgilius von den Plejaden mit Bedacht sagte, absconduntur, und von der Krone, decedit, weil jene zu der Zeit des Morgens untergehen, da diese des Abends untergeht.

Der Sirius, oder Canis des Virgils ist vom Ende des Aprils bis zum Ende des Augusts nicht zu sehen, oder wird am 28. April in der Abendröthe unsichtbar, und am 13. May geht er mit der Sonne unter. *) Da das damals früher war: so ist hiemit die Zeit zur Frühlingssaat auch recht gut bezeichnet.

So viel sieht jeder, daß Virgil warnt, den Weitzen und das harte Korn überhaupt nicht zu früh zu säen, weil er die Erfahrung habe, daß, die es gethan, ledige Aehren geerndtet. Ich finde im Palladius, daß man im September schon gesäet, und dies scheint in Italien auch wol zu früh, da es in Niederteutschland auf kalten Leimlande, wenn der Herbst lange warm ist, zu früh seyn kann, besonders wenn man frisches, feuchtes Korn in eine frische, feuchte Furche geworfen. In wärmerm Sandboden kann man noch viel ehe zu früh kommen, und erleben, daß sich das Korn verwächst, und ein dünnhalmiger, halbleerer Nachwachs geerndtet wird. Der Ackermann findet hier also den sehr vernünftigen Rath, sein Winterkorn, wie wir es nennen, nicht so früh, nicht so unvorsichtig zu bestellen, daß sich das Verwachsen mit seinem Nachtheil voraussehen lasse. **)

Oh-

um diese Zeit des Abends aufgehen, und Virgil ihren Untergang bey einander setzt, sie auch im October aufgingen?

*) Bode, S. 388. und eben so Columella XI. 2, 37. pridie Calend. Majas Canis se vespere celat.

**) „Es muß ein jeder sich hierin nach seinem Clima, nach dem „Saamen, ob er alt oder neu ist, und nach andern Umstän„den richten, und beobachten, ob bey ihm die zeitige, mit„telmäßige oder langsame Aussaat am besten zu gerathen „pflegt. Es ist in den Feldern und Fluren hierin ein merk-

„li-

Ohne alle Rücksicht auf den Bootes sagt schon der letzte Vers, daß man mit der Bestellung der Hülsenfrüchte noch langsamer verfahren, und damit verziehen dürfe, bis es schon stark reift, und, wie unser Landmann sagen würde, zuwintern will. Seinen Zeitgenossen und Landsleuten war der Rath heilsam, wir können ihn entbehren, weil wir unserm Winter keine Hülsenfrüchte anzuvertrauen wagen. Ueber ihre Natur hört man vielleicht lieber noch ein Paar Worte.

Vicia war ohne Zweifel unsere bekannte Wicke. Hier sind einige Stellen von derselben: *Varro* L. I. c. 31, 5. Ex segete, ubi sata admixta ordeum & vicia & legumina pabuli causa viridia, quod (far) ferro caesa, farrago dicta, aut nisi quod primum in farracia segete seri coeptum. Ea equi & jumenta caetera verno tempore purgantur ac saginantur. Vicia dicta à vinciendo, quod item capreolos habet ut vitis, quibus cum sursum vorsum serpit ad scapum lupini, aliumve quem, ut haereat, id solet vincire. Ich habe sie abgeschrieben, wie sie in der Gesnerschen Ausgabe gelesen wird. Varro sagt von seiner vicia, daß sie von vincire den Namen habe, weil sie sich mit ihren Häckchen an den Stängel des lupini, der Feldbone, die auch am steifsten dazu ist, hänge. Vorher wollte er die Ableitung von farrago angeben, und diese Stelle verstehe ich, ohne jemanden vorzugreifen so: farrago hat seine Benennung von einer Saat, wenn man nämlich Gersten, Wicken und andere Hülsenfrüchte unter einander gemengt säet,

„licher Unterscheid zu finden. In unsern Feldern fangen „die mehresten vierzehn Tage vor Michael an zu bestellen, „und continuiren damit bis im December, welches letztere „die Noth wegen des Wildschadens von sich selbsten lehret.“ Reichart L. u. G. S. Th. 5. C. 2. §. 7. S. 109. Von der Zeit zu säen giebt der Hausvater auf einem kalten Leimboden die Regeln: man kann nicht leicht zu früh säen; und man suche allemal, wo nicht früher, doch wenigstens nicht später zu säen, als seine Nachbaren. Th. 1. S. 153 f.

säet, und zum Futter grün abmähet, oder weil far das erste Korn gewesen, das man gesäet hat. Mit quod far weiß ich nichts anzufangen. Farrago soll also von ferro caesa, oder von seges farracia herkommen. Ein solches grünes Futter von Wicken, wozu nach Belieben Haber, oder Gersten, auch wol noch Erbsen und Bohnen genommen werden, heißt Wickfutter, farrago, und ist, wo die Weide gering ist, bis zur Erndte hin das beste Futter. Man sieht, daß es schon lange im Gebrauche gewesen. Colum. L. II. c. 11, 6. Viciae duae sationes sunt; prima, qua pabuli causa circa aequinoctium autumnale serimus septem modios ejus in unum jugerum; secunda, qua sex modios mense Januario, vel etiam serius jacimus semini progenerando. Vtraque satio potest cruda terra fieri, sed melius proscissa; idque genus praecipue non amat rores. Wenn nicht die dortige Saatzeit von der unsrigen, die behuef der grünen Fütterung vom März bis in den Junius geht, so sehr verschieden wäre: so würden wir gleich aus dem Gebrauch und der geringen Zubereitung des Ackers auf unsere Wicke rathen. Wir mähen das Wickfutter, und Varro leitete sogar den Namen davon her; hier aber heißt es bald nachher §. 9. quodsi etiam semen voles ex farragine percipere, à Calend. Martiis pecora depellenda, ab omni noxa defendenda est, ut sit idonea frugibus; man ließ es also vom Viehe abfressen, und konnte es doch noch als Saat erndten. Nach dem Plinius giebts ausser den beyden angeführten noch eine dritte Saatzeit: satio novissima Martio, tum ad frondem utilissima, L. XVIII. c. 15. Dies ist der Gebrauch und die Erfahrung hiesiger Gegend. *)

Den

*) Nach dem Reichart giebts einen dreyfachen Gebrauch von den Wicken; man läßt das Korn fast gelb werden, mäht sie dann, macht sie trocken, und futtert sie als Heu; man läßt sie völlig reif werden, dröschen, und futtert mit dem Korne Pfer-

Den faselus, oder fasellus, phaselus, phaseolus unterscheidet Columella Lib. II. cap. 10, 4. vom lupinus und der faba; L. X. v. 377. nennt er ihn longa. Palladius sagt, daß er im September zur Speise und auch im October gesäet werde. Viel mehr findet sich davon bey den alten Lateinern nicht. Man hält aber vielleicht allgemein den faselus für die Bone, die wir Vits- oder Feig- oder Fizebone nennen, und ich bilde mir ein, daß aus Faselbone Fisel- oder Fise-Fizebone geworden, wie mir es auch nicht unglaublich scheint, daß die Benennung Schminke, Schminkbone, oder nach der gewöhnlichen Aussprache, Sminke, von smilax gemacht seyn könne. Dieser Name kommt einer überaus grossen Menge von Bonen zu, Reichart hatte allein bis auf 200 Sorten,*) die sich aber sämmtlich in zwo Hauptarten, in die, welche keine Stange bedürfen, Kriechbonen nennt man sie, und in die Stangenbonen theilen lassen, ob sie gleich in Ansehung der Farbe, Grösse und Dauer gar sehr unterschieden sind. Die man unter dem Namen der türkschen Bonen kennt, sind die dauerhaftesten, und pflegen Früchte anzusetzen, bis sie der Frost im Herbste tödtet. Dies Jahr 1779. habe ich noch den 9. November grüne Bonen aus meinem Garten gegessen, und wahrscheinlich hätten sie noch eine spätere Mahlzeit geliefert, wenn man sie nicht gleich nachher aufgezogen hätte. In unserer Gegend kommen alle Fizebohnen darin überein, daß sie unsern Winter nicht vertragen; man wagt sie, wenn

Pferde und Federvieh; und man säet sie mit Erbsen, Haber und Gerste vermengt, und läßt sie, wenn sie einen guten Schuh hoch gewachsen, grün für das Vieh abschneiden. L. u. G. S. Th. 5. C. 4. §. 4. S. 155 ff.

*) M. s. L. u. G. S. Th. 1. C. 7. S. 36. und von dem Baue und der Natur dieser Bonen den 4ten Theil, das 4te Capitel, S. 130 ff.

wenn man sie vor dem May auch in den wärmsten Theil des Gartens steckt. Hieraus wird man aber nicht mehr folgern, daß sie der faselus der Alten nicht seyn könne, den man vor dem Winter säete; den italiänschen Winter vertragen mehr Früchte, die in dem unsrigen absterben. Man findet nicht, daß die Alten der Stangen erwehnen, derer ihr faselus bedurft hätte; sie säeten aber auch aufs freye Feld ohne Zweifel keine andere, als die sich ohne Stange halten konnten, wie unsere Ackerleute auch keine andere, als die Kriechbonen aufs Feld bringen. Vermuthlich bauete man sie, als eine Frucht, die grün und trocken eine gute Speise ist, in Italien häufig, und ihre schon erwehnte grosse Verschiedenheit schaffte ihnen leicht so viele Liebhaber, als es Leute gab, die Aecker oder Gärten baueten; daher nennt sie wahrscheinlich Virgilius vilem faselum.

Wäre nun faselus unsere Fizebone: so würde man hier auch nach lupinum und faba fragen. Grosse Philologen halten besonders das letzte für ein kaum zu erklärendes Gewächs, und ich masse mir durchaus nicht an, ihnen etwas erklären zu wollen. Ihre Belesenheit habe ich nicht; von der viel geringern aber, die ich habe, bekenne ich nicht belehrt, sondern immer weiter von der Spur abgebracht zu seyn. Der grosse Gesner wies mich an den Dodonäus, dieser an die Griechen, aus deren κυαμος ich fabam kennen lernen sollte, und, ich weiß nicht wer, an der Hebräer ihr פול, das die Siebziger κυαμος, und die Vulgata mit dem Tremellius faba übersetzen. Gelernt habe ichs auf diesen Wegen nicht, was faba sey, irre bin ich wol darauf geworden, auch Plinius hat mich nicht belehrt. Sollte es jenen grossen Männern bey ihrer viel ausgebreitetern Belesenheit wol eben so gegangen seyn? Ohne Zweifel wußte (dachte ich zuletzt, früher wäre besser gewesen,) Columella, was es war. Und dieser Landwirth nennt II, 10. unter den Hülsenfrüchten

lu-

lupinum, phaselum und fabam zuerst, und säet vom lupinum auf ein jugerum zehen modios, vom phaselus nicht mehr als vier, und von der faba sechs; Tremellius, sagt er, fodere nur vier. Da man von kleinern Körnern ein geringeres Maaß als von grössern säet: so muß faba ungefähr halb so groß als lupinum seyn, und also etwas grösser als eine Erbse. So verhält sich etwa unsere Feldbone gegen die so genannte Garten- oder grosse Bohne, und faba kann also kein kleines rundes Korn, als der Rübesaamen, seyn, wie Dodonäus will, *) der sie daher zum Bonengeschlechte gar nicht rechnet. Mir ist faba die von der Fizebone und der grossen Gartenbone unterschiedene, bey uns so genannte Feldbone, die ich, weil die Römer lupinum auch aufs Feld säeten, die kleine Bone nennen will, und lupinum halte ich für unsere Gartenbone, sie mag aber hier zum Unterscheide immer die grosse Bone heissen. Es kann seyn, daß die Alten, wenn sie von diesem verwandten Bonengeschlechte sprachen, und nicht von einer Art allein, bald faba, bald lupinum sagten, besonders scheint mir das Plinius zu thun, wie wir denn auch gewöhnlich nur Bonen sagen, wenn wir von dem Geschlechte oder von einer Art sprechen, aber fast immer Fize- oder Sminkbone sagen, wenn wir faselum meynen. Die Uebersetzung des lupini durch Feigbone finde ich gewöhnlich, verstehe sie aber nicht, und wüßte auch nicht eine genaue Beschreibung der so genannten Feigbone angetroffen zu haben. Nun noch etwas aus den Alten, zum Beweis, daß es sich auf die grosse und kleine Bone passe, was sie von lupinum und faba sagen. Sie machen, meiner Meynung nach, ein Geschlecht aus; wir pflegen nur

*) Hist. stirpium, Pempt. IV. L. III. c. 1. f. 513 ff.

nur die grosse Bone nicht aufs Feld zu bringen, und also nicht in Menge zu erndten, und daher haben wir nur Erfahrungen von der kleinen Bone, faba, die die Römer auch von der grossen, lupinum, hatten. Columella sagt von ihr: II. 10, 1 f. vineis jam emaciatis & arvis optimum stercus praebet, (wenn sie nämlich grün untergepflügt wird, si quis lupinum stercorandi agri causa seminabit, aratro illum nunc, Majo mense, debebit evertere, sagt Palladius Maj. 4, 2. Das pflegen wir zum Theil, s. den schlesischen Landwirth, Th. 1. S. 94 f. und Reichart L. und G. S. Th. 5. S. 147. noch zu thun, aber doch mehr mit Erbsen und Wicken, als mit Bonen, ob diese gleich noch wol besser dazu seyn möchten,) ac vel effoeto solo provenit — Boves per hiemem coctum maceratumque probe alit. Famem quoque, si sterilitas annonae incessit hominibus, commode propulsat. Eben so Reichart a. a. O. S. 150 ff. von der Feldbone, wie es auch von der grossen Bone, wenn wir sie in Menge hätten, wahr seyn würde. Daß sie die Römer vor, und wir nach dem Winter säeten, betrifft das Clima, und nicht das Gewächs. Auch eine kleine Verschiedenheit in der Cultur bezeichnet kein verschiedenes Gewächs. Reliquum quod seminis superest, in tabulatum, quo fumus pervenit, optime reponis, quoniam, si humor invasit, vermes gignit, qui simulatque oscilla lupinorum ederunt reliqua pars enasci non potest. Dies hat Reichart auch, theils von der kleinen S. 153. theils von der grossen Bone Th. 4. S. 145. nur mit der ohne Zweifel bey uns wenigstens wahren Beobachtung, daß die Würmer niemalen den Keim, sondern nur den Mark angehen. Vielleicht hatte man aber in Italien welche, die den Keim angingen.

Von

Von der faba sagt Columella a. a. O. §. 7. Sunt etiam, qui putent, in arvis vice stercoris fungi; quod sic ego interpretor, ut existimem, non sationibus ejus pinguescere humum, sed minus hanc, quam caetera semina vim terrae consumere. Und das wissen alle Landwirthe, daß die Feldbone nicht zehrt, man kann sogar Weitzen nach derselben säen. Man pflegte sie vor, auch nach dem Winter zu bestellen. Diese hieß faba trimestris, oder marsica, und von ihr redet Virgilius. Columella zieht jene vor §. 9. post brumam parum recte seritur, pessime vere, quamvis sit etiam trimestris faba, quae mense Februario seratur, quinta parte amplius quam matura, sed exiguas paleas, nec multam siliquam facit. Es ist also offenbar eine Hülsenfrucht. Sie ist §. 12. dem Wurme eine Speise, wie lupinum, und kann leicht gedroschen werden §. 13. 14. wie bekannt von der Feldbone ist. Um das Farrnkraut zu tilgen, besäete man die Aecker lupino oder faba, Col. 2, 2. 13. Sie sind also ähnliche Gewächse, die dick und hoch werden, um, was zwischen ihnen aufwachsen will, zu ersticken, wie die Erfahrung noch von beyden Gattungen Bonen lehrt. Nur noch ein Paar Stellen aus dem Plinius XVIII. 7. Leguminum unicaulis faba sola, unus & lupinus. Ein verwandtes Gewächs also, C. 12. Fabae multiplex usus omnium quadrupedum generi, praecipue homini, frumento etiam miscetur apud plerasque gentes — Siliquae caulesque gratissimo sunt pabulo pecori. Hier fast alles von der faba, was Columella vom lupino sagte, und Reichart bestätigte, und fast jedermann von beyden Bonenarten weiß. Ich glaube also fabam zu kennen, will aber niemanden vorgreifen, der sie für ein anderes Gewächs hält, sondern vielmehr aus kritischen und ökonomischen Ursachen bitten, dies andere Gewächs in der Natur aufzusuchen und vorzuzeigen, weil das bey dem Dodonäus ent-

weder Bone, oder eine Pflanze ist, die doch irgendwo in der Natur seyn muß.

Bey lens ist meines Wissens kein Zweifel, daß es unsere bekannte Linse bedeute, die man, wie andere Hülsenfrüchte, dort vor dem Winter säete. Doch, sagt Columella II. 10, 15. sationes ejus duas servamus, alteram maturam per mediam sementim, seriorem alteram mense Februario. Jugerum agri paullo plus quam modius occupat. Aus dem geringern Maasse der Einsaat sieht man, wie viel lens kleiner als faba und lupinum seyn müsse.

Was nun folgt, gehört theils zu meinem Fache nicht, theils betrifft es die Winterarbeiten der Landleute, die damals in Italien freylich anders als bey uns seyn mußten, und theils Vorurtheile und Aberglauben damaliger Zeit. Bey jenen kann ein Landwirth erinnert werden, zu untersuchen, ob seine Wintergeschäfte so wohl geordnet sind, daß sie, ehe die Sommerarbeiten wieder kommen, abgethan, und zur Beforderung derselben eingerichtet sind, weil durchaus nicht in den doch genung besetzten Sommer hinaus verschoben werden muß, was auch im Winter geschehen kann, und weil billig itzt für alles, was man im Sommer nöthig hat, weislich gesorgt werden muß, damit es dann, wenn Verzug von Tag und Stunde schaden kann, an nichts fehle. Der gemeine Landmann steckt noch immer, zumal in den Gegenden, wo die Erkenntniß geringer als in andern ist, voller Aberglauben und Vorurtheile. Ich wünsche, daß Virgilius den klügern Landwirth aufmerksam und neugierig darauf machen, und ermuntern möge, sich den Irrthümern zu

wi-

widersetzen, und klare, richtige, nützliche Grundsätze auszubreiten.

Von dem übrigen Inhalte des Buchs will ich, um nicht zu weitläuftig zu werden, weniger sagen, und nur noch einzelne Verse ausheben, worin der Dichter als ein noch immer brauchbarer Landwirthschaftslehrer erscheint. Der Landmann, sagt er, muß den Schlaf nicht zu lieb haben, und vor Tage schon an Arbeiten gehen, die dann leichter als am Tage werden: v. 287 ff.

Multa adeo gelida melius se nocte dedere,
Aut quum sole novo terras irrorat Eous.
Nocte leves melius stipulae, nocte arida prata
Tondentur: noctes lentus non deficit humor.

Es sind zwar in Italien die Tage heisser, die Früchte also welker, und die Nächte weniger kühl als bey uns; aber unsere guten Landwirthe und fleißigen Tagelöhner befolgen doch diese Bemerkung auch hier umher, und mähen oder schneiden am liebsten, und an manchem Orte bloß, so bald man nothdürftig sehen kann, und so lange als der Thau liegt. Daß sich trockne Wiesen, deren Gras die hohe Sonne ganz welk zu machen pflegt, am leichtesten vor derselben, so lange es noch frisch im Thaue steht, mähen lassen, ist so bekannt als begreiflich; *) der Vortheil

*) M. s. den schlesischen Landwirth, im 2ten Theile, S. 215. „Man wähle, sagt er, wenn man kann, thauichte, nebelichte Morgen zum Grashauen. Diese verkündigen insgemein „helles Wetter, und haben überdem für uns den Vortheil „— auch wol für unsere Mäher — daß sie das Gras mit „Saft

theil aber, daß im Safte geschnittenes Gras eine kräftigere Fütterung als welkes gewährt, scheint so bekannt nicht zu seyn, als der, daß man das Gras geschwinder trocknet, wenn es die wärmere Sonne schon abgehauen findet, Leves stipulae sind ohne Zweifel die einzelnen schwachen Kornhalme im Sande, die man am sichersten früh morgens unter die Sense bringt, weil sie am hohen Tage leicht so schlaf werden, der Sense zu entweichen.

Bey dem, was der Dichter von den häuslichen Nachtarbeiten weiter sagt v. 291 ff.

Et quidam seros hiberni ad lumlnis ignes
Pervigilat, ferroque faces inspicat acuto.
Interea longum cantu solata laborem,
Arguto conjunx percurrit pectine telas:
Aut dulcis musti Volcano decoquit humorem,
Et foliis undam trepidi despumat aheni.

läßt sich manches heilsame für den Landwirth erinnern. Das wichtigste ist, daß man nicht einen allein spät bey Lichte arbeiten, sondern noch jemand aufbleiben läßt, der bey der Arbeit mit feuerfangenden Dingen Besorger und Hüter der Lampe ist, und beym nächtlichen Kochen den Schaden des Feuers desto sicherer verhütet. Wenn einer allein bey Lichte arbeitet, so ist immer das Haus

„Saft erfüllen, und recht steif für die Sense machen. Ein „Vortheil, der allein schon werth wäre, das Windsystem „besser auszustudieren, als wir bisher gethan haben.„

Haus in Gefahr, weil den einsamen der Schlaf verfolgt, unter welchem das Licht schaden kann, und, leider! so oft geschadet hat. Wenn einer allein ein grosses Feuer in Schranken halten soll, so ist das Haus nicht ohne Gefahr, weil jede Entfernung und so manche andere Vorfälle dem Feuer eine Oberhand geben können, die eine Person, zumal im ersten Schrecken, ihm nicht wieder abzugewinnen vermag. Durch quidam, hoffe ich, versteht Virgil den Hauswirth selbst, weil sich ohne Zweifel darauf conjunx bezieht. Wer Knecht und Magd mit einander in die Nacht arbeiten läßt, ist nicht so vorsichtig, Schande und Schaden von seinem Hause abzuwenden; und wer es der letztern allein anmuthen ist, giebt, ausser der Gefahr von Feuer und Licht, selbst Anlaß, daß sie, wenn es auch bloß unter dem Gefühl oder Vorwande des Grauens geschehen sollte, Gesellschaft sucht oder bekommt, die ihr so nachtheilig als dem Hauswirthe werden kann. Man sieht ferner, daß damals die Hausfrau selbst webte, wie ohne Zweifel ein sehr würdiges Wintergeschäft für sie, und noch hier und da auf dem Lande in Gebrauch ist. Daß ihr der Mann dabey Gesellschaft leistet, und des Lichts wartet, und sie ihm mit Singen die Zeit verkürzt, ist kein unebenes Bild guter Haushälter und guter Eheleute.

In den bald folgenden Versen 299 ff.

> Nudus ara, sere nudus: hiems ignava colono.
> Frigoribus parto agricolae plerumque fruuntur,
> Mutuaque inter se laeti convivia curant.

läßt sich, glaube ich, nicht übersehen, daß der Dichter mit dem nudus ara, sere nudus, den emsigen Fleiß empfeh-

pfehlen will. Im Winter kannst du faullenzen, und dir wieder was zu gute thun; hinter dem Pfluge aber und im Säelaken *) arbeite streng, arbeite dich so warm, daß du das Zeug wegwirfst. Eine noch stets heilsame Erinnerung, weil oft so viel darauf ankommt, daß der Acker zu rechter Zeit gepflügt und besäet wird, und beydes wieder darauf ankommt, daß der Ackermann dabey die Kälte nicht scheuet, und nicht dabey friert, sondern sich warm, und das Zeug vom Leibe arbeitet. **) Virgils Zeitgenosse würde den halben Vers: nudus ara; sere nudus nicht voreilig so ergänzt haben: habebis frigora, febrem, wenn er ihn ganz aus, und die beyden folgenden dazu gehört hätte. Vielleicht war es ein weichlicher Hofmann, der noch dazu meynte, man solle ohne Zeug hinausziehen, und der hätte sich freylich das Flußfieber zugezogen. Ohne Zweifel will der Dichter nichts weiter, als damit fleißige Arbeit im Sommer empfehlen.

Um seine Landwirthe aufmerksam auf die Wetterkunde zu machen, und um sie für Sicherheit und Trägheit

*) Ich spreche nach unserer Sitte; die Römer hatten satoriam trimodiam, s. Columella II. 9, 9. vermuthlich einen Säekorb, der drey modios faßte.

**) Um der Kälte willen, sagt Salomon Spr. 20, 4. will der Faule nicht pflügen: so muß er in der Erndte betteln, und nichts kriegen. Oder, wie es Herr Ritter Michaelis übersetzt: Der Faule scheuet die Kälte, und säet nicht, zur Erndtezeit sieht er sich um, und nichts ist da. Er säet vermuthlich, aus Furcht sich zu verkälten, nicht zur rechten Zeit. Denn wer gar nicht säet, wird ja auch wol nicht zu erndten erwarten.

heit zu aller Jahrszeit zu warnen, erzehlt der Dichter v. 316 ff.

Saepe ego, quum flavis messorem induceret arvis
Agricola, & fragili jam stringeret hordea culmo,
Omnia ventorum concurrere praelia vidi:
Quae gravidam late segetem ab radicibus imis
Sublime expulsam eruerent: ita turbine nigro
Ferret hiems culmumque levem stipulasque volantis.
Saepe etiam immensum caelo venit agmen aquarum,
Et foedam glomerant tempestatem imbribus atris
Collectae ex alto nubes: ruit arduus aether,
Et pluvia ingenti sata laeta boumque labores
Diluit: implentur fossae, & cava flumina crescunt
Cum sonitu, fervetque fretis spirantibus aequor.
Ipse pater, media nimborum in nocte, corusca
Fulmina molitur dextra: quo maxuma motu
Terra tremit: fugere ferae: & mortalia corda
Per gentes humilis stravit pavor. —
Hoc metuens, caeli menses & sidera serva.

Das Ungewitter, welches Virgil hier so fürchterlich schön beschreibt, flieht auch unsere Gegenden nicht; die Donnerwetter sind vielmehr in der Erndte so häufig, als ein Sturm in der Zeit von der Mitte des Augusts bis in die Mitte des Septembers, den unsere Landleute den Weitzendröscher nennen, fast ganz gewöhnlich ist. *)
Da

*) In Schlesien giebt es sogenannte Johanniswässer, die alle Hoff-

Da dieses vorzügliche schädliche Ungewitter bey uns gemeiniglich von Westen kommt: so zeichnet sich der vorsichtige landwirth dadurch aus, daß er alles im Stande hat, um, gegen manches Vorurtheil, mit den Früchten aus dem Felde nach Haus eilen zu können, daß er ihnen, so lange sie auf dem Felde bleiben müssen, eine möglichst sichere und feste lage gegen den Westwind und den Regen zu geben studiert, daß er die Abzugsgräben auch im Sommer erneuert, und nicht zufallen läßt, um dem Wasser den möglichst geschwindesten Abfluß zu verschaffen, und daß er den Verlust der Erndte noch in der Erndte besorgt, und ihn sich durch eine immer sorgfältige Wirthschaft erträglich macht.

Was ist nun bey dieser immer zu besorgenden Gefahr zu thun? Der Dichter hatte schon Beobachtungen empfohlen; ehe er sie aber erzehlt, giebt er diesen vortreflichen Rath v. 338 ff.

In primis venerare deos, atque annua magnae
Sacra refer Cereri laetis operatus in herbis,
Extremae sub casum hiemis, jam vere sereno.
Tunc pingues agni, & tunc mollissima vina;
Tunc somni dulces, densaeque in montibus umbrae.
Cuncta tibi Cererem pubes agrestis adoret.

Welche Ermunterung für den christlichen Prediger, aus der Herrschaft Gottes über Wind und Wetter die Gottes-

Hoffnung der Heuerndte zu Schanden machen. Schlesisch. Landw. 2ter Th. S. 211.

tesfurcht zu befordern, und besonders die Jugend durch die Vorstellung zu bessern, daß ihr Fleiß sie ohne Frömmigkeit nicht ernähren werde! Ich könnte es leiden, daß unser Hagelfeyer im Frühjahre und noch ein Tag vor der Erndte früh mit Betrachtungen über den Segen Gottes in der Kirche, und nachmittags mit einem unabergläubischen Umgange um die Felder noch gefeyert würde. Sollte es nicht bleibenden Eindruck von Gottesfurcht machen, wenn der Prediger, zunächst mit den Kindern, und hinter ihnen mit den Hauswirthen und Greisen seines Dorfs im Cirkel umringt, in einer bequemen Gegend, wo man das Winterfeld übersehen könnte, niederkniete, und nach Zeit und Umständen, Dank, Gebet und Lob, ganz in Beziehung auf die Feldfrüchte, dem Allmächtigen aus der Fülle seines Herzens darbrächte, darauf ein kurzes, passendes Lied gesungen, und diese Andacht bey den beyden andern Feldern wiederholet würde? Sollte es unmöglich seyn, sie vom Aberglauben rein zu halten? Gewesen ist dergleichen.

Unsere Vorfahren empfingen mit dem Ackerbaue von den Römern (daß sie ihn von den Römern gelernt, wenigstens vollständiger gelernt haben, halte ich für ganz gewiß,) auch ihre ländlichen Feste, und gaben, als sie Christen wurden, ihnen eine christliche Gestalt, wie sie damals gegeben werden konnten. Bey aufgehender Erleuchtung mißfiel nun freylich diese Gestalt als abergläubig, und hie und da falsch, und bedurfte einer Verbesserung. Man hob aber lieber das ganze Fest auf, da man, meiner Meynung nach, seine Feyer häte verbessern sollen. Es wird

nun schwerlich wieder eingeführt werden. *) Aus Beysorge, den Aberglauben zu begünstigen, entfernen wir alle Eindrücke von aussen, und wollen alle Rührungen von innen herausholen. Ob wir dabey nicht vergessen, daß unsere gemeinen Landleute so erleuchtet noch nicht sind, und vielleicht nie so erleuchtet werden möchten, um sinnliche Rührungen zur Beförderung der Andacht und Rechtschaffenheit entbehren zu können?

Mit dieser Andacht soll der Landwirth, nach der Meynung des Dichters, Beobachtungen verbinden, die er umständlich erzehlt, und denen er eine grosse Sicherheit beylegt v. 351 ff.

Atque haec ut certis possimus discere signis,
Aestusque, pluviasque, & agentis frigora ventos;
Ipse pater statuit, quid menstrua Luna moneret:
Quo signo caderent austri: quid saepe videntes
Agricolae, propius stabulis armenta tenerent.

Wenn ich nicht schon zu weitläuftig gewesen bin, so würde ichs werden, wenn ich alle die Beobachtungen erläutern wollte, aus welchen Virgilius meynt die instehende Witterung schliessen zu können. So unaufmerksam ist wol niemand hierauf, daß er an

*) Man kann manches hieher gehörige weitläuftiger in Herrn P. Dünnhaupts Beyträgen zur niedersächsisch. Geschichte und Alterthümern, S. 94 ff. lesen.

an der Richtigkeit aller zweifelte, und nicht zugäbe, daß jedes Land, jede Gegend, jeder Ort gewisse Merkmale habe, aus welchen sich diese oder jene Witterung erwarten liesse.

Es giebt ohne Zweifel sehr weit wahre Anzeigen des Wetters, wenn wir nämlich auf die Beschaffenheit unserer Luft merken, wie sie uns die Sonne, der Mond und auch die Sterne zeigen, die sie dem Beobachter oft ehe und gewisser zeigen, als dem Städter seine Wettergläser. Es kann nicht geleugnet werden, oder man müßte nie auf dem Lande gewesen seyn, daß manche Thiere eine nahe Veränderung des Wetters fühlen, und zu erkennen geben. Es ist endlich ausgemacht, daß auch manche leblose Dinge, mit welchen wir täglich aufmerksam umgehen, die veränderte Beschaffenheit der Luft gleichsam empfinden und äussern. Indeß bleibts wahr, daß die sichersten Beobachtungen höchstens provincial, und häufig nur local sind. Da inzwischen dem Landwirthe äusserst daran gelegen ist, auch nur einen Wink von instehender Veränderung des Wetters zu haben: so wünschte ich, daß Virgil und sein Erklärer die künftigen Landwirthe früh aufmerksam darauf machen, und daß der hierin erfahrne Landwirth seiner Gegend die Wohlthat erweisen, und ihr seine Beobachtungen mittheilen möchte.

Vielleicht ist man zu keiner Zeit so achtsam auf Wetterkunde gewesen, als itzt. Ich lobe es sehr; darf ich aber auch wol meine Meynung davon sagen? Ich glaube, daß wir niemals die Witterung eines ganzen Jahres werden vorhersehen lernen,

nen, glaube aber, daß man in jeder Gegend sichere Merkmale naher Witterung hat, und glaube daher, daß wir so weit, als es möglich, und uns, um unsere Abhänglichkeit von Gott nicht zu verkennen, hienieden nützlich ist, kommen würden, wenn erfahrne Landwirthe ihre Beobachtungen einer Societät der Wissenschaften, einer landwirthschaftlichen Gesellschaft, oder wer sich sonst in ihrem Lande damit befassen will, zur Prüfung mittheilten, und dies urtheilende Collegium die richtig befundenen Beobachtungen, mit Anzeige der Gegend, wo sie zutreffen, in öffentlichen viel gelesenen Blättern bekannt machte. Den gewissesten Nutzen hievon hätten die jungen Wirthe dieser Gegend, die nun gleich so viel wie die alten vorauswüßten; einen wahrscheinlichen Nutzen könnten entfernte, aber sonst diesen sehr ähnliche Gegenden daraus schöpfen; und es steht dahin, ob solche Beobachtungen nicht der Wetterkunde im Grossen bereichern und berichtigen würden. Virgilius hält wenigstens die Merkmale des Regens so sicher, daß er v. 373 f. sagt: nunquam imprudentibus imber obfuit, wenn der Landmann darauf achtet, so muß ihm nie ein Regenwetter unvermuthet kommen, und schaden.

Weiter will ich nicht gehen. Ich hoffe bewiesen zu haben, daß Virgilius Lehren vorträgt, die noch alle Beobachtungen des niederteutschen Landwirths verdienen. Die man im ersten Buche findet, erwecken ohne Zweifel ein gutes Vorurtheil für die in den übrigen drey Büchern. Da wir nun über den Nutzen der Sprache und die Schönheit des Gedichts bereits einig sind, auch leicht übereinkommen werden, daß die unter dem Schul-

zwan-

zwange zu verstattende Liebe zum Landleben durch unsern Dichter am angemessensten erhalten werden möchte: so scheints bloß noch an einer wohlfeilen Ausgabe der Georgicorum mit landwirthschaftlichen Noten zu fehlen. Ich weiß bloß, gesehen habe ich das Buch nicht, daß wir vom Herrn Dusch eine teutsche Uebersetzung der Noten haben, die Joh. Martyn, ein Engländer, über die Georgica geschrieben hat, und kann also nicht sagen, ob das Buch meinen Wunsch erfüllt. Wäre er noch unerfüllt, und es wollte ihn jemand befriedigen: so gäbe er uns das Lehrgedicht des Virgils in seiner Sprache mit so viel teutschen Anmerkungen, als nothdürftig hinreichten, den Dichter als Dichter und Landwirth zu verstehen. Mehr, meyne ich, braucht der Schüler nicht, (seinem Lehrer stehts frey, wenns ers gut findet, ihm mehr zu sagen,) und mehr braucht der junge Mann nicht, der auf dem Lande erst Landwirthschaft studieren muß. Die hieher gehörenden Noten klären Virgils Regel so kurz als möglich ist auf, bestätigen, ohne Anführung von Schriftstellern, was sie noch immer wahres und brauchbares enthalten, berühren die Ursachen, wo wir ihm nicht folgen können, und empfehlen die Beobachtung seiner Vorschriften, die versucht und eingeführt zu werden verdienen. Am liebsten sähe ich, wenn ein praktischer, beobachtender und belesener Landwirth uns dies angenehme und brauchbare Lehrbuch junger Landwirthe geben wollte.

Wenn mirs hiebey nicht geht, wie es uns oft geht, daß wir nämlich unsere Einfälle, weil wir sie zu nahe haben, grösser ansehen als sie sind: so wird die Landwirthschaft durch dies vorgeschlagene Buch in

der

der Folge gewinnen, weil sie mehr Liebhaber und mehr Beobachter dadurch bekommen wird. Hätten wir den Columella, wie ich ihn wünsche, dazu, und wären beyde Bücher bekannter: so läßt sich ein Fortgang erwarten, den neue Schriften kaum bewirken möchten. Zu dieser Arbeit hätte ich selber wol Lust, trete sie aber auch einem geschicktern Ausleger dieser beyden alten Landwirthe gar gern ab.

Ende des zweyten Stücks.

W. 1.